

Das Müslispiel

Bernard Bychan

Inhaltsverzeichnis

I. Königin von Montara	1
II. Am Tag danach	71
III. Nicht immer	135
IV. Und weiter	201
V. Fasanen	261
VI. Das Schweigen der Meerjungfrau	271
VII. Sonntag	303

I. Königin von Montara

Es geschah aber am Ende von zwei vollen Jahren, da träumte der Pharao: und siehe, er stand am Strom. Und siehe, aus dem Strom stiegen sieben Kühe herauf, schön von Aussehen und fett an Fleisch, und sie weideten im Riedgras. Und siehe, sieben anderen Kühe stiegen nach ihnen aus dem Strom herauf, häßlich von Aussehen und mager an Fleisch, und sie stellten sich neben die Kühe ans Ufer des Stromes. Und die Kühe, die häßlich von Aussehen und mager an Fleisch waren, fraßen die sieben Kühe, die schön von Aussehen und fett waren. Da erwachte der Pharao. 5Und er schlief [wieder] ein ...

Genesis 41

Besuchszeiten, morgens von 10 bis 11 Uhr, dann nochmals von 18 bis 19 Uhr. Aber bei den abendlichen Zeiten gab es noch den handschriftlichen Zusatz „Nur nach Rücksprache“. Dann las sie wieder diese mit Kugelschreiber gekritzelten Anweisungen zum Öffnen der Türe. Hinter dem Kleiderständer mit ihrer roten Jacke ein international verständliches Symbol, um das Rauchen in diesem winzigen und fensterlosen Raum zu verhindern. Wenn sie jetzt auf den Flur ginge, dort gibt es ja eine spezielle Ecke, dann könnte sie ja noch eine rauchen. Merkwürdig fand sie es schon, denn normalerweise rauchte sie recht wenig. Manchmal tagelang nicht. Meist nur in Gesellschaft, und hier plötzlich, wo es verboten war, wo sie jeden Augenblick hereingerufen werden konnte, verspürte sie ein tiefes Verlangen. Sie konnte nicht auf den Flur gehen, denn, was wäre, wenn die gerade dann sie aufriefen. Woher sollten sie wissen, wo sie wäre? Würden Sie sich überhaupt die Mühe machen, nach ihr zu suchen? Natürlich nicht! Warum sollten sie? Die würden halt denken, daß sie wieder weggegangen sei und, daß sie wohl später wieder käme. Wenn Sie jemandem Bescheid sagen könnte, dann wäre es ja okay, aber sie war ja allein in dem Warteraum. Sollte sie einfach mal wieder den roten Knopf drücken und nachfragen, wie lange es noch dauere, oder, ob man sie vielleicht vergessen habe? Sie solle ein wenig warten, hatte vor über einer halben Stunde eine Frauenstimme aus dem Lautsprecher der Wechselsprechanlage geplärrt, nachdem Vera ihren Namen und ihr Anliegen genannt hatte. Sicherlich sind die schrecklich überarbeitet, und durch so einen Lautsprecher verzerrt und verfremdet klingt doch wohl jede Stimme eher unfreundlich, versuchte sie sich zu ermutigen, aber dennoch würde sie noch ein wenig warten. Vielleicht in einer viertel Stunde, dann wäre es sicherlich angebracht, dann würde sie es nochmals versuchen, falls sich bis dahin nicht eh jemand gemeldet hätte. Würde man sie eigentlich per Lautsprecher informieren, daß sie eintreten könne? Dann müßten sie die Türe aber aus der Ferne öffnen können. Bestimmt käme jemand, denn sie wußte ja gar nicht, wie es weiter gehen sollte.

Kein Traum, auch wenn es noch so unreal wirkte, auch wenn es noch so wünschenswert wäre. Unter ihrem Hintern spürte sie das harte Plastik von einem der vier Stühle. Sie war allein, und wartete. Heiß und stickig war es in dem kleinen fensterlosen Raum. Sie konnte sich kaum mehr vorstellen, daß sie noch kurze Zeit vorher gefroren hatte. Sie

fröstelte seit sie ihr warmes Bett verlassen hatten und leise auf nackten Zehenspitzen über kalte Fliesen mit dem Telefon ins Bad geeilt war. Ihre Oberschenkel und Kniee fest an ihren Oberkörper gepreßt saß sie mit ihrem Rücken gegen den Heizkörper, der nur wenig Wärme spendete, denn für die Heizung ihres Hauses war ihrer Programmierung folgend noch Nacht. Nacht, rebellierte es auch in ihrem Körper, und das grelle Licht von der Neonlampe über dem Spiegel konnte ihn nicht täuschen. Dunkelheit herrschte noch. Seine Worte sollten sie möglichst sanft an seine Hiobsbotschaft heranführen, aber aus dem kalten Hörer tropfte Walters Stimme wie Tränen in die tiefe Dunkelheit ihres Schlafzimmers. Der Klang, die Melodie seines einleitenden 'Tut mir leid' kündeten von der Katastrophe, sein 'leid' klang nach Krankheit, Elend und Tod. Schnell aus dem Bett ins Badezimmer, denn dort könnte sie reden ohne die anderen zu wecken. Kalt war es im Badezimmer und draußen war es noch kälter und dunkel. Zurück ins Bett posaunten ihre Gefühle, aber bewegungslos verharrend lauschte sie dem, was Walter ihr zu sagen hatte. Die Kinder schliefen noch, Gott-sei-dank, und das sollte auch so bleiben, Vanessa mußte noch schlafen, sie mußte fit sein für Ihre Mathearbeit. Vera hatte ihr wortloses Entsetzen in den Hörer gehaucht. Was war mit Felix, dachte sie, ein wenig später, nachdem sie aufgelegt hatte, und versuchte zu begreifen, was Walter schluchzend von sich gegeben hatte. Wollte sie eigentlich, daß er aufwachte? Wollte sie, daß er zu ihr käme, und sie mit ihm reden könnte? Reden wollte sie, ja, aber sie hatte Furcht vor dem, was er sagen könnte, und sie hatte Angst vor dem, was er unterlassen könnte. Sie scheute sich vor seiner Kritik und vor seiner reinen Vernunft. Nein, es wäre besser, wenn er noch schlief und sie noch alleine ließe mit ihren bleiernen Empfindungen. Sie klebte mit ihrem Rücken am Heizkörper. Ganz still, bloß nicht bewegen, und das Übel würde sie nicht bemerken.

Schweigen, und ihre Gedanken verschmolzen im Weiß der geschlossenen Türe. Eine weiße Ewigkeit, Damm gegen die Finsternis, und dann auf, zum Waschbecken. Sie mußte ihre Zähne putzen. Sollte sie noch duschen? So früh? Nein, würde zu lange dauern und würde möglicherweise auch Felix und die Kinder aufwecken. Leise, niemand soll wach werden. Verdammt, wer hat denn wieder seine Zahnpasta im Waschbecken gelassen. Die lernen das nie. Dabei, man braucht doch nur ein paar Sekunden. Sieht alles gleich so häßlich aus. Jetzt ist sie

hart, und ich kann sie loskratzen. Wieso regte sie sich ausgerechnet jetzt über so etwas auf, wunderte sie sich. Das war doch jetzt völlig unwichtig! Kaffeekochen, ja, zwei Tassen ist wohl genug, denn Felix wird wohl noch nicht so schnell aufstehen.

Dann in der Küche, fühlt sie sich behaglich. Eine dampfende Kaffeetasse vor sich. Die Zeitung aufgebretet, ein Blick in die Sonderangebote, und schöne Musik aus dem Radio, und das Monster hinter der weissen Falltüre tief in ihrem Innern schweigt. „... ferner weist Edwin Fiedler darauf hin, daß der Narrenzug in diesem Jahr, nicht wie gewohnt in der Waldstraße, sondern in der Kantstraße vor der neuen Mehrzweckhalle starte. Die Zahl der teilnehmenden Vereine und Gruppen, und hierauf ist Edwin Fiedler sichtlich stolz, habe sich in diesem Jahr um zehn Prozent auf nunmehr 38 gesteigert ... ” Felix würde sich jetzt wieder über diese Rechenkünste tierisch aufregen, dachte sie, während sie überlegte, wieviel Vereine wohl im Vorjahr teilgenommen hätten. In zwei Stunden erst müßte sie Vanessa aufwecken. So früh war sie schon lange nicht mehr auf gewesen. Plötzlich öffnete sich die Türe, und Felix stand blinzeln in der Küche.

— „Wer hat denn angerufen? Ist etwa etwas passiert!“, fragte er gähnend und rieb seine Augen.

Er hatte es also doch mitbekommen, hatte doch nicht so fest geschlafen, wie sie angenommen hatte. Sie verstand sein ‘etwa’: Kann doch nicht sein, darf nicht sein, würde überhaupt nicht in meinen Terminplan passen.

— „Walter war’s, er sagte, daß Mutter heute Nacht aufgestanden sei und dann plötzlich zusammengebrochen sei, und dann habe sie nur wirres Zeug ... ” und unter Tränen und Schluchzen fährt sie fort: „, es könne ein Hirnschlag ... also man ist sich noch nicht sicher ... ”

— „Wer meint das? Walter? Ist sie jetzt im Krankenhaus?“

— „Ja, im Heilig-Geist-Krankenhaus“

— „Bleib’ mal ruhig, so schlimm wird es schon nicht sein. Die ist zäh! Warte mal ein paar Stunden, dann ... ”

— „Ich fahre jetzt hin.“

— „Jetzt, mitten in der Nacht? Ich würd’ erst mal abwarten, was die Ärzte ... ”

— „Fünf Uhr ist nicht mehr mitten in der Nacht!“

— „Aber die Kinder? Was ist mit den Kindern?“

Oh Gott, da hatte er recht, dachte sie, an die hatte sie überhaupt nicht gedacht. Nein, sie hatte instinktiv angenommen, daß Felix sich einmal um sie kümmern könnte.

— „Die haben ja auch einen Vater und heute werden sie sich mal mit dem begnügen müssen!“

— „Mal ganz ruhig! ... Es bringt ja nichts hysterisch zu werden! ... Laß uns mal ... ”

— „Hysterisch! Ich hysterisch? Wenn du dich mal um die Kinder kümmern sollst? Ich glaub’ du verstehst nicht richtig! Meine Mutter liegt im Krankenhaus, und vielleicht liegt sie im ... ”

Bei dem Versuch das Unaussprechliche zu artikulieren war sie plötzlich in Tränen ausgebrochen. Die trügerische Ruhe und Ausgeglichenheit war dahin.

— „Also das ist doch kein Grund zur Panik! Du kannst ja erst mal abwarten, was Walter sagt. Der ist doch bestimmt schon im Krankenhaus und wird sich dort mal mit den Ärzten unterhalten. Dann kannst du mich ja immer noch, so gegen zehn in der Firma ... ich meine, falls“

— „Du willst wirklich zur Arbeit ... unglaublich ... ”

— „Ich muß heute um Acht in der Firma sein. Wir haben heute ... ”

— „und wenn euer höchster Chef persönlich kommt, du mußt dich heute morgen um die Kinder kümmern. Ich muß jetzt zu meiner Mutter.“

Plötzlich öffnet sich eine Türe des winzigen Warteraumes, aber nicht die, auf die sie wartet. Nicht die erwünschte, die zu ihrer Mutter, die in die Intensivstation führt. Oh Gott, was ist denn das für eine Gestalt, denkt Vera, den sollte man auf der Arche Noah, wenn es mal wieder notwendig wäre, unbedingt als eigene Spezies mit aufnehmen.

— „Hi“, sagt das Objekt ihres Erstaunens und schält sich aus seiner dicken abgewetzten und speckigen schwarzen Lederjacke und die Totenkopfschnalle seines Gürtels wurde von seinem dicken Wanst begraben, der darüber schwappte. Sein ‘University of Columbia’-T-Shirt endete über seinem Bauchnabel. Der Aufdruck auf dem T-Shirt war wohl das einzige Intellektuelle an ihm, dachte sie sarkastisch. Er mußte doch frieren, denkt sie, mitten im Winter im ärmellosen T-Shirt rumzulaufen. Easy Rider, denkt sie, da könnte der mitgespielt haben, als er noch jung und hübsch war. Wenn der sich jetzt einen Joint drehte,

würde sie sich nicht wundern. Ein wenig wundert sie sich doch, als er seinen Tabakbeutel aus der Innentasche seiner Lederjacke nimmt und beginnt sich eine Zigarette zu drehen. Kann er ja machen, aber er wird sie wohl kaum hier rauchen, denkt sie. Vorbeugend starrt sie in Richtung des Verbotsschildes, das sich jetzt völlig hinter beiden Jacken verborgen war. Als er seine Jacke aufgehängt hatte, mußte er doch das Schild gesehen haben.

— „Shit, die haben hier noch nicht einmal Aschenbescher!“, sagt er, während er die Asche auf den Boden fallen läßt.

Eigentlich sei in diesem Raum Rauchen verboten, sagt Vera, während sie zur Erklärung auf seine schwarze Lederjacke zeigt. Er schaut sie verdutzt an, nachdem er an seiner Jacke nichts Auffälliges hatte erkennen können. Er inhaliert genüßlich, ohne ihr etwas zu entgegnen, aber bevor er ausatmen kann, öffnet sich die endlich die Türe zur Intensivstation.

— „Sie sind die Tochter von Frau Brauer?“, fragt die junge Frau im grünen Anzug in monoton schnarrender Stimme und strengem Gesichtsausdruck. Sie streckt nur ihren Kopf und Schultern in den Raum, der Rest bleibt auf der anderen Seite der nun halb geöffneten Türe.

— „Meine Mutter ... ich bin Frau Schmied“

— „Also Frau Schmied, sie können jetzt zu ihrer Mutter!“, sagte die junge Frau in grünen Anzug, die auf der anderen Seite der halb geöffneten Türe stand. „Ziehen sie sich bitte zuvor noch einen dieser grünen Kittel über.“

— „Raucht hier jemand?“, fragt sie dann in barschem Unteroffizierston und schaut den Althippie strafend an. Durch die Spalten seiner zu einer Faust geballten rechten Hand zieht zieht der Rauch, und sein Gesicht hat einen verzerrten Ausdruck und mit der anderen Hand unterdrückt er vergeblich einen Hustenreflex, hervorgerufen vom Rauch, den er sich nicht mehr auszuatmen wagt.

Endlich war das Warten und die Ungewißheit zu Ende, ihre Mutter lebte noch, und sie würde nun bald mehr wissen.

— „Wie geht es ihr?“, fragte sie in leiser und zittriger Stimme.

— „Den Umständen entsprechend gut.“

— „Weiß man schon ... ich meine, was die Ursache ...“

— „Hinten ... vorne reinschlüpfen ... hinten binden ... warten sie, ich helf' Ihnen“

— „Weiß man schon . . . ?“

— „Sie schläft jetzt . . . wenn’s die Zeit erlaubt, können sie ja nachher noch mit dem Arzt sprechen.“

— „Oh, ich habe Zeit. Ich habe den ganzen Vormittag . . . “

— „Ich dachte eher an den Arzt, ob der Zeit hat. Unsere Ärzte sind zur Zeit wiederhals schwer im Streß. Folgen sie mir!“

Alles war plötzlich schrecklich schnell gegangen. Das letzte Bett hinten hatte sie gesagt und war verschwunden. Darauf war Vera nicht vorbereitet gewesen. Diesen Anblick hatte sie nicht erwartet. Warum eigentlich nicht? Schon beim Pförtner war sie geschockt gewesen. Was hatte sie sich denn vorgestellt? Hatte sie wirklich geglaubt, ihre Mutter in einem adretten Krankenzimmer mit vielen schönen Blumen anzutreffen, wo sie gemütlich im Bett liegend ihr Töchterchen mit einem „Schön, daß du kommst, Vera!“ begrüßt hätte. Sie wollte zu ihrer Mutter, hatte sie dem Pförtner gesagt.

— „Wenn sie mir dann noch sagen, wie der werte Name ihrer Momm ist, denn ihren schönen Augen alleine, isch kann das nicht entnehmen“ hatte er lachend gesagt.

Wie ein junges Mädchen war sie errötet. Dabei war sein Kompliment doch wahrscheinlich nur ein Scherz gewesen, den er wohl bei jeder passenden Gelegenheit anwendete. Normalerweise hätte sie ihm möglicherweise eine schroffe Antwort gegeben, aber sein frazösischer Akzent wiegte sie in Geborgenheit, so weich, so melodiös, und sie mußte an Francois denken. Vielleicht schockte sie deshalb, das was er dann sagte, um so mehr.

— „Zweiter Stock. Intensiv. Bitte dort im Warteraum anmelden!“

— „Wieso Intensivstation?“

— „Pardon . . . isch kann Ihnen nicht mehr sagen . . . selbst wenn isch wollte.“

Nur sein Akzent, sonst hatte er keine Ähnlichkeiten mit Francois. Francois! Francois? Sie versuchte sich ihn vorzustellen, aber sie sah nur seine Augen, seine wirklich schönen Augen. Großen und braun, umgeben von langen Wimpern und buschigen Augenbrauen, die beinahe über dem Nasenbein zusammenwachsen. Dies gab seinem Gesicht einen leichten diabolischen Ausdruck, und er brauchte ihn dringend, denn sonst würde er viel zu knabenartig, ja sogar weiblich wirken. Seine Iris in dunklem Braun, inmitten von strahlendem Weiß. Seine Augen

waren das erste gewesen, was sie von ihm gesehen hatte. Leicht melancholisch, so grenzenlos gutmütig und immer wirkte es, als saugten sie die Welt um sie herum ein, als könnten sie sich nicht sattsehen. Damals, am Boden des Regals mit den Zerealien, der Boden voll von Müsli aus dem geplatzen Pack, sah sie Augen wie nie zuvor. Augen, in die sie zu versinken drohte, die gleichermaßen, in sie zu dringen schienen. Noch nie hatte sie Augen aus solcher Nähe gesehen, und es war, als hätte sie zum ersten Mal Augen gesehen. Dann hörte sie die Stimme des Besitzers dieser Augen: „Pardonnez-moi, je ... ” und dann noch mehr Französisch, was sie nicht verstanden hatte. „Entschuldigung, ich habe nicht ... ”, hatte er dann fortgefahren, als sein Geist wieder nach Deutschland zurückgefunden hatte. Der Pförtner war älter, viel älter und viel zu dick. Francois hat kein Gramm Fett zu viel, dachte sie vor den Fahrstühlen. Der Pförtner hat ja auch keine Bewegung, immer nur so rumsitzen und Essen scheint er ja auch zu mögen. Sie hatte ihn ja wohl gestört, als er gerade seine belegten Brote auspackte. Ein bisschen Sport, täte dem auch nicht schlecht. Francois ist da ja wahnsinnig aktiv, da hatte sie ja immer ein schlechtes Gewissen. Ha bei dem Job, da könne er auch leicht, würde Felix da sagen. Felix konnte ihn von Anfang an nicht ausstehen. Vielleicht hatte er was gespürt. Es konnte doch nicht nur seine allgemeine Abneigung gegen Lehrer sein.

Als sie sich vom Fahrstuhl aus nach dem Pförtner umschaute, bemühte dieser sich gerade ein möglichst großes Stück von seinem Brötchen abzubeißen, während er gebannt auf sein kleines Fernsehgerät starrte.

—„Mama, wann kommt der endlich? Der bleibt immer auf der Fünf.“

Süß die Kleine, dachte Vera. Das Mädchen mußte doch noch schrecklich müde sein, so früh am Morgen. Dann fragte sie, vielleicht auch, weil ihre Mutter ihr auf die erste Frage keine Antwort gegeben hatte:

—„Mama, wann gehen wir wieder heim?“

Ihre Mutter wühlte in ihrer großen Tasche. Vielleicht kontrollierte sie, ob sie ihre Autoschlüssel auch eingesteckt hatte, oder ob ihr Geldbeutel noch vorhanden war.

—„Onkel Egon ist doch blöd. Der lappert immer so blödes Zeug!“

Die letzte Äußerung der Tochter hatte ihren Zweck erfüllt. Nun hatte

sie die Aufmerksamkeit ihrer Mutter, und, was noch besser war, auch die von Vera. Ihre Mutter schaute sich verstohlen nach allen Seiten um und lächelte verlegen in Veras Richtung.

—„Aber wie kommst du denn darauf?“

Die Kleine, die Vera sorgfältig beobachtete, wohl um zusehen, welchen Effekt ihre Offenbarungen auf sie habe, war hochofren, als sie Vera schmunzeln sah.

—„Du hast es doch gesagt, ... du hast doch zu Papa gesagt, ... ‘wenn der bloß nicht immer so quatschen würde!’ ”

Sie zog es vor nicht mehr zu antworten und zog sie stattdessen energisch in den geöffneten Fahrstuhl. Vanessa hätte so was auch sagen können, dachte Vera, schmunzelnd und ein wenig schadenfroh. Vanessa müßte jetzt eigentlich schon in der Schule sein. Sie müßte unbedingt einmal Felix anrufen, ob er klarkommt. Der wird es doch schaffen Markus in den Kindergarten zu bringen, sagte sie sich, obwohl sie das Gegenteil für nicht unwahrscheinlich hielt. Zutrauen würde sie ihm, daß er ihn auch alleine laufen ließe, wenn Markus ihm erzählte, daß er dies immer mache. Vanessa würde schon allein klargekommen sein, da brauchte sie sich keine Sorgen zu machen. Überhaupt war wohl ihre ganze Angst unberechtigt, und Felix würde besser zurechtkommen, als sie meinte. Aber nachfragen mußte sie einfach mal, zu ihrer eigenen Beruhigung. Ja, wenn der es von seinem Chefsessel aus machen könnte, dann wär’s keine Frage:

—„Also Sabine, sie haben sich bei unseren Nachbarn erkundigt?“ und seine Sekretärin würde darauf antworten:

—„Natürlich Chef, ich habe bereits bei Frau Hesse nachgefragt, sie wäre bereit Markus vom Kindergarten abzuholen und könnte für die beiden kochen.“ —„Ja prima, wenn ich Sie nicht hätte!“

Was wäre, wenn Andrea nicht zu Hause wäre. Nein, sie durfte nicht warten, bis er im Büro wäre. Jemand mußte Markus in den Kindergarten bringen. Entweder er selbst, oder er mußte halt mal rumtelefonieren. Weiß der überhaupt, wo ich mein Telefonverzeichnis habe?

Sie saß vor dem Bett ihrer Mutter auf einem kleinen dreibeinigen Hocker. Sie war froh, daß Walter nach Hause gegangen war. Nicht nur weil es ihm gut tun würde, sie war froh allein sein zu können. Walter, der sich sonst immer so rausputzte, war ein kläglicher Anblick gewesen. Unrasiert! Hatte sie ihn überhaupt jemals unrasiert gesehen? Seine

Haare, — sein volles Haar, auf das er noch so stolz war — wirkten zerzaust. „Oh Gott, wie blaß der ist!“, hatte sie sofort gedacht, als sie ihn beim Eintritt ins Krankenzimmer neben dem Bett ihrer Mutter hatte sitzen sehen. Wie ein Gespenst sähe er aus, hatte sie zu ihm gesagt. Er solle mal nach Hause gehen und sich ausschlafen. Er brauche sich keine Sorgen zu machen, sie wäre ja bei ihrer Mutter.

Weißer Wölkchen drifteten über einen winterlich blauen Himmel. Blau und hell, aber in ihrem Innern weilte noch die Nacht. Dunkel, kalt und knirschend, wie der Schnee unter ihren Stiefeln, als sie die wenigen Schritte zum Auto stapfte, und sie zerstörte die grenzenlose Stille, und dann Felix's „Fahr vorsichtig!“. Bevor sie die Türe zuknallte, sagte sie noch ängstlich, „Paß gut auf die Kinder auf!“. Kalt war es gewesen im Auto, und sie konnte es jetzt nicht mehr nachvollziehen, schwitzend vor dem Bett ihrer Mutter auf dem winzigen Hocker. Allein im Auto auf dem Weg ins Krankenhaus, ihre Scheinwerfer fraßen sich einen Weg in die Nacht, und ihr Rückspiegel war nur schwarz gewesen. Keine Sterne, kein Mond. Vorbei an schneebedeckten Feldern und Tannen, deren Äste sich beugten unter der Last des Schnees. Sie saß im weichen Autositz und glaubte noch die harten Fliesen unter ihren Pobacken zu spüren, währte ihre Beine immer noch fest an Bauch und Busen, umschlungen von ihren Armen, den Kopf zur Schulter geneigt, um so den Telefonhörer zu halten.

— „Stell' dir vor, einfach so zusammengebrochen ... hat dann nur noch wirres Zeug gebabbelt ... Verdacht auf Hirnschlag“, versuchte Walter ihr möglichst ruhig zu sagen, was ihrer Mutter, seiner Frau, geschehen war, aber sie glaubte Tränen zu spüren. Als das Telefon klingelte, war sie im Halbschlaf, weil Markus sie kurze Zeit vorher geweckt hatte. Die ganze Nacht hatte sie schrecklich geschlafen. Immer wieder, die ganze Nacht durch, wurde sie von beiden Kindern aus dem Schlaf gerissen. Felix hatte anscheinend nichts mitbekommen, wie meistens. Sie war es immer, die nachts auf mußte, die sich um die Kinder kümmern mußte. Aber dennoch beklagte er sich immer am nächsten Morgen, daß er keinen Schlaf wegen der Kinder bekommen hätte, daß sie hätte leiser sein müssen, daß es so nicht weitergehen könne, er müsse doch fit für seine Arbeit sein. In seiner Position könne er es sich schließlich nicht leisten, unausgeschlafen zu sein. Für seine Tätigkeit brauche er einen klaren Kopf. Was denkt er eigentlich, was sie den ganzen Tage

machte. Ihre Arbeit zählte einfach nicht bei ihm. Wer achtete überhaupt ihre Arbeit? Im Halbschlaf war sie, aber dennoch erschrak sie, als das Telefon klingelte. Da mußte was Schlimmes passiert sein, dachte sie sofort. Aber ist das nicht normal, so zu denken, wenn das Telefon zu solch ungewöhnlicher Zeit klingelt. Ihr Denken folgte doch der simplen Logik: unnormale Zeit des Anrufes läßt auf ein außerordentliches Ereignis schließen, welches ihn verursacht hat. Aber es hätte auch ein ganz normales Verwählen oder eine Fehlverbindung sein können. Ab und zu kommt es halt mal vor, daß sie nachts vom Telefon geweckt werden, und sie nur in ein atmosphärisches Knistern und Rauschen ihr „Hallo wer ist denn da?“ richtet. Immer wunderte sie sich, wer zu solchen Zeiten noch auf sein könnte, noch telefonieren will. Die halbe Welt vielleicht, dachte sie im nach halbständiger Fahrt angenehm warmen Auto. Oder vielleicht zwei Drittel der Menschheit. Irgendein Japaner wählt plötzlich versehentlich die deutsche Vorwahl und dann hat er möglicherweise schnell jemand aus dem Schlaf gerissen. Oder damals Felix, als er in Kalifornien gewesen war, der hatte einfach einen Fehler gemacht, als er die deutsche Zeit berechnete. Nachmittag oder Abend war es bei ihm schon gewesen, oder egal, jedenfalls lag sie noch im Bett, hatte noch fest geschlafen. Verwirrt und verschlafen war sie, ihm war sofort klar, daß er sie geweckt haben mußte, aber dennoch freute sie sich ihn zu hören. Zuerst freute sie sich, dann kam die Enttäuschung.

Im Auto auf dem langen Weg ins Krankenhaus dachte sie, daß sie doch eigentlich an ihre arme Mutter denken müsse, aber sie wanderte wieder über sieben Jahre zurück in der Zeit.

—„Hi Schatz, hier ist Felix!“ hatte er sie aus dem Schlaf gerissen. „Tut mir leid, daß ich heute morgen nicht angerufen konnte!“

Total benommen war sie. Das Klingeln des Telefons hatte sie aus dem Tiefschlaf gerissen. Wo war Felix? Warum rief er sie mitten in der Nacht an? Kurz vor Mitternacht war es gewesen. San Francisco! Von mittags ab hatten sie auf seinen Anruf gewartet. Bis elf Uhr war sie noch aufgeblieben, falls er noch anriefe, aber dann war sie einfach zu müde gewesen. Die Nacht zuvor hatte sie einfach zu schlecht geschlafen gehabt. Vanessa war erkältet und hatte sich unruhig und stöhnend in Felixens Bett hin und her gewälzt. Sie hatte nicht alleine in ihrem Bett schlafen wollen, und Markus hatte sie öfters als normal geweckt.

Sie hatte auf seinen Anruf gewartet, denn er hatte ihr mitteilen wollen, wann er am nächsten Tag zurückflöge. Sie brauche ihn nicht abzuholen, denn die Firma würde ein Taxi für ihn und Dr. Malter bereitstellen, aber er hatte nicht gesagt wann.

* * * * *

Nach dem Mittagessen im Restaurant des Chart Houses in Montara hat Malter es wieder ausgesprochen, zum x-ten Male:

—„Maybe, vee have lucky and see them!“.

Diesmal schien Candy seine Bemerkung, daß sie ja vielleicht Glück hätten und sie sähen, zu ignorieren. Es wäre wohl auch kein Wunder, dachte Felix, wenn sie es Leid wäre, sich immer wieder zu wiederholen. Ihm immer wieder sagen zu müssen, daß es höchst unwahrscheinlich zu dieser Jahreszeit sei. Falls sie doch einen oder mehrere sehen würden, wider allen Erwartungen, dann würde sich sich um Nachzügler handeln. Eine Einschränkung die immer, unweigerlich, neue Hoffnungen in Malter schürte. Oh, dann hätten sie ja vielleicht Glück und könnten einen Nachzügler sehen. Seit Candy ihnen frühmorgens im Auto von der Migration der Wale erzählt hatte, ist er besessen von der Idee, die riesigen Giganten zu sehen. Unverzüglich hatte er seine Videokamera fester gepackt und hatte sie an sein rechtes Auge gequetscht, und seine linke Gesichtshälfte wirkte wie immer merkwürdig verzerrt. Es war als versuchte er mit seiner Wange und dem linken Teil seiner Oberlippe sein linkes Augenlid beim Abdunkeln zu unterstützen und der darunter liegende Teil seines Mundes öffnet sich, wie der Verschluß eines zusätzlichen Objektives. Sie waren gerade erst gestartet und immer noch in der Peripherie von San Francisco, aber er und seine Kamera waren bereit für die Wale, obwohl noch nicht einmal der Pazifik in Sichtweite war. Wie konnte er nur eine solche Straße filmen, hatte sich Felix gewundert. Noch ein paar Straßenzüge vorher, gab es ein paar

wirklich schöne Gebäude, die vor allem auch typisch für San Francisco zu sein schienen. Statt Wale konservierte er eine monotone und nichtssagende Ausfallstraße auf Video. Aber sie war noch nicht einmal häßlich genug, um als Gegenpol zu all den malerischen Anblicken San Franciscos zu dienen. Es schien, als filmte Malter, wann immer er gerade daran dachte, und wann immer es ihm gerade möglich war. Ein riesiger Geist der Langeweile lauerte auf seinem „EXTRA QUALITY HIGH TECH“ Videoband, jederzeit bereit seine Frau, seine Kinder, seine Enkelkinder und Freunde zu erschrecken, wenn er mittels Videorekorder gerufen wird.

Wirklich Wale, hier, wie wunderbar, hatte Malter in seinem holprigen Englisch gesagt, während seine Videokamera an seinem rechten Auge zu kleben schien.. Oh, Malter hatte seinen Wortschatz erweitert, dachte Felix sarkastisch. Candy stand Pate für sein „really“ und „how wonderful“, das war ihm sofort klar. Aber es war eine schlechte Imitation mit einem harten deutschen Akzent. Felix war irritiert darüber, wie sehr Wolfgang sich für die ganze Wal Sache zu begeistern schien. Er fragte sich, ob sein reges Interesse nur gespielt war, um sich bei Candy einzuschmeicheln, indem er wieder ihren wißbegierigen Schüler mimte. Er konnte sich nur schwerlich vorstellen, daß er wirklich so vergeßlich sein könnte. Felix jedenfalls hatte es nicht vergessen, wie Malter ihn an Bord des Flugzeuges nach San Francisco geweckt hatte. Die ganze Zeit über war Felix fürchterlich müde gewesen. So müde, daß er glaubte in jeder Lage einschlafen zu können, aber ausgerechnet im Sitzen klappte es überhaupt nicht. Der ungewohnte Lärm, die Vibrationen des Flugzeuges und vor allem Malter, der nur selten schwieg, waren Schuld gewesen. Aber auch als Malter endlich schlief, waren Felix' Versuche lange Zeit erfolglos geblieben. Malter schien keine Probleme gehabt zu haben, was ja auch nicht verwunderlich war, denn der hatte ja die Erde schon mehrmals im Auftrag und auf Kosten der Firma umrundet. Aber dann trotz aller Widrigkeiten sackte Felix unvermittelt in einen tiefen Schlaf. Plötzlich lag er in der Koje eines Ozeanschiffes, das schon tagelang auf See war. Unter ihm in der Koje lagen die Kinder und vom Tisch kam das Knistern von Papier, wenn Vera in ihrer Zeitschrift blätterte. Ihr Kopf ruhte auf ihren Händen, Ellbogen auf dem Tisch, im gelblichen Licht der Schreibtischlampe. Ihr Gesicht war abgewandt von ihm. „Wale, Wale!“, hörte er plötzlich Vanessa rufen.

Er wollte sie gerade darauf aufmerksam machen, daß sie eigentlich Delphine meinte, die schon tagelang das Schiff umschwammen, als er etwas Hartes in seinen Rippen spürte. „Zwischen November und April kann man von der Küste aus Wale sehen.“ hörte er wieder Vanessas Stimme, aber irgendwie merkwürdig verändert. „Eh, was machen sie denn hier?“, fragte sein Gesicht, Spiegelbild seines Schockes. Vor seinen Augen schwebte Malters Reisführer. „Schauen sie doch Herr Schmied! Hier steht es!“ Felix fühlte sich wie Jonah, in seinem Schlaf von einem Wal verschluckt. Dann, wieder ausgespuckt, hatte er fassungslos Malter angestarrt.

— „Toll, gell?“, sagte Malter, der wohl Felix Gesichtsausdruck völlig falsch interpretiert hatte.

So war es klar, daß Felix nicht verstehen konnte, warum Wolfgang ein solches Getue um Candys Bemerkung machte, als George ihren Wagen durch die Randgebiete von San Francisco steuerte, immer den Wegweisen nach Pacifica folgend. Candy klärte Wolfgang lachend darüber auf, daß die Chancen einen dieser riesigen Meeressäuger zu sehen, Anfang April bedeutend höher gewesen wären. Im März hätten sie ganz bestimmt welche gesehen.

Dann verwirrte Wolfgang alle im Wagen mit seiner Frage, wann sie denn in March ankämen. Malter hatte Candy völlig falsch verstanden, für ihn war March ein Ort und nicht das englische Wort für den Monat März. Ob sie durch March durchführen oder nicht, fragte er weiter, wohl um die Lage etwas aufzuklären.

Dann lachte Candy schallend, als ihr plötzlich klar wurde, was Wolfgang meinte.

Aber nach dem Essen im Chart House, antwortet Candy nicht mehr auf sein „Maybe vee have lucky and see them!“. O Gott, er ist wie ein Kind, denkt Felix. Immer wieder beharrlich und stur das Gleiche und wie ein Kind nimmt er es nicht war, wie er anderen auf die Nerven geht. Seine Tochter Vanessa stellt sich auch manchmal so an, aber ihr kann er es leichter nachsehen. Denn für ihr Alter ist es doch normal. Ja, im Falle seiner Tochter findet er es manchmal sogar erheiternd. Aber bei Malter ist es einfach nur lächerlich. Candy hat sich abgewendet und beobachtet den Ozean. Wolfgang denkt sicherlich, daß sie für ihn nach Walfischen Ausschau hält, und er nützt die Gelegenheit ihre Brüste, die aus ihrem dünnen Sommerkleid hervorstechen, wiedermals zu erkun-

den. Letztendlich ist Wolfgang halt doch kein Kind mehr, denkt Felix und folgt seinem Blick. Candy war es, die darauf bestanden hatte, daß sie auf der gegenüberliegenden Seite des Tisches Platz nehmen sollten, daß sie die tolle Aussicht während des Essens genießen könnten, aber sie dachte sicherlich nur an die Landschaft. Keine Fenster, nur eine riesige Glaswand, zwischen ihnen und dem Ozean. Eine dunkelblaue See gekrönt von tanzender Gischt.

Wolfgang hatte die schönere Aussicht auf dem Weg nach Montara gehabt, denn er saß auf der rechten Seite des Rücksitzes. Und, was machte er damit? Perlen vor die Säue, nein, das Sprichwort ging zu weit, denkt Felix. Der hat doch alles nur durch den Sucher seiner Videokamera wahrgenommen. Wenn Felix auf der Hinfahrt in Richtung Ozean blickte, hatte er immer Wolfgang dazwischen, und dies konnte ihm den schönsten Ausblick vermiesen. Aber nur im Hinblick auf die Natur hatte er die bessere Aussicht gehabt, grinst Felix hämisch, als er daran denkt, daß Wolfgang nicht die Perspektive von Candy hatte wie er. Da konnte er getrost den Pazifik vergessen, solange er ungehindert Candys wohlgeformte Beine bewundern konnte. In Blicken und Gedanken berührte und streichelte er ihre Oberschenkel, Kniee und Waden, und brauchte keine Angst zu haben von ihr ertappt zu werden. Als er sich vorstellte, wie seine Finger über ihre nackte Haut streiften, fühlte er ein Stechen und Kitzeln von seinen Fingerspitzen startete, sich in seinem ganzen Körper sammelte, um dann das Zentrum seines männlichen Stolzes zu fluten.

Aber gerade in diesem Augenblick hatte Wolfgang sein Auge vom Sucher der Videokamera befreit. Plötzlich nahm er die Welt war, so wie sie wirklich war, in voller Größe, farbig und dreidimensional, und diese Erfahrung ließ ihn ausrufen:

—„Oh, das ist aber steil!“

—„Devil’s Slide!“, sagte George, und sang weiter mit den Beatles deren „Long and Winding Road“.

—„und diesen Namen hat diese Stelle nicht zufällig bekommen: ganz und gar nicht, wenn’s hier rutscht, dann ist was los!“, führte Candy Georges dürftige Erklärung weiter aus.

—„Diese Straße ist so ...so ...“, und fieberhaft suchte Wolfgang ein englisches Wort für schmal. Dann als George mit quietschenden Reifen wieder in eine Kurve ging, fuhr er fort mit „... sie ist so klein!“

Dann erzählte Candy ihnen lachend, daß des Teufels Rutsche — so hatte Candy es übersetzt — gewissermaßen als Wachposten der Natur gedient hätte, um zu verhindern, daß diese wunderschöne Gegend sich in ein zweites Miami Beach entwickeln könnte.

— „Oh but Miami Beach ist nice beach!“, unterbrach sie Malter.

Ob er jemals dort gewesen sei, fragte ihn George indem er sich kurz umdrehte. Vor einer neuen Kurve, aber zu dieser Zeit hielt er sich wenigstens an die vorgesehenen 25 Meilen. Ganz knapp, nur drei Worte, nicht mehr als drei Silben im Englischen: „Ever been there?“ Aber es war mehr als eine einfache Frage gewesen, denn in seiner Artikulation sagte er auch: „Wenn Du jemals dort gewesen wärest, würdest Du nicht eine solche Frage stellen!“ Aber auch eine Warnung schwang mit, niemals dort hinzugehen, wenn er eine große Enttäuschung vermeiden möchte.

Jawohl, er kenne Miami, sagte Malter. Er kenne es vom Fernsehen.

Der Wachposten der Natur, wie Candy Devil's Slide genannt hatte, hatte George auch nicht ungeschoren gelassen. Er hatte einfach den Empfang seines Lieblingssenders gestört, ein Nachrichtenkanal. Zu gebannt hatte er ihm immer gelauscht, denn einmal hatte er sich sogar in San Francisco verfahren. Sein Unterbewußtsein lotste ihn in Richtung seiner Firma. Candy hatte ihn gefoppt, daß er seine Arbeit einfach nicht vergessen könne. George war ein Schwamm, aber einer, der sich nur mit arbeitsrelevanten Fakten und Politik vollsaugt. Er mußte eine Menge absorbiert haben, denn George war unglaublich fett. Seine Beine sahen nicht mehr so aus, als wären sie zur Fortbewegung geeignet. Sie hätten auch antiken Säulen eines Tempels entnommen sein. Seine Arme konnten mit den Beinen von anderen Leuten konkurrieren. So sei er halt, hatte Candy zu ihnen gesagt. Wenn George was macht, dann macht er es richtig. Sie meinte seine Arbeitswut, aber es paßte wohl zu seiner Eßleidenschaft ebenso. Sie glaubten, daß sie scherzte, als Candy ihnen sagte, daß George einmal ein berühmter Football Star gewesen war.

— „Das war in einem früheren Leben gewesen!“, scherzte George selbst.

Felix war sich sicher, daß er nicht verwunderter gewesen wäre, wenn er erfahren hätte, daß George früher eine Georgina gewesen wäre, und daß er durch die Tricks eines Chirurgen in George verwandelt wor-

den wäre. Eine Kassette mit Musik aus den Sechzigern und Siebzigern, die er eingelegt hatte, nachdem sein Lieblingssender ausgefallen war, besänftigte seine Arbeitswut.

Die Teufelsrutsche nach Miami hatte Felix jäh aus seinen erotischen Träumereien gerissen, hatte unverzüglich das prickelnde Gefühl erstickt und, was noch schlimmer war, sein schlechtes Gewissen pochte. Er mußte Vera noch anrufen. So schnell wie möglich. Aber auch wenn sie jetzt anhielten, wo zum Teufel sollte er eine Telefonzelle finden in dieser Gegend. Daran hatte er gedacht, als Candy ihnen erzählte, wie ein Erdbeben vor ein paar Jahren große Teile der Straße mit sich gerissen hätte. Highway 1 war damit für lange Zeit unpassierbar geworden. Die Leute, die südlich davon leben und arbeiten, mußten lange Zeit riesige Umwege auf sich nehmen, um zur Schule, zur Arbeit oder sonstwo zu gelangen.

Ihrer Meinung nach wäre es wohl die beste Lösung, wenn sie endlich den schon lange diskutierten Tunnel bauen würden, und dann die Straße für Wanderer und Fahrradfahrer erhalten würden. Das wäre herrlich, sagte sie, aber die Verantwortlichen hatten schon angedeutet, daß es ihnen zu teuer sei, die Straße unter diesen Umständen zu erhalten.

Alle schauten verdutzt, als Malter fragte, warum dann nur noch hohe Autos und gekaufte Autos fahren dürften. Erst als Candy ihm nochmals erläuterte, und dabei wieder die englischen Wörter für Wanderer und Radfahrer benutzte, verstand Felix plötzlich worin Malters Mißverständnis lag, und er mußte schallend lachen, ebenso wie George und Candy. Candys „Hikers and bikers“ kam bei Wolfgang als „High cars and buy cars“ an.

Welch eine schöne Aussicht, und so tolles Wetter, sagte Malter unbeirrt. Aber Candy klärte ihn auf, daß diese Berge berüchtigt für ihren Nebel seien. Manchmal so dicht, daß man noch nicht einmal — hier stockte sie kurz, und in ihren Augen funkelte der Scherz, die hohen und gekauften Autos, die sie sich dann doch verkniff — die Autos vor einem sehen könnte. Dann wär's auch kühl. Dann könnte man eine Jacke wohl gebrauchen. Bei ihrer letzten Bemerkung grinste Felix, denn er dachte daran, daß Malter mit seiner Jacke ja gut gerüstet sei. Die ganzen Tage war es sommerlich warm gewesen, aber nie hatte er seine Jacke ausgezogen. Immer die gleiche Jacke. Wahrscheinlich hatte er keine andere. „Wonderful, wonderful wonderful“, blabberte Wolf-

gang vor sich hin, als er sich mit vorgehaltener Videokamera über Felix beugte um die Berge besser filmen zu können.

—„Vielen Dank! Sehr aufmerksam von Ihnen!“, sagte Malter, nachdem Felix sein Fenster geöffnet hatte.

—„Gern geschen!“, er konnte ihn ja in dem Glauben lassen, daß er die Scheibe heruntergedreht habe, damit der Dreck der Scheibe nicht ins Bild käme. Wie sollte er ihm die Wahrheit auch diplomatisch beibringen. Wie sollte er ihm sagen, daß der Gestank seiner Jacke bei ihm Übelkeit hervorrief? War es überhaupt nur die Jacke? Das Hemd trug er doch auch schon ein paar Tage. Gott sei Dank ging Malter wenigstens jeden morgen schwimmen.

Kaum war Malter wieder auf seinem Platz, kam der Nebel. Nicht in den Montara Mountains, den kannte er nicht. Sondern der Nebel zu Hause, der möglicherweise jetzt vor ihrem Haus waberte. Milchig und kalt. Das letzte Mal am Telefon hatte Vera ihm das Wetter genau so beschrieben. Gerade heute würde er ihr jedoch besseres Wetter wünschen. So ein Wetter und er hatte sie immer noch nicht angerufen. Ihre Laune konnte dann nur miserabel sein. Wenn er sie doch nur morgens noch aus seinem Hotelzimmer angerufen hätte, aber als er den Karren mit den Putzutensilien vor seinem Raum gesehen hatte, war er umgekehrt. Er wollte dem Zimmermädchen nicht begegnen. Dann hatte Candy gedrängelt, denn George hatte schon den Wagen geholt und wartete auf sie.

—„Wonderful, wonderful!“, lobte Malter wenige Augenblicke später wieder die Aussicht, als eine besonders schöne Bucht erschien, George klopfte den Rhythmus der Radiomusik auf dem Lenkrad, Candy sang mit dem Sänger „Hey, come on, Babe, follow me, I am a Pied Piper!“ und Felix erfreute sich wieder an ihren schönen Beinen. Wie ein Schwarm Vögel, — einer dieser riesigen, die den Himmel verfinstern können, — sich manchmal auf Bäumen niedersetzt und das Laubwerk kaum mehr zu sehen ist, so breiteten sich seine Nebelschwaden dick über den beunruhigenden Bildern aus, Gesandte seines schlechten Gewissens. Vera mit den Kindern alleine im Haus, düster, keine Hoffnung, daß die Sonne an diesem Tag durchkommen könne. Die Kinder lärmend, und sie verzweifelt. „Wann kommt Papa, wann kommt endlich Papa?“ schüren sie vielleicht ihr Feuer, und das Telefon schweigt. Aber er dachte nicht mehr daran. Plötzlich wirkt alles wie

ein Traum. Der kalifornische Traum, unvermittelt war er da, nachdem er schon vier Tage in San Francisco weilte. Ein Klischee beschworen in zahllosen Filmen und Songs war lebendig geworden. Immer nur der Sonne entgegen fahren sie, neben sich die verbrannt wirkenden Berge und und tief unten ein tiefblauer Pazifik, malerische vereinzelt Bäume Endlose Weite. Vier skurrile Typen auf dem Weg ins Unbestimmte. Alles scheint möglich.

Auch als sie an ihrem Ziel in Montara angekommen waren, dachte er nicht an Vera. Frohgelaunt, scherzend streifen sie über den Parkplatz. George voran, als hätte er es plötzlich eilig. Aber Felix und Malter klebten an Candys Lippen, die ihnen nochmals die kulinarischen Delikatessen, die sie nun im Chart House erwarteten, näherbrachte. Dadurch zwangen sie George immer wieder dazu, stehenzubleiben und ungeduldig auf sie zu warten. Es sei schon ein paar Monate her, seit sie das letzte Mal dort gewesen sei. Felix verdrängt die Telefonzellen, die sie passieren, verbannt sie in die tiefsten Gemächer seines Denkens. Dorthin, wo sie erst zwei Stunden wieder später von Malter mit einer scheinbar einfachen Frage hervorgeholt wurden:

— „George, can I become your handy please?“

* * * * *

— „Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag! Du bist schon auf? Ich dachte, du würdest vielleicht ein wenig länger an deinem Geburtstag schlafen? Ach klar, Felix hat bestimmt schon von San Francisco aus angerufen!“, Simones auf Frohlocken getrimmte Stimme plärrte aus ihrem Schlafzimmertelefon.

— „Nein ... wahrscheinlich hat er Angst, daß er mich aufwecken könnte und im Prinzip hast du ...“

— „habe ich dich als erste gratuliert, stimmt’s?“, führte Simone Veras Satz fort.

— „Also, ich habe noch geschlafen ...“

— „Oh Gott, das tut mir aber Leid. Egal, Ich dachte, es wäre am besten, wenn ich noch anriefe, bevor ich zur Arbeit gehe. Man weiß ja nie, wie es nachher im Büro sein wird. Es könnte gut sein, daß heute wieder die Hölle los ist. Der Chef ist wieder aus dem Urlaub zurück. Ob ich dann dazu käme dich anzurufen, also. Egal, wieviel Uhr ist es eigentlich jetzt in San Francisco?“

— „Äh, ... bald Mitternacht ... ne, viertel vor elf!“

— „Dann sollte er eigentlich noch auf sein ...“

— „Oh, die arbeiten ganz schön hart dort. Da ist er abends ganz schön fertig! Außerdem ist es ja dort noch gestern! Dort habe ich ja noch gar nicht Geburtstag ...“, und nun war sie munter genug zum kichern.

— „Naja, dann kannst Du ja gegen neun Uhr mit seinem Anruf rechnen.“, sagte Simone und verabschiedete sich, denn sie müsse nun schleunigst ins Büro.

Vera wußte nicht, daß Felix noch nicht einmal zurück vom Abendessen war. Putzmunter und mit vor Aufregung geröteten Wangen saß er in einem Chinarestaurant. „The Forbidden City“, kein normales Restaurant, eher eine Touristenattraktion. Felix Wangen glühten, zum einen, weil es heiß in den Räumlichkeiten war, und zum anderen, weil er und Wolfgang Malter mit Candy um die Wette flirteten. George hatte sich für diesem Abend entschuldigt, denn er habe noch ein paar wichtige Arbeiten zu erledigen. Sie müßten sich mit Candy begnügen hatte er augenzwinkernd unter gespielter Protest von Candy gesagt.

* * * * *

Wenn er Vera doch nur am Abend zuvor angerufen hätte, dachte Felix als er das Chart House verließ. Im Prinzip war dies seine Absicht gewesen, aber die „Forbidden City of San Francisco“, oder besser der Zustand, in den er sich dort voller Freude versetzt hatte, durchkreuzte seinen Plan.

Draußen vor dem Chart House waren alle Telefonzellen besetzt, aber er wollte nicht nochmals reingehen. Er wollte draußen warten. Er könnte sich auf die großen Felsbrocken in Richtung Strand setzen und ein wenig in Ruhe die Aussicht genießen.

Am Abend zuvor wäre wirklich die perfekte Zeit zum Anrufen gewesen. Als er in sein Hotelzimmer zurückgekommen war. Ein feudaler Raum, äußerst geräumig. Sie nannten es eine Businessuite, wohl weil es in der Ecke einen Schreibtisch mit einem PC gab. Bereit zur Benutzung und seine Verbindung zum Internet bezirzte in bei seiner Heimkehr. Er hatte nur mal ein wenig surfen und nach Email schauen wollen, bevor er Vera anrief. Aber eigentlich war er sich nicht mehr so sicher am nächsten Tag in Montara, ob er wirklich noch zu diesem Zeitpunkt an Veras Geburtstag gedacht hatte. Sein Kopf war voll Musik und ihren Gesprächen im „Far East Cafe“, wie die Forbidden City sich auch nennt. Auf seiner Zunge weilte noch ein feiner Geschmack und seine Nase lieferte ihm noch immer den passenden Duft. Er erinnerte sich noch an den riesigen goldenen Bogen am Haupteingang zum Speisesaal, und der gigantische Leuchter mit seinen fast zweieinhalb Metern Durchmesser und 100 Pfund, wie der Kellner gesagt hatte, hatte ihn nachhaltig beeindruckt. Kaum waren sie durch den riesigen Bogen geschritten fühlte er sich gefangengenommen von einer anderen, einer antiken Welt. Als er zum Computer ging, klingelte noch Candys betörendes Lachen in seinen Ohren. Er schaltete den Rechner ein, griff die Mouse und dann ging alles sehr schnell. Zu schnell, als daß er noch genau rekonstruieren könnte, was genau geschehen war. Jedenfalls fiel die Maus zu Boden, oder wie durch eine merkwürdige Mausanziehungskraft gezogen, folgte er ihr, und fand sich inmitten eines drahtigen, kabeligen Haufens, hilflos wie eine Schildkröte auf dem Rücken. Auch am nächsten Tag machte er noch den Wein verantwortlich, den er über alle Maßen gelobt hatte. Die flüssige Sonne Kaliforniens hatte er ihn genannt, immer wenn er sich ein neues Glas eingeschenkt hatte. Noch ein wenig Sonne tanken, hatte er lachend mit erhobenen Glas geprostet. Die Stecker von diesen neuen Computern sind wirklich idiotensicher, hörte er einen Freund sagen, dessen Namen er schon lange vergessen hatte. Felix hatte erfolgreich gezeigt, daß er kein Idiot ist. Wenn es keinem Idioten gelingen kann, die Kabel falsch zu verbinden, so konnte er keiner sein. Denn er hatte sie fast alle

erfolgreich falsch verbunden, ohne auf die knackenden Geräusche zu hören.

Sehr wahrscheinlich hätte er sowieso vergessen sie anzurufen, aber am nächsten Tag in Montara dachte er das Gegenteil. Plötzlich hatte Vera keine Chance mehr gehabt beim Frühstück von ihm überrascht zu werden. Vielleicht wäre er sogar der erste Gratulant gewesen. Aber nachdem er nahezu alle Schnittstellen des Rechners zur Außenwelt konsequent zerstört hatte, war sein Verstand fieberhaft damit beschäftigt gewesen, einen Weg aus der Misere zu finden, um seine schandhafte Tat zu verbergen.

Morgens wachte er mit einer Idee auf, geboren in einer unruhigen Nacht. Sein Rechner in seinem Zimmer wäre kaputt, teilte er noch vor dem Frühstück dem Portier an der Rezeption mit. Vielleicht wäre der Putzfrau was draufgefallen, jedenfalls wären einige Kabel und Stecker defekt. So etwas könne ja vorkommen, aber bei den hohen Zimmerpreisen könne er eigentlich einen funktionierenden Service erwarten. Der Portier hatte sich formal bei ihm entschuldigt, hatte ihn nach seiner Zimmernummer gefragt und ihm versichert, daß alles zu seiner vollen Zufriedenheit erledigt werden würde.

Er müsse noch schnell seine Videokamera holen, hatte Malter nach dem Frühstück gesagt, nachdem George schon rausgegangen war, um sein Auto zu holen. Felix nutzte die günstige Gelegenheit und sagte, er wolle dann auch noch schnell seinen Fotoapparat holen, dachte aber in erster Linie daran, Vera noch schnell anzurufen.

—„Beeilt euch aber! George wartet sicherlich schon ungeduldig in seinem Wagen im Halteverbot! Und das, wo George immer so korrekt sein will ...“, hatte Candy lachend zu ihnen gesagt, als sie loseilten. Malter ging zum Aufzug und Felix rannte schnell die Treppen hoch. Er flog um die Ecke seine Flurs, und stoppte plötzlich erschrocken, schnaubend und keuchend, und starrte auf den Karren des Zimmermädchens mit den Putzutensilien. Er kniete sich, tat so als binde er die Schuhe, wischte sich den Schweiß von der Stirne, tat so als würde er nachdenken, immer noch in der Hocke sitzend. Jemand von der Polizei oder dem Zoll hätte ihn sofort befragt, denn Leute, die sich so auffällig unauffällig benehmen, sind ihnen immer sofort verdächtig.

—„Can I help you!“, fragte ihn ein freundlich lächelndes Zimmermädchen, welches gerade aus seinem Nachbarzimmer kam.

—„Nein, nein, ähem, no, no . . .“, stammelte er nur und ging in Richtung Fahrstuhl, ohne einen Blick auf seine Zimmertüre zu werfen. Sie kannte ihn ja nicht.

Er schaute sich nicht mehr um, als sich die Fahrstuhltüre öffnete.

—„Oh, schon fertig. Das ging aber schnell! Jetzt müssen sie aber noch mit mir nach oben fahren!“, wurde er im Innern von Wolfgang begrüßt. „Sie haben ja ihren Fotoapparat gar nicht dabei?“

Felix schaute verdutzt auf seine Hände, als suche er den Apparat. Dann stotterte er, daß er keinen Film mehr gehabt habe. Wie ein Schuljunge, der etwas ausgefressen hat, habe er reagiert, dachte Felix auf den Felsbrocken vor dem Restaurant in Montara. Angst vor der Rache des Zimmermädchens hatte er gehabt. Wer weiß, was der Pförtner zu ihr gesagt hatte. Aus ihrer Sicht konnte es ja so aussehen, als habe er versucht ihr die Schuld in die Schuhe zu schieben. Aber je mehr er darüber nachdachte, je sicherer war er sich, daß es eigentlich ihre Schuld gewesen sein mußte. Wahrscheinlich lag die Maus schon so komisch, daß sie sofort fallen mußte, und möglicherweise waren die Kabelanschlüsse ja schon defekt gewesen. Von seinem Sturz konnten sie nicht so zerstört worden sein, und er hatte ja ganz vorsichtig versucht sie reinzustecken. Dabei hatte er garantiert nichts verbogen. Er hatte also wirklich kein schlechtes Gewissen haben müssen. Wenn, dann höchstens sie. Aber dennoch, irgendwie tat sie ihm natürlich Leid. Keine schöne Arbeit, geringe Bezahlung, und nun hatte sie noch Unannehmlichkeiten wegen dem Computer. Er würde ihr ein großzügiges Trinkgeld geben.

—„How are you doing? You are all right?“

Felix war überrascht, Candy plötzlich neben sich zu sehen, denn er nicht bemerkt gehabt, wie sie neben ihm auf einem Felsbrocken Platz genommen hatte.

—„Wir waren besorgt gewesen, . . . ich meine, weil du so plötzlich das Lokal verlassen hattest. Ist alles in Ordnung?“

—„Ja, danke!“

—„Ich hoffe, daß ich nicht störe, vielleicht wolltest du ja alleine sein?“

—„Ja stimmt, aber es ist schon in Ordnung, wenn du hier bist. Es ist einfach mal schön ohne Wolfgang zu sein.“

Sie schien seine Anspielung auf Malter zu überhören und schwärmte statt dessen von der wundervollen Aussicht. Sie könne auch nicht ge-

nug von diesem Ort bekommen, obwohl sie ja schon einige Male hier gewesen sei. Liege ja gewissermaßen vor der Haustüre.

— „Weißt du, was ich mal gerne erleben würde? Ich würde mal gerne so einen richtigen Sonnenuntergang im Pazifik sehen. Das letzte Mal war ich ein kleiner Junge gewesen, als ich mit meinen Eltern am Atlantik gewesen war, und dann nie mehr ... hab' ich immer noch ganz toll in Erinnerung. Irgendwo in der Normandie, und ich versuchte mir vorzustellen, daß auf der anderen Seite Amerika ist. Träumte davon in einem Boot hinzusegeln.“

— „Also, hier zu bleiben bis die Sonne untergeht und dann den ganzen Weg im Dunkeln zurückzufahren, wär vielleicht nicht so gut. Aber ich kenn ein paar schöne Plätzchen in San Francisco. George und Wolfgang hätten bestimmt auch nichts dagegen!“

— „Oh nein, nicht die schon wieder. Ich meine, vor allem Wolfgang kann einem den schönsten Sonnenuntergang vermiesen.“

— „War mir gestern schon aufgefallen, daß du ihn nicht dabei haben mochtest!“

— „Weißt Du, bevor wir in die Staaten geflogen sind, dachte ich immer, im Prinzip ist er ja ganz okay. Aber jetzt, nachdem ich nunmehr seit vier Tage nahezu jede Minute mit ihm verbracht habe ... die Qual begann schon an Bord des Flugzeuges, ein schier endloser Flug. Gott sei Dank kann ich wenigstens die Nacht alleine verbringen.“

Während seiner letzten Äußerungen hatte sie angefangen zu kichern und steigerte sich in ein schallendes Gelächter, was Felix wohl noch mehr anspornte.

— „Das Frühstück mit ihm ist schon eine Tortur. Ich bin nicht einer dieser Kastenteufel, Deckel auf und schon auf Hochtouren. Ich brauche mindestens einen halben Liter Kaffee bevor ich mich wie ein menschliches Wesen fühle. Stell dir vor, in so einem zerbrechlichen Zustand muß ich ihn ertragen, oder besser erriechen. Dieser scheußliche Gestank schmerzt mir in der Nase, ich werd' ihn nicht mehr los. Selbst hier glaub' ich ihn zu riechen.“

Unter schallendem Gelächter pflichtet sie ihm bei und Felix kommt wieder auf den letzten Abend zu sprechen. Diese bezaubernde fernöstliche Welt. Wenn Malter nicht dageigewesen wäre, hätte man alles vergessen können. Vera hatte er vergessen, hänselte sein Gewissen.

— „Aber ich hoffe, du hattest mich nicht vergessen!“, kokierte Can-

dy.

— „Wie könnte ich die Königin von Montara vergessen“, Felix stoppte kurz, aber unglücklicherweise konnte ich auch nicht Wolfgang vergessen, aber aus anderen Gründen, nicht so schmeichelhaften!”

Sie lacht und Felix ist stolz darauf, so ein schönes Kompliment angebracht zu haben und dann glaubt er sich selbst zu übertreffen mit dem folgenden:

— „Du hättest also den Abend gerne mit mir alleine verbracht?”

— „Welcher Mann würde nicht einen Abend mit einer so wunder-vollen Frau alleine verbringen wollen.”

— „Meiner!“, sagte sie nicht allzu laut, so daß Felix nochmals nach-fragen mußte.

— „Meiner“, wiederholte sie, „der geht heute Abend zum Beispiel seinen Footballabend. Von mir aus können wir uns also gerne den Son-nenuntergang anschauen! Ohne Wolfgang, wenn es dir gelingt ihn ab-zuschütteln!”

— „Da werde ich kein Problem haben. Ich werde ihm einfach erzählen, daß ich noch ein bißchen alleine durch die Stadt will. So lan-ge der nicht weiß, daß du dabei bist, bleibt der im Hotel.”

— „Mußt du eigentlich nicht früh ins Bett gehen. Schließlich ist ja morgen in aller Frühe euer Abflug nach Chicago?”

— „Und wenn es die ganze Nacht dauern würde . . . !”

— „Hey, langsam mein Tiger, ich habe nur vom Abend gespro-chen!“, sagte Candy lachend und zeigte ihre weißen Zähne. Felix errötete und stotterte:

— „I meinte doch nur, also ich wollte nur . . . !”

— „Ist doch in Ordnung, Felix! . . .”, aber dann wurde sie jäh unter-brochen.”

— „Ich dachte das Flugzeug fliegt erst morgens ab und nicht in der Nacht?”, sagte Malter und er wurde von Felix Augen wie ein Phantom begrüßt. Wie gut, daß er wiedermals nur Bahnhof verstanden hat, dachte Felix. Wenn es ihn auch sonst noch so nervte, diesmal freute er sich darüber.

— „Werdet ihr die die Konkurrenz besuchen?”, fragte sie beide, wohl um Malter abzulenken, falls er doch mehr verstanden hätte.

— „In erster Linie fahren wir wegen eines Kongresses dorthin. Ist ja eine gute Gelegenheit. Chicago liegt ja fast auf der Strecke nach

Hause.”, antwortete Felix.

Sie würde es eh nicht stören, denn ab dem nächsten Tag wäre sie wieder bei Larry Minger, denn die CEE hätte zur Zeit keine weiteren Aufträge für sie.

Larry Minger, das war der mit den lustigen rosa Schuhen. Rosa Schuhe und ansonsten ganz in Schwarz gekleidet. Wie ein Filmschauspieler war er ins Restaurant eingetreten. Er trug eine Sonnenbrille, aber nicht irgendeine Sonnenbrille sondern ein extrem teures Designermodell, dachte Felix. Schlaksig und selbstbewußt und eine Hand in der Tasche ging er in Richtung Theke, immer noch mit seiner Sonnenbrille, trotz des schummerigen gelben Lichtes. Er schaute weder nach links noch nach rechts, aber man sah ihm an, daß er die Blicke des Saales spürte und genoß wie ein Sonnenbad und in letzterem mußte er auch ein Profi sein, wie man aus seinem dunklen Teint schließen konnte. Auch die plötzliche allgemeine Aufregung der Bedienungen ließen auf einen bedeutenden Gast schließen. Das Personal schaute sich verzweifelt im Saal nach einem freien Tisch für ihn um, denn er hatte nicht vorbestellt. Der Restaurantleiter spricht mit einem jungen Paar, daß verdutzt dreinschauend seinen Tisch verläßt, um an einem anderen Tisch bei fremden Leuten wieder Platz zu nehmen. Aber ihr unfreiwillige Umzug geht nicht ohne einen verabscheuend bewundernden Blick auf Larry vonstatten. Aber das Objekt ihres emotionalen Aufruhrs schaute einfach nur durch sie hindurch direkt auf Candy. Nein, er war nicht eifersüchtig auf diesen Papagallo mit der gutaussehenden Brünetten an seiner Seite, dachte Felix, aber es war Abneigung auf den ersten Blick.

Dann geschah das Unerwartete. Der der sich anscheinend für Nichts und Niemanden zu interessieren schien machte sich plötzlich auf den Weg zu ihrem Tisch und grüßte Candy in überschwenglicher Weise. Nun war es nicht mehr nur bloße Abneigung für Felix. Er verachtete und haßte diesen Don Juan, aber Felix weigerte sich immer noch, dieses Gefühl als Eifersucht anzusehen. Nicht wegen Candy, nein das ging viel weiter. Hier war ein Mann, der immer, überall und egal bei welchen Frauen erfolgreicher wäre als er. Was folgte, war nicht nur eine kurze Vorstellung von Larry gewesen. Oh nein! Candy hielt eine Laudatio. Vor ihnen stände eine der größten Koryfäen auf dem Gebiet des Business Reengineering. Eine solche Kapazität, daß Firmen von

überall aus der Welt seinen Rat suchten und vor allem auch willens sind Millionen für seine Trainingsprogramme und Analysen zu zahlen. Hier wurde sie jäh von Malter unterbrochen:

— „We do it yourself, we have KDP!“

Davon habe er noch nichts gehört, hatte Larry gesagt. Wer denn da dahinter stecke, wollte er dann wissen.

— „A certain Braggard!“

Während er die Buchstaben KDP auf Deutsch ausgesprochen, wählte er ausgerechnet für den deutschen Namen Braggard die englische Aussprache, ohne zu wissen das ‘braggart’ das englische Wort für Prahler ist. So war es nicht verwunderlich das alle anfangen zu schmunzeln.

Ob er von München sei? Und ob es sich um einen Professor Braggart handele, wollte Larry dann wissen.

Nachdem Malter ihn darüber aufgeklärt hatte, daß es sich um einen Mitarbeiter ihrer Firma gehandelt hatte, klang Larry erleichtert, denn es gab ja keinen neuen Konkurrenten in Deutschland. Das wäre wie Inzucht, sagte er. Aber die meisten Firmen würden zuerst mal selbst ihr Glück versuchen, weil sie Geld sparen wollten. Aber der Preis wäre allzu ein Konkurs am Ende. Aber einige hätten Glück und würden sie rufen bevor es zu spät sei. Als er dies sagte reichte er Wolfgang und dann auch Felix eine Visitenkarte.

Plötzlich machte Candy, die immer noch neben Felix auf dem Felsbrocken saß, ihn darauf aufmerksam, daß er jetzt telefonieren könne, denn eine Telefonzelle sei frei geworden.

* * * * *

Wenn Heinz jetzt stirbt, oh Gott, immerhin war er ja auch schon ziemlich alt. Nicht so alt, wie er plötzlich aussieht, neben ihr, mit kreideweißem Gesicht. Eigentlich wußte sie gar nicht genau wie alt er genau war, irgendwo so zwischen 55 und 60. Gleichaltrig mit Dr. Malter, aber

Malter wirkt viel jünger. Sein aufgedunsenes Gesicht war halt faltenlos. Die Beifahrertüre ist offen, damit genügend frische Luft hineinkommt. Kühle Luft, es fröstelt sie. Sie sind alleine auf dem Rastplatz neben der Bundesstraße. Gott-sei-Dank war es vor diesem Parkplatz passiert ein paar hundert Meter weiter, und sie hätte gar nicht mehr halten können.

—„Frau Sinistra, sie sind doch mit dem Wagen da?“, hatte Braggard sie in ihrem Büro gefragt. Ob sie nicht Dr. Wiedenkamp heimfahren könnte, dem ginge es überhaupt nicht gut. Hätte sich mit dieser schrecklichen Grippe noch zur Arbeit geschleppt.

Die schlechte Lage der KMG und damit zusammenhängend auch Braggards waren ihr durch den Kopf gegangen. Ansonsten hatte sich aufs Autofahren konzentriert. Nie sich ablenken lassen, weder von schöner Landschaft, noch von Mitfahrenden, daß war ihre Maxime seit ihrem Unfall. Kein schlimmer Unfall war es gewesen, aber es war teuer genug gewesen, und sie hatte Phantasie genug sich auszumalen was gewesen wäre, wenn sie schneller gefahren wäre, oder wenn sie statt dem vor ihr fahrenden Fahrzeug aufzufahren auf die Gegenfahrbahn gekommen wäre. Alles war nur passiert, weil sie für wenige Augenblicke mit den Einstellknöpfen ihres Autoradios beschäftigt gewesen war, um einen anderen Sender zu suchen.

Die ganze Zeit hatte sie auf Dr. Wiedenkamp eingeredet, hatte ihm ihre Sicht der Firma geschildert und gar nicht gemerkt, daß seine Antworten immer knapper und rarer wurden. Sie könnten ihn doch nicht dafür verantwortlich machen, hatte Raffaella des öfteren gesagt. Mit 'ihn' war ihr Chef gemeint, Braggard. Nicht so einfach war es mit dem 'Sie' oder auch 'die'. Damit sind die gemeint, die das Sagen haben. Wohl in erster Linie Mohler, aber auch Sonntag. Ansonsten steht 'sie' natürlich auch für diesen nebulösen Personenkreis, anonym und unsichtbar, dessen man nicht habhaft werden kann, der Schuld ist für Fehlentwicklungen, dem man übermächtig gegenübersteht, dem man sich beugen muß und gegenüber dem sich zu wehren ein Kampf gegen Windmühlen wäre. Ein Abstraktum, welches sich sowohl zum Feindbild als auch zum Sündenbock eignet. Damit sich Frustration, Zorn, Wut oder Empörung nicht an realen Personen zu entladen braucht, wenn durch krasse Fehlentscheidungen unerfüllbare Kundenwünsche zu Vertragsbestandteile geworden sind, wenn Überstunden zur Unzeit erbracht werden müssen oder wenn gar Urlaub gestrichen wird. So

konnte man nahezu beliebig kritisieren und schimpfen, und wenn es kritisch wurde, das heißt, wenn einer der Chefs sich mit dieser anonymen Masse identifizierte, konnte man sich ja immer noch rauswinden, konnte beteuern, daß man ihn oder sie nicht gemeint habe. Alle, selbst die Chefs gebrauchten diese unspezifischen Formen. Nur die oberste Führungsschicht, Mohler und die Direktoren, benutzten sie selten, für sie war der Pluralis Majestatis, das päpstliche Wir vorbehalten. Sagten sie 'die' oder 'sie', dann meinten sie die namenlose Klientel oder Zwänge innerhalb der Firma, denen auch sie sich nicht entziehen können.

Noch hatte sie keine offizielle Kritik an Braggard gehört, aber was hieß das schon bei einem Gegner, der im Verborgenen agierte. 'Sie' würden einen Schuldigen brauchen, hatte sie zu Wiedenkamp gesagt, und Braggard wäre das geeignete Opfer. Ein Jahr lang hatte er doch den Kostendämpfungsprozess geleitet und nun wollten die Erfolge sehen. Die — sie dachte wohl an Sonntag und Mohler — würden nun sagen, daß Braggards Ansatz gescheitert sei, daß KDP sich als ein gigantischer Flop herausgestellt habe.

—,„Das würden sie nie so zugeben. Das wäre ein Bumerang, der auf sie selbst zurückflöge. Da kommt eher sowas wie, 'Für die konsequente Umsetzung für KDP braucht es noch ...', hatte Wiedenkamp ihr widersprochen.

Das grenze schon an Naivität, wenn Braggard immer alles so optimistisch sähe. Da konnte sie Heinz nur zustimmen. Selbst in der jetzigen Situation verlasse Braggard nicht sein Optimismus. Er würde denen schon die wahren Ursachen aufzeigen können, hatte Braggard gemeint, als sie ihm die Grafiken und Tabellen zeigte, die die schlechte Lage ungeschminkt wiedergaben.

—,„Sehr schön haben Sie das wieder gemacht!“ , hatte Braggard Raffaella gelobt, als sie ihm den Foliensatz gebracht hatte. „Aber wir müssen das trotzdem noch etwas überarbeiten!“ , hatte er dann hinzugefügt.

Überarbeiten, das hieß Schminken und Vertuschen, denn so könne er ihr Material nicht zur Direktionspräsentation verwenden. Tagelang war Braggard dann damit beschäftigt, und damit auch Raffaella. Sie war es, die für ihn den richtigen Blickwinkel finden mußte. Umstellung von linearer in logarithmische Darstellung, wie zum Beispiel bei

der Kostenfunktion über die letzten Jahre. Die prozentualen Gewinnzuwächse und Verluste anders Normieren, die Ertragskurve nur im oberen Bereich darstellen. So brauchte er nur wenig an den Zahlen selbst zu manipulieren. Die Abschreibungen für die neuen Computer seien viel zu hoch angesetzt, hatte Braggard gemeint, dadurch gingen die Kosten zu hoch. Jetzt waren sie viel zu niedrig gelegt, unter dem, was das Stuergegesetz erlaubte, aber es war ja nur auf den Folien, nicht in der Bilanz.

—„Bei der Darstellung der Kosten entsteht ja der ganz falsche Eindruck! Das sieht ja so aus, als würden die Kosten in den nächsten Jahren weiterhin dramatisch steigen! ...”

Sie habe eine kubische Parabel verwendet, um die Kosten zu approximieren. Dann solle sie doch halt mal eine andere Parabel verwenden, wo sich für die nächsten Jahre ein günstigeres Bild ergibt. Sicherlich könnte man doch eine finden, die sogar auch sinkende Kosten zeigt. Die Kosten würden doch auch sinken, davon gehe er aus. Hätte er doch mit KDP nachgewiesen. Wunschverläufe hatte sie für ihn angefertigt, und er tat so, als handele es sich um mathematische Berechnungen.

—„Das eigentliche Problem sind doch nicht die Kurvenverläufe in der Zukunft, das ist eh nur eine mathematische Spielerei. Das Problem sei doch, das die Kosten anscheinend trotz KPD gestiegen sind und das ganze noch bei fallender Auftragslage.”

—„Scheinbar! Nur scheinbar sind die Kosten trotz KDP gestiegen. Wir müssen nun klarmachen, wo die eigentlichen Ursachen liegen!”, sagte Braggard.

Und außerdem nähmen Mohler und Sonntag solche Kurven keineswegs nur als mathematische Spielereien, die nähmen das ernst. Raffaela spürte, daß auch er sie ernst nahm, und sie nicht um seine Manipulationen herumkäme. Die Auftragslage habe sich doch erst nach den schlechten Presseberichten über ihren Kostendämpfungsprozess verschlechtert. Die Journalisten hätten es sich zu einfach gemacht: Die KMG mußte in Schwierigkeiten sein, sonst würde sie nicht so eine Maßnahme starten. Die hätten sich noch nicht einmal mit seinen Ideen auseinandergesetzt.

All dies hat sie Wiedenkamp im Wagen erzählt und ihm war total elend gewesen.

—„Tut mir leid!”, sagte sie zu Dr. Wiedenkamp, als sie merkte, daß

er wieder etwas ruhiger atmete.

—„Weil ich krank bin?“, sagte er, und zwei fieberglänzende Augen schauten sie voller Wärme und Sorge an.

—„Nein, . . . doch auch, aber ich meine, weil ich dich die ganze Zeit noch mit meinen Problemen vollgequatscht habe. Ich hatte nicht bemerkt, daß es dir so schlecht geht!“

—„Nana, nun übertreibe mal nicht, ich bin ja nicht am Sterben!“, sagte er und schaute sie voller Wärme mit seinen fieberglänzenden Augen an.

Sie liebte dieses Lachen, sie liebte ihn.

* * * * *

Dr. Wiedenkamp, der schrofte aber freundliche Herr, ein paar Jahre vor seiner Pensionierung, den alle, die ihn kennen wegen seines beeindruckenden Fachwissen bestaunen. Aber viel zu wissen alleine kann recht nutzlos sein, wie es die allgemeine Erfahrung lehrt, wenn jemand unfähig ist, seine Kenntnisse praktisch umzusetzen. Da es ihm auch an letzter Fähigkeit keinesfalls mangelt, gelang es ihm immer wieder im Laufe seiner jahrzehntelangen Betriebszugehörigkeit neue und bessere Produkte zu initiieren. Es ist wohl auch völlig zutreffend, wenn einige ihn überschwänglich als den Motor der betrieblichen Innovation bezeichnen. Ohne ihn hätte die Firma schon vor Jahrzehnten ihre Konkurrenzfähigkeit verloren! Eine Tatsache, die keiner ernsthaft bezweifeln konnte. Dennoch tun es allzu viele aus eigener Ignoranz oder aus Neid, meistens auch eine kräftige Mixtur aus beidem, .

Nach alter Sitte schüttelt er noch immer gerne seinen Kollegen die Hände. Grüßt noch, wie früher, mit Guten Morgen und Guten Tag, immer mit dem Namen des Mannes oder der Frau verbunden. Starrköpfig weigert er sich auf das doch so viel bequemere „Hi“ oder wenigstens auf „Hallo“ umzustellen. Einfach so „Hallo“ sagen, war doch so simpel, und man braucht noch nicht einmal dem Namen des so Gegrüßten

zu kennen. Der so Adressierte merkt nicht, daß man seinen Namen vergessen hat, sich vielleicht nie gemerkt hatte, nie wert gefunden hat zu merken. Die altmodischen Begrüßungszeremonien verhindern auch jegliche Kontinuität, sie machen deutlich, daß es eine Pause gegeben hatte, daß man zu Hause gewesen war, daß man ein Wochenende ohne die Firma verbracht hatte. Wie anders die neue amerikanische Variante, beiläufig dahingemurmelt störte sie kaum, ließ die Illusion, daß alles weitergegangen sei, alle immer dem Produktionsprozeß zur Verfügung stehen. So oder ähnlich stellt er es dar, falls ein Gespräch mit oder ohne seine Hilfe in die passende Richtung läuft.

Dr. Wiedenkamp ist der klassische Bettlerphilosoph. Lumpen sind es zwar nicht, in denen er rumläuft, aber viele würde einen Großteil seiner Kleider sofort dazu machen, wären es die Ihren. Auch läuft er nicht mit dickem Hanfseil statt Gürtel herum; meist trägt er keinen Gürtel, und da er auch keine Hosenträger mag, hängen seine Hosen fast immer merkwürdig tief. Hinten flattert meist über seiner Hose ein — wie sollte es auch anders sein — ungebügeltes Hemd. Hemden in den merkwürdigsten Farben, wild kontrastierend zu seiner übrigen Kleidung, und in Opposition mit den Modebewegungen der jeweils letzten Jahre. Bübchenblau oder Mädchenrosa sind wohl seine Lieblingsfarben. Und zu allem überfluß leuchtet ab und zu, man braucht gar nicht allzu genau hinzuschauen, irgendwo ein Kaffeefleck oder zum Beispiel die Reste von einem Frühstücksei.

Kaum zu glauben, daß er promoviert habe, wurde unter vorgehaltener häufig getuschelt, oder auch, so seien sie halt, die Doktoren. Dem Armen fehlt halt eine Frau, sagten einige. Und andere wunderte es überhaupt nicht, ja, sie sahen gerade in seinem lotterlichen Äußeren die Ursache dafür, daß er keine gefunden hatte, daß er vielleicht auch gar keine wollte, daß er also nie gesucht haben könnte, steht bei ihnen ausser Zweifel, denn sonst müßte ja war sein, was manche munkeln, daß er möglicherweise auch schwul sein könne. Aber für schwul hielten ihn wirklich nur wenige, denn absolut nichts, außer seinem ledigen Status sprach dafür. Die Mathematik war seine Frau, immer noch heißgeliebt nach vielen Jahrzehnten, und er hatte auch eine Geliebte, nämlich die Dramen von Shakespeare. Seine Tragödien und Komödien er liebt sie gleichermaßen und bei den spärlichen Gelegenheiten, wo man ihn mal privat erleben kann, denn prinzipiell meidet er Einladungen

zu Empfängen und Geburtstagsparties, fasziniert er und frustriert zum Teil auch die anderen Gäste mit seiner überragenden literarischen Bildung. In seiner Freizeit arbeitet er an einer Neuübersetzung von Shakespeares Dramen, und kann wohl auch beliebige Passagen aus Macbeth, Hamlet oder Othello in Deutsch aber auch in Englisch frei vortragen, allerdings ohne jegliche schauspielerische Qualitäten.

* * * * *

Zu sagen, sie liebt ihn, ist irreführend. Platonisch, oder besser, sie liebt ihn wie einen Vater. Ängstlich und ein wenig scheu hatte sie wohl gewirkt, als sie an ihrem ersten Arbeitstag den zweiten Schreibtisch in Heinz Wiedenkamps Zimmer zugewiesen bekommen hatte. „Unscheinbar, eine graue Maus, aber ganz sympathisch“ waren die Gesprächsfetzen die sie einmal hörte, bevor die Unterhaltung der dort Anwesenden abrupt abbrach, als sie den Aufenthaltsraum betrat, um sich eine Tasse Kaffee zu holen. „Graue Maus“ hatten sie gesagt, aber sie meinten wohl, keine dicken Titten, keine sexy Figur, nicht lasziv, nicht willig oder nicht interessant für sexuelle Phantasien.

Es störte sie, wenn manche Männer sie wie ein reines Sexobjekt anstarrten, denn das waren die, die ihrer Meinung nach allen Frauen nachgierten, die nicht wählerisch waren. Am meisten störte es sie, daß sie meisten Männer sie im Gegensatz dazu überhaupt nicht als Frau wahrnahmen. Vor allem, wenn sie zusammen mit Simone war und die Männer verstohlen oder auch offensichtlich auf deren üppigen Busen starrten, oder begierig an deren ausgepägten Hüften klebten und kein Blick für das Aschenputtel an ihrer Seite. Bei Wiedenkamp fühlte sie sich wohl, er betrachtete sie als Frau, respektvoll und ohne Gier, und er nahm sie auch als Kumpel.

—„Diesmal werden sie Braggard über die Klinge springen lassen. Malter sägt schon lange an seinem Stuhl!“, sagt Wiedenkamp und wird von einem heftigen Hustenanfall geschüttelt.

—„Du arbeitest zu viel! Du solltest dich mehr schonen und vor allen Dingen weiß Deine Arbeit eh niemand zu würdigen!“

—„Erwarte ich ja auch gar nicht! ... Schon lange nicht mehr. Was ich mache, mache ich weil es mir Spaß macht. Wenn man mich zwingen würde eine blöde Arbeit zu machen würde ich kündigen.“ und nach einer Weile sagte er dann: „Außerdem, deine Leistung kommt doch auch nicht richtig zur Geltung! Braggard sieht sie, aber du stehst ansonsten völlig in seinem Schatten. Auch jetzt, er schreibt seinen Namen unter die Folien und von die redet niemand!“, sagt Wiedenkamp im Auto neben ihr.

—„Diesmal ist es mir ganz lieb wenn er seinen Namen unter diese Folien schreibt! Das kannst Du mir glauben! Dann muß ich wenigstens nicht für diese geschönten Statistiken gerade stehen. Nach seiner Kostenfunktion sinken die Kosten in drei Jahren nahezu auf Null herab! ...“

—„Kann ja hinhauen! Falls wir pleite gehen!“

Die Chefs seien wie Parasiten und da sei auch Braggard keine Ausnahme, wenn er ihm auch viel angenehmer als andere sei. Sie lebten davon, daß sie die Leistung der unter ihnen dienenden, als ihre eigenen verkauften. Wenn sie es nicht täten, seien sie schnell weg vom Fenster. Viel wichtiger als echte Leistung sei es, ein guter Blender zu sein. Er sei nicht neidisch auf deren Arbeit, er wollte gar nicht an Braggards oder gar an Sonntags Stelle sein. Ihre Arbeit würde ihm überhaupt keinen Spaß machen. Aber was ihn immer ärgere sei, daß deren Arbeit so ungleich höher bewertet werden würde. Dabei denke er nicht ans Geld. Sie kenne ihn ja, und wisse, daß er alles zum Leben habe, was er wolle. Ihm käme es nur auf die Anerkennung und das Lob an.

—„Braggard hat mich immerhin zu seiner Stellvertreterin ernannt! Insofern erkennt er ja meine Leistungen an!“, meint Raffaella.

—„Ich hoffe, daß Du recht hast! Unser Kuckucksei und Malter liegen in den Startlöchern.“

Felix pflegte er meist, aber nur bei ihr, als Kuckucksei zu bezeichnen. Von Mohler in ihre Abteilung gesteckt, um die Belange der Geschäftsführung besser durchsetzen zu können. Bei Felix Schmied war sie sich nicht richtig sicher, ob Wiedenkamps Mißtrauen gerechtfertigt war, aber sie verstand seine Warnung gegenüber Malter. Schon damals, als sie in der Firma begonnen hatte, wunderte sie sich über

Wiedenkamps Verhältnis zu Malter. Sie hatte schnell gelernt, daß er Kollegen und Kolleginnen des öfteren mit Ironie und Sarkasmus begnete. Immer direkt, im Beisein seiner Opfer, nie hinter deren Rücken. Meistes konnte sie nachvollziehen, konnte verstehen, was seine Kritik und Spott heraufbeschworen hatte und in den seltensten Fällen, fand sie seine Reaktion überzogen oder ungerechtfertigt. Nur bei Malter war es anders. Hier waren seine Antworten meist schroff und fast feindlich, auch wenn Malter, ihm nur eine anscheinend unschuldige Frage gestellt hatte. Auf ihre Nachfragen erhielt sie immer nur ausweichende Antworten von Wiedenkamp, und monatelang rätselte und spekulierte sie wieso er Malter wohl so haßte. Was Malter getan haben könnte. Die Wahrheit, die sie erst nach über einem halben Jahr von Heinz erfahren hatte, war nie ein Teil ihrer Spekulationen gewesen. Die Wahrheit könnte als Filmskript dienen, wenn man das Ende noch dramatischer gestalten würde. Im Film könnte Heinz zum Beispiel Malter im Streit erschlagen oder erschießen, und er hätte das volle Verständnis der Zuschauer.

—,„Malter ist ein gefährlicher Idiot!“, hatte Wiedenkamp gesagt.

—,„Und Schmied?“, hatte sie ihn gefragt.

—,„Möglicherweise noch gefährlicher, da kein Idiot!“

* * * * *

Es war gar nicht schlimm gewesen, daß Vera sie geweckt hatte. Die Kinder hätten es sowieso ein paar Minuten später gemacht. Normalerweise konnte sie sich darauf verlassen, daß sie von Vanessa gegen sieben geweckt wird, allerspätestens halb acht. Aber an diesem Morgen hatte sie wohl alle das dunkle neblige Wetter ans Bett gefesselt. So war es möglich gewesen, daß Simone sie noch um viertel vor acht im Bett erwischt hatte. Was Vera störte, war, daß Simone ihr bewußt gemacht hatte, was sie eigentlich verdrängt hatte. Felix hätte sie wirklich am Vorabend anrufen können. Die Tatsache, daß Simone früh morgens

an sie gedacht hatte, machte Felix Versäumnis umso schlimmer. Es war nicht fair, aber den ganzen Tag über, während sie sehnsüchtig auf Felix Anruf wartete, war sie irgendwie wütend auf Simone, als wäre sie Schuld, daß ihr Mann nicht anrief.

Nachmittags fühlte Vera sich in einer total düsteren Stimmung. Es war als wäre der Nebel auch in ihr Inneres eingedrungen. Verdunkelte ihr Denken und lähmte er Handeln. Den ganzen Tag hatte sie, wenn man den Gang zur Mülltonne nicht zählte, noch nicht das Haus verlassen.

* * * * *

— „Hallo Schatz. Hoffentlich habe ich dich nicht geweckt!“

Felix interpretierte das Räuspern und das undeutliche Murmeln auf der andere Seite als ein untrügliches Zeichen, daß seine Befürchtung wohl zutraf.

— „Oh, das tut mir aber Leid! Ich habe eigentlich nicht gedacht, daß du schon im Bett sein könntest!“

— „Was erwartest du, kurz vor Mitternacht?“

— „Aber es ist doch erst viertel nach elf!“

— „Ist dir eigentlich klar, was heute für ein Tag ist?“

— „Klar, Mittwoch!“

— „Also du hast es wirklich vergessen . . .“

— „Halt, Schatz, stop! Weshalb glaubst du denn, daß ich dich anrufe? . . . Herzlichen Glückwunsch zu deinem Geburtstag! . . . Es ist ja so schade, daß ich nicht bei dir sein kann heute!“

— „Aber warum hast du mich nicht schon eher angerufen?“, fragte Vera, die immer noch recht verschlafen sein mußte, denn sonst wäre ihr Tadel wohl heftiger ausgefallen.

— „Oh Schatz, du kannst dir ja gar nicht vorstellen, was das heute für ein Tag war, wie beschäftigt wir waren!“

— „Du kannst mir doch nicht weismachen wollen, daß du keine Gelegenheit hattest mal kurz eine Besprechung zu verlassen, um mich anzurufen?“

Es wäre wohl besser, wenn er ihr nicht sagte, daß sie an diesem Tag einen Ausflug gemacht hatten, also gar nicht gearbeitet hatten. Das würde ihren Zorn wohl steigern.

— „Du hast ja recht! Aber du weißt ja wie das ist . . .“

— „Nein!“

— „Was heißt nein?“

— „Nein, ich weiß nicht wie es ist! Alles was ich weiß ist, daß ich alleine war, daß ich den schlimmsten Geburtstag meines Lebens verbracht habe, und alles was du zu sagen hast ist ‘Du weißt ja wie das ist’ Du hättest mir eine Karte schicken können, oder ein Telegramm, Blumen oder was auch immer, aber nichts, gar nichts . . .“

— „Aber ich habe dich doch angerufen! Das ist doch nicht nichts! . . . Und wenn ich heimkomme, kriegst du noch ein tolles Geschenk!“

— „Was meinst du mit ‘wenn’ du heimkommst? Du kommst doch morgen?“

Das war die Frage, die er am meisten gefürchtet hatte. Er wollte ihr in diesem Augenblick nicht erzählen, daß er erst am nächsten Sonntag zurückkehren würde, also auch zu ihrer Geburtstagsfeier nicht da wäre.

— „Nicht ganz . . .“

— „Also nicht! Also hatte Simone doch recht!“

* * * * *

War sie eben gerutscht? Ihr Puls ging plötzlich rasend schnell. In der Kurve war es glatt gewesen. Sie sollte sich besser auf die Straße konzentrieren, dachte sie, fünfzehn Kilometer von dem Krankenhaus entfernt und die Erinnerung an diesen Schreck tauchte wieder auf, als sie auf dem kleinen dreibeinigen Hocker in der Intensivstation saß. Unbequem war ihr Sitz und sie fühlte sich hilflos. Ihre Mutter schlief,

wie im Koma. Aber sie schlief nur, versicherte ihr die dicke Krankenschwester, die freundlichere von den beiden, die immer wieder im Raum auftauchten und die Geräte ablasen und irgendwelche Zahlen in die Akten ihrer Mutter und der beiden andern Patienten eintrugen. Sie war dick und klein, und sie bewegte sich schnell und wieselig. Alma heiße sie, und Vera brauche sich keine Sorgen zu machen, ihre Mutter werde bestens versorgt. Aber auch ihr konnte sie keine klare Aussage entlocken. Auch sie nahm sich nicht die Zeit, oder konnte sie nicht aufbringen, mit Vera in Ruhe über ihre Mutter zu reden. Was meinten die Ärzte? Wie sah ihre Diagnose aus? Wie würde es jetzt weitergehen? Alma, die immerzu freundlich lächelnde, schenkte ihr dann lediglich ihr Wird-schon-wieder-gut, ihr Sie-ist-in-guten-Händen oder ihr Machen-Sie-sich-keine-unnötigen-Sorgen, ohne ihre Arbeit zu unterbrechen, und wohl auch ohne ihr richtig zuzuhören. Aber Vera war dennoch dankbar für ihre freundlichen Gesten. Woher nahm sie nur all diese Unbeschwertheit, während sie täglich mit den schrecklichsten Schicksalen konfrontiert war, dachte Vera, da sie selbst doch schon nach so kurzer Zeit glaubte, es nicht mehr ertragen zu können. Da schienen ihre Kollegin weitaus besser zu passen: Skeptikerfalten um Mund und Nase und ein Gesicht welches kein Lächeln zu kennen schien. Das freundlichste Wort, das Vera ihr entlocken konnte, war ein undeutliches Guten-Morgen. Vera war für sie bestenfalls ein Hindernis im Blickfeld auf die Monitore. Hilde hatte Vera sie getauft, denn vorgestellt hatte sie sich nicht. Wie die Hilde, die sie kannte, war sie riesig und wirkte ebenso mißmutig und unnahbar. Hätte sie bloß nicht diesen dicken Pulli angezogen, dachte Vera immer wieder vor dem Bett ihrer Mutter. Sie spürte, wie sich die Schweißtropfen unter den Achselhöhlen bildeten und hinunterliefen. Wenn sie wenigstens Taschentscher dabei hätte, dann könnte sie diese drunterklemmen. Das Heer von Geräten irritierte sie. Sie tickten und brummten, pumpten und immer wieder schrak sie auf, wenn eines sich mit durchdringendem Piepsen meldete. Welches Gerät war es? War es eines der Geräte der anderen Frau, der Mutter des Alhippi? Im Warteraum hatte er über die Wechselsprechanlage seinen Namen genannt und gebeten zu seiner Mutter gelassen zu werden. Wenige Augenblicke nach ihr hatte er an ihrem Bett Platz genommen und blieb dort fast eine halbe Stunde. Zärtlich hatte er den mit Schläuchen gespickten Arm und die Hand seiner Mutter gestreichelt. Ständig rede-

te er mit ihr, manchmal konnte Vera den Eindruck haben seine Mutter habe ihm geantwortet, als gehe er auf Einwände ein. Er erzählte ihr von seiner Arbeit, richtete ihr Grüße von den Nachbarn aus und bot ihr den neusten Tratsch feil. Vera schämte sich, daß sie sich so in ihm getäuscht hatte. Sie hatte ihn als rücksichtslos und brutal eingestuft. Oder war es doch eines der Geräte, mit mit ihrer Mutter verbunden waren? Wenn ja, dann starrte sie sogleich auf die ständig pulsierenden Kurven, und rätselte, ob sich etwas zum Schlechteren bei ihrer Mutter gewandelt haben könnte. Große Zacken, kleine Zacken, breite Täler, Doppelgipfel, was war normal? Bei ihrer Mutter konnte sie meist keine Änderung feststellen. Tief und fest, in ihrem ohnmächtigen Schlaf. Pfeifende Geräusche beim Atmen. Dann kamen sie Alma oder Hilde, manchmal auch beide zusammen, drehten an vielen Knöpfen, kippten Schalter oder hängten neue Flaschen in die Halterungen. Immer blieben sie ruhig, wirkten sie unbeteiligt, auch wenn sie rannten und große Hektik ausstrahlten. All die Hoffnungslosigkeit dieser Station schien sie nicht zu tangieren. Es mußte wohl so sein, anders könnten sie es wohl auch nicht ertragen.

Was war los mit der einen Kurve, fragte sich Vera plötzlich. Die ganze Zeit schwang sie doch immer viel tiefer nach unten und oben? Jetzt tänzelte sie nur noch knapp um die Mittellinie. Hatte das was mit dem Herzen zu tun? Schlug es nicht mehr richtig? Schnell eine Schwester oder einen Arzt rufen, dachte sie.

Wäre nicht kurze Zeit vorher der Alarm am Bett der Frau, die wohl anscheinend ihr Leben nur noch den Geräten verdankte, gewesen, wäre sie vielleicht ruhiger geblieben. Aber es hatte an ihren Nerven gezehrt, mehrere Geräte hatten gleichzeitig gepiepst, und sie waren hereingeeilt, zu dritt, Hilde, Alma und diesmal sogar der bärtige, langhaarige Pfleger. War wohl ein Zivi, dachte Vera. Schnell und gezielt arbeiten sie an den Geräten, aber sie hatten nicht ihre Unterhaltung gestoppt. Gesprächsfetzen und Bilder, wie sie an der Frau gearbeitet hatten, geisterten immer noch durch Vera Bewußtsein: „Sie weiß noch nicht mal, was er von Beruf ist!“, „In der Disco kennengelernt, stellt euch vor“, „Er soll toll aussehen!“ und „Da hätte sie auch mich nehmen können!“ „Das wag ich zu bezweifeln!“, lachte Schwester Hilde schallend, und Alma lächelte ihn mitleidsvoll an, während der Alarm von neuem ertönte. „Wir sollten den Doktor verständigen, das sieht nicht

gut aus!”

* * * * *

Wo waren alle? Das konnte doch nicht wahr sein! ‘Hallo’, rief sie, aber nur zaghaft und nicht laut genug. Selbst die Zentrale war verwaist. Niemand, der das unaufhörlich klingende Telefon abheben konnte. Niemand, der auf den Warnton aus ihrem Zimmer reagierte konnte. Eine rote Lampe leuchtete außen an der Türe zum Zimmer ihrer Mutter. Auch auf einer Kontrolltafel blinkt unter der Nummer 417 unaufhörlich ein kleines rotes Lämpchen, aber keiner war da, der es sehen konnte. Der schrille Alarmton, nun ohne das Telefon brachte Vera in Panik. Mutter geht’s schlecht schrillte der Alarm, und sie dachte nicht mehr daran, daß sie selbst es gewesen war, die ihn ausgelöst hatte. In irgendeinem der vielen Zimmer mußte jemand sein. Ein Notfall! Bestimmt waren alle bei einem Notfall, so wie vor einer halben Stunde bei der Frau im Zimmer ihrer Mutter, dachte sie.

Ihre Mutter würde sterben, wenn sie nicht bald jemanden fände, dachte sie, als sie von Zimmer zu Zimmer rannte. überall das gleiche Bild: Kranke im Koma oder schlafend. Und die Augen derer, die wach waren, würde sie sie wieder vergessen. Erwartungsvoll, sie konnte nicht helfen. Traurig, sie konnte nicht trösten. Resigniert, bloß nicht hinschauen! Bloß nicht hinschauen, aber ihr Blick war getrübt von Tränen. Der Geruch von Blut, Urin und Erbrochenem aus einem Zimmer stach in ihrer Nase, hatte sich festgefressen. Keine Spur vom Personal.

Im letzten Zimmer des Ganges, dem sogenannten ‘Erfrischungsraum’, saßen sie alle, schauten verdutzt auf Vera. Fröhlich, Sektgläser in ihren Händen, und inmitten der Sponsor: Dr. Peters. Vera stotterte, daß dringend jemand mal nach ihrer Mutter sehen müsse.

—„Also am besten schauen sie erst gar nicht auf diese Kurven. Wenn man keine Ahnung hat, kann man da alles mögliche Hineininterpretieren!”

—„Tut mir leid, aber ich dachte . . . ”

—„Ja, ist ja schon gut!”, beruhigte sie Alma, die noch geblieben war, nachdem Dr. Peters sofort wieder den Raum verlassen hatte. Er hatte es eilig, nachdem er festgestellt hatte, daß es sich um einen Fehlalarm gehandelt hatte. Die kurze Feier war durch ihr Verschulden aufgelöst, aber Vera war dennoch erleichtert, daß alles bei ihrer Mutter in Ordnung war. Dr. Peters schien sauer gewesen zu sein. Wie anders ließe sich sein mürrisch dahingemurmertes ‘Eigentlich ist ja keine Besuchszeit mehr!’ erklären. Schon im Erfrischungsraum hatten einige der Feiernden irritiert auf ihre Uhren geschaut, und sie drauf aufmerksam gemacht, daß keine Besuchszeit mehr sei.

* * * * *

Sie war nicht mehr hungrig, nicht mehr richtig hungrig. Wenn das Essen nicht so scheußlich gewesen wäre, hätte sie sicherlich mehr gegessen. Normalerweise mochte sie ja Kartoffelsalat, aber der war nicht normal gewesen. Völlig verkocht hatten die die Kartoffel, und dann hatten sie sie in einem Maggibad ertränkt. Die brauchten sich halt nicht anzustrengen, mit Stammkunden können sie eh nicht rechnen. Aber auch für die nächsten Tage hatte die Cafeteria sie als potentielle Kundin verloren. Lieber würde sie das nächste Mal irgendwo in der Stadt essen gehen. Wenigstens hatte es ja den Kindern gut geschmeckt bei Andrea. Markus schien ja richtig begeistert.

—„Mama, du kannst ruhig noch ein paar Wochen bleiben!”, hatte er ihr gesagt, als sie fragte, ob sie heimkommen sollte. Sicherlich hatte er Stunden gemeint, aber bei ihm wußte man ja nie. Abends würde er dann ganz schrecklich heulen, wenn sie nicht da wäre. Felix könnte ihn nicht beruhigen, das wußte sie ja aus Erfahrung, dachte sie.

Konnte es sich wirklich einige Wochen hinziehen mit ihrer Mutter, bis sie wieder gesund wäre. Falls sie wieder gesund würde, aber daran wollte sie nicht denken. Wenn sie nur endlich mal mit einem Arzt

sprechen könnte. Morgens hatte man sie ja die ganze Zeit vertröstet, bis elf sollte sie warten. Und dann, fast schon halb zwölf, sagte ihr die Krankenschwester, die so wirkte, als unterständen ihr die übrigen:

—„Unsere beiden Ärzte, Peters und Mongala haben jetzt keine Zeit für Sowas. Die müssen gerade zwei Neueinweisungen versorgen.“

‘Sowas’ und es hatte geklungen, als habe sie etwas Unanständiges verlangt. Eine Zurechtweisung glaubte sie herauszuhören, weil sie weiter darauf beharrte die Ärzte in ihrer eigentlichen, der lebensrettenden und lebenserhaltenden, Arbeit zu stören. Beinahe hätte sie wieder beigegeben, wäre wieder schweigend zurückgegangen, aber sie hatte noch zu fragen gewagt, wie lange das dauern könnte.

—„Wir sind doch hier keine KFZ-Werkstatt, die genau weiß wie lange sie für einen Reifenwechsel oder so braucht . . . ”

—„Ich warte nun schon den ganzen Tag und habe bisher noch mit keinem Arzt sprechen können. Nur mal fünf Minuten, das müßte doch möglich sein!“

Dann mußte die Krankenschwester wohl gemerkt haben, daß sie sich im Ton vergriffen hatte, denn nun versuchte sie es sogar mit einem Lächeln, verkrampft und unbeholfen, so daß man sofort merkte, daß sie in dieser Kunst wenig Übung und vor allem nur eine bescheidene Begabung hatte.

—„Vielleicht sind sie in etwa einer halben Stunde fertig! Wir sagen ihnen Bescheid!“

—„Die sind essen, beide! Die Armen hatten schon seit ihrem Frühstück keine Pause gehabt!“, antwortete Alma gegen halb Eins auf ihre Frage, ob sie jetzt vielleicht mit einem Arzt sprechen könnten.

Jetzt sollten die doch wohl auch vom Essen zurück sein, dachte Vera nochmals zwei Stunden später nach ihrem diätischen Mal in der Krankenhauskantine. Sie saß wieder auf dem dreibeinigen Hocker neben dem Bett ihrer Mutter, diesmal jedoch auf der anderen Seite, nicht so, daß sie nach draußen schauen konnte. Ihr gegenüber saß wieder Walter, der deutlich besser aussah als am Morgen. Rasiert, gekämmt und frische Kleider, und sein Gesicht hatte wieder seine übliche rosige Gesichtsfarbe. Nichts mehr Gespenstisches hatte sein Aussehen. Er hätte gut geschlafen, wider Erwarten. Es gehe ihm schon viel besser.

* * * * *

Der sah so jung aus, dachte Vera und wohl auch Walter. Sie konnte sich gar nicht vorstellen, daß der schon mit dem Studium fertig sein konnte. Alma hatte ihnen gesagt, daß sie jetzt, wenn sie schnell nach draußen auf den Flur gingen, mit Dr. Peters sprechen könnten. Sie hielten ein paar Meter Abstand, denn er erläuterte gerade einer anderen Frau den Zustand ihres Mannes.

—, ...also morgen können wir ihnen sicherlich mehr sagen ... wenn sie mich jetzt bitte entschuldigen ... ”

—,Herr Dr. Peters? Herr Brauer und Frau Schmied wollten noch gerne ... ”

—,Aber doch nicht jetzt! Sie wissen doch, daß ich dringend ... ”

—,Natürlich, aber die beiden warten schon den ganzen Tag ... ”

—,Okay, dann geben sie mal her!”

Alma reichte ihm die Krankenakte ihrer Mutter, und er durchkämmte das Geschreibsel in großer Eile. Dann sagte er nicht viel, aber sie freute sich dennoch, als er sagte, sie würden nun einen Hirnschlag mehr oder weniger ausschließen. Noch nicht mit allerletzter Sicherheit, aber mit großer Wahrscheinlichkeit. Im Prinzip könne man sagen, daß sich ihre Mutter nicht in akuter Lebensgefahr befände, aber es wären noch weitere Untersuchungen zu machen. Was hatte er noch gesagt? Kardiologische und neurologische Untersuchungen, oder sowas?

—,Aber wissen sie denn, was es sein könnte?”, fragte Walter

—,Warten wir erst mal die weiteren Untersuchungen ab, dann kann ich ihnen mehr sagen ... wenn sie mich jetzt bitte entschuldigen ... ”

* * * * *

—„Na? Wie hat es euch denn bei Andrea gefallen?“, fragt Vera ihre Kinder.

Sie hätte ruhig auch später kommen können, hatte Andrea gesagt, als sie die Kinder abgeholt hatte. Aber es war lange genug gewesen. Sie fühlte sich total schlaff und müde, nicht nur, weil sie so früh aufgestanden war. Das Krankenhaus, der Zustand ihrer Mutter und die Unge-
wißheit hatten sie ausgelaugt, dachte sie. Die gewohnte Umgebung tat ihr gut, sie konnte entspannen. Wenn Andrea nicht gefragt hätte, wie es ihrer Mutter ginge, wäre alles fast wie immer gewesen. Als wäre sie von einem Einkaufsbummel zurückgekommen, aber sie fühlte sich nicht so.

—„Ganz viele Papierflieger haben wir gebastelt. 18 Stück und Andrea hat mir noch eine neue Sorte gezeigt, die fliegen ganz toll und die sind auch gar nicht schwer und von denen habe ich auch ganz viele gebaut.“, sprudelt es aus Vanessa.

—„Mami, Mami, und ich habe die Flieger bemalt. Ich kann ja noch keine Papierflieger alleine! Mami? Ich habe für dich ein schönes Bild gemalt.“, sagt Markus, beinahe schmollend, weil er sich mal wieder von Vanessa in den Hintergrund gedrängt fühlte.

Also erst mal Schuhe ausziehen, dann was zu essen machen. Falls sie überhaupt noch Hunger haben, denkt Vera. Ein wenig genascht hätten sie, hatte Andrea ihr verniedlichend mitgeteilt. Sie kannte dieses ‘ein wenig’: Schokolade, Bonbons, Kaugummi, und noch mehr Schokolade, Markus braun verschmierte Mundwinkel und Oberlippe erzählten noch davon.

Hast du überhaupt schon deine Hausaufgaben gemacht, fragt Vera ihre Tochter, nachdem sie fertig waren mit dem Abendessen, das Überflüssig gewesen war, wie sie es erwartet hatte. Unnötige Arbeit. Keiner hatte richtig Hunger, inclusive ihr selbst.

—„Welche Hausaufgaben?“

—„Frag’ doch nicht so dumm! Die, die ihr heute morgen aufbekommen habt natürlich!“

—„Ich glaube, wir hatten überhaupt keine auf!“

Lügen konnte Vanessa nicht gut, auch wenn sie es wollte. Mit den Hausaufgaben wollte sie wahrscheinlich nicht lügen, denn sie war noch nie ohne in die Schule gegangen.

—„Na, dann zeig’ mal dein Aufgabenheft her!“

—,„Jetzt fällt es mir wieder ein. Aber ich habe schon ein bißchen bei Andrea gemacht. Schon die ganzen Matheaufgaben. Hier schau'! Ansonsten muß ich nur noch eine Geschichte lesen!“

—,„Die kannst du ja dann noch lesen, wenn ihr fertig fürs Bett seid. Das kann doch nicht wahr sein!“, ruft Vera plötzlich aus.

—,„Doch, das sind doch genau solche Ordnungsrelationen, wie der Lehrer sie wollte. Wir sollten drei Beispiele aus dem täglichen Leben bilden, also nicht nur so mit Zahlen, 3 kleiner 4 oder so.“

—,„Hat Andrea sich das angeschaut? Hat die gesehen, was du geschrieben hast?“

—,„Wieso? . . . Ich weiß nicht!“

—,„Wie kommst du denn darauf? Das kannst du doch nicht schreiben! Hoffentlich hat Andrea das bloß nicht gelesen! Das ist ja furchtbar: 'Papa ist reicher als Herr Hesse' ”

—,„Aber Papa hat doch selbst gesagt, daß er mehr Geld als Onkel Wolfgang hat!“

—,„Aber Herr Hesse, Wolfgang, ist doch Andreas Mann! Was denkt die denn, wenn die sowas liest. Hat sie in dein Heft geschaut?“

—,„Ich weiß nicht mehr. . . . Ich glaube nicht! Aber 'Vanessa ist reicher als Markus' kann ich doch schreiben?“

—,„Und dann hier 'Papa ist reicher als Mama'. So ein Quatsch. Alles ist mein und Papas Geld. Es gehört uns zusammen.“

—,„Aber wir sollten doch eine möglichst lange Kette bilden!“, schluchzt Vanessa nun weinend.

—,„Und hier 'Papas Chef ist reicher als Papa'. Das stimmt so nicht. Du meinst wohl seinen obersten Chef, Herrn Mohler. Der ist wirklich reicher! Der hat doch sogar ein Schwimmbad in seinem Garten. Dürfen wir da auch mal mit Papa hingehen?“

—,„Mama, hat Papa mehr als einen Chef. . . . Wieviele hat er denn?“

—,„Papa war doch damals nur mit Leuten von der Firma dort, und ich kann mir nicht vorstellen, das es denen gefällt lärmende Kinder in ihrem Garten zu haben!“

—,„Aber Mami, wir sind auch ganz brav!“, sagte Markus.

An diesem Nachmittag mit seiner tropischen Hitze waren die Weichen gesetzt worden. Wäre alles so gekommen, wenn es nicht so heiß gewesen wäre und wenn Mohler nicht die Idee gahabt hätte, Felix mit

nach Hause zu nehmen? Aber nicht nur seine Karriere, wie würde es heute um ihre Ehe stehen?

* * * * *

Schwungvoll raus aus dem Wasser, Kopf zur Seite, melkt ihr schulterlanges brünettes Haar mit beiden Händen, Wasser spritzt über ihren braunen Oberarm und platscht auf die blaugrauen Fliesen, glitzernde Perlen markieren den Weg.

Wie ein Tanz, und immer rhythmisch läßt sie das rote Handtuch über ihren Rücken gleiten. Der eine Arm nach oben, der andere seitwärts und dann wieder umgekehrt, und ihr Oberkörper immer in Bewegung. Sie hat Felix im Visier. Dann die Beine. Jeweils eins auf dem weißen Gartenstuhl, auf den Zehenspitzen, und sie spielt mit ihrer Beinmuskulatur. Schöne wohlgeformte Beine im gleißenden Sonnenlicht. Felix, immer noch im Pool, erschrickt, als er merkt, daß sie seine Blicke verfolgt hat. Schamesröte, aber sie lächelt. War auch das ihr nicht verborgen geblieben.

Laß dich nie bezirzen! Hatte ihn so nicht schon seine Mutter gewarnt, damals als er noch Märchen liebte. Zauberinnen und Hexen belauerten zu dieser Zeit seinen Vater, vereitelten seine Karriere und entzweiten ihn von seiner Familie. Ihre Warnungen und vor allem das, was sein Vater ihm vorgelebt hatte, hatten gefruchtet. Herr seiner Sinne sein, das war seine Maxime. Wachs in die Ohren stecken, und er bestimmte, wann er den Gesängen lauschte und vor allem wie lange. Aber was war los mit ihm in letzter Zeit? Zuerst am Strand von Montara und jetzt auch in Mohlers Garten spürte er, daß er seine Sinne nur schwerlich in Zaum halten konnte.

An diesem Tag war er überrascht worden. Als Mohler sie gebeten hatte mit ihm nach Hause zu gehen, hatte er nicht erwartet dort eine attraktive Frau vorzufinden. Zuerst würden sie ein wenig schwimmen, deshalb hatte Mohler sie ja spontan eingeladen, dann hatte Felix eine

Diskussion der neuesten Gewinn- und Kostenschätzungen, eine Erörterung des stagnierenden Auftragseingangs und die Frage nach den Ursachen der weiter gestiegenen Kosten trotz KDP erwartet. Frau Sinstra stellte kein Problem dar, denn sie war nicht sein Typ. Was hatte er eigentlich erwartet, fragte er sich im Nachhinein. Mohler war kein attraktiver Mann, also durfte auch seine Frau es nicht sein? Unsinn, vor allem hatte er ja schon oft gehört, daß Mohler eine gutaussehende junge Frau hätte. Gar nichts hatte er gedacht; Mohlers Frau kam einfach nicht vor in seinen Gedanken. Und dann lag sie da im Garten, sonnengebräunt, und nur im Bikiniunterteil, und sein Blick verweilte eindeutig zu lange auf ihrem braunen Busen, denn er spürte, daß es ihr aufgefallen war. Genauso wie er spürte, daß er errötete, was ihm schon lange nicht mehr passiert war. Wie ein pubertärer Junge kam er sich vor, und es gelang ihm nicht mehr, in seine gewohnte Rolle des souveränen Managers zurückzuschlüpfen. Hoffentlich war es sonst niemandem aufgefallen.

Er wollte doch nicht sein wie alle Männer, nicht so wie Chris zum Beispiele. Ein bißchen nackte Frauenhaut und sein Freund Chris ist immer gleich aus dem Häuschen. Jung oder alt, hübsch oder nicht, das schien bei Chris nebensächlich. So ist Chris halt, ein totaler Sinnesmensch. Chris läßt sich treiben von der Gunst der Stunde, deshalb hängt er ja auch noch immer an der Uni herum, während er schon gutes Geld verdient, dachte Felix. Chris stört es auch überhaupt nicht, wenn er von einer Angebetenen eine Abfuhr erhält, denn im Prinzip, flirtet er ja nur um des Flirtens willen. Im Grunde ist er seiner Moni treu, und die ist noch stolz auf ihren Mächtigerncassanova. Das ginge bei ihm nicht, wenn Felix eine Frau wollte, dann mußte es klappen, und er würde nicht locker lassen bis es klappte, bis er sie im Bett hätte. Scheitern mochte er nicht, vertrug er nicht. Genauso wie im Beruf, wo er sich zwar ehrgeizige aber immer nur realistische Ziele steckte, und diese dann aber äußerst konsequent verfolgte. Er war es gewohnt die Initiative zu ergreifen, und nun war er von seinen Trieben, wie ein Tier, dachte er, überrascht worden.

Geschmeidig wie eine Katze läßt sie sich auf ihren weichen Luxusliegestuhl fallen, wie sie sich das Wasser aus ihrem dunklen Haar streift, den Kopf zur Seite geneigt, damit das Wasser auf die Fliesen tropft, alles wirkt, als habe sie es darauf abgesehen, ihn zu verführen. Offen, unter den Augen ihres Mannes flirtet sie mit ihm, ständig

lächelnd und Felix Augen fixierend. Das war schiere Freundlichkeit, das hatte doch nichts mit Flirten zu tun, versuchte er sich zu korrigieren.

Er hatte ihren Zauber gespürt, und war aus ihrem Bann geflohen, hinein in den kühlen Pool. Ein Schwimmbecken, über dessen Dimensionen manches öffentliche Schwimmbad neidisch sein konnte. Natürlich, auch die Hitze, fast dreißig Grad, die auch Nachmittags noch herrschten, hatten ihn ins Wasser getrieben, ließen ihn dort Abkühlung suchen. Vergeblich.

—„Oh ja, das ist genau das Richtige, ich brauche auch dringend eine Abkühlung!“, hatte sie sogleich auch gesagt, so als habe er sie gefragt, ob sie mit ihm dorthin gehen wollte, was er aber bewußt vermieden hatte. Er müsse unbedingt mal schwimmen gehen, er brauche dringend mal eine Abkühlung, hatte er nur gesagt und war sofort losgeeilt, aber sie war ihm dennoch unmittelbar gefolgt. Möwenschreie, Meeresrauschen und Stimmen spielender Kinder am Strand begleiteten sie, schallten durch den Garten aus wetterfesten Boxen. E-Piano, Glockenschläge und Beckenschläge.

—„Mon dieu, das soll Kraulen sein?“, sagte sie schallend lachend, und er errötete zum ersten Mal seit langem wie ein Schuljunge, ertappt, daß er seine Hausaufgaben nicht richtig gemacht habe. Und dann hatte sie seinen Arm genommen, führte ihn im Kreis. „Weit ausstrecken, . . . ranhohlen und zurück, . . . zu flach, hoch mit den Ellbogen“. Sie zog ihn zu sich, um ihm zu zeigen, wie er sich bewegen müsse, und immer wieder spürte er ihre Haut, ihren Bauch, ihre nun kalten Oberschenkel an seinen. Erschrocken spürte er, wie sein Penis schwoll und die Badehose sich spannte über seiner Erregung. Es war nicht alleine das Erlebnis der nassen und geschmeidigen Haut gewesen. Der intensive Hautkontakt hatte lediglich das Faß zum Überlaufen gebracht, dachte er, oder besser, das Blut zum Strömen gebracht. Ihr sonnengebräunter Körper hatte ihn die ganze Zeit im Bann gehalten. Eigentlich hatte er sich tapfer bemüht gehabt nicht hinzuschauen, aber sein fortwährender Kampf wurde meist von kleinen Verlusten unterbrochen: schnelle Blicke, immer wieder, verstohlen, wenn er glaubte, weder sie noch einer der anderen Anwesenden würde es bemerken. Dann wiegten seine Blicke ihre nackten Brüste. Er muß sich zusammenreißen, hat er sich immer wieder ermahnt. Aber wie die meisten Männer in solchen Situa-

tionen konnte er nicht widerstehen. Wenn niemand, auch sie es nicht sah, was konnte es schon schaden. Verstohlen zeichnete er die Form ihrer Beine nach, deren Perspektive sich ständig wechselte, mal angewinkelt, mal gestreckt. Fand sie ihn wirklich interessant? Vielleicht bauscht er auch eine Kette von Zufällen völlig unsinnig auf. Er kennt sie ja kaum. Möglicherweise läßt sich alles mit einer extravertierten Persönlichkeit erklären. Vielleicht gehört sie auch in die Gruppe dieser philanthropen Typen, die einfach nicht anders können, als nett und freundlich zu ihren Mitmenschen zu sein, und er spinn sich völlig unsinnig was zusammen. Nein, das konnte er sich nicht vorstellen, oder wollte er es nicht. Gaukelte er sich nur vor, daß es ihm unangenehm war, wenn sie ihn umgarnte. „Il restera de nos amours . . . une chambre mauve au petit jour . . . et des mots que tu m’avais dits . . . Hôtel Normandy”, sang Patricia Kaas und Dominique, die nun auch am Rand des Beckens neben Felix im Wasser stand, begleitete sie, mit fester schöner Stimme und ihr Gesicht nahm passend zum Text einen leidenden und liebenden Gesichtsausdruck an.

—„Schöne Musik! Schade daß ich kaum was verstehen kann. Eigentlich nichts! Sie haben da anscheinend keine Probleme mit, Frau Mohler?“, sagte er.

Sein ‘Frau Mohler’ sollte Distanz schaffen, sollte sie an ihren Mann erinnern, sollte die peinliche Situation ändern, aber sie begleitete schon wieder den nächsten Refrain:

„Il restera de nos amours . . . une chambre mauve au petit jour . . . et des mots que tu m’avais dits . . . Hôtel Normandy . . . Il restera de notre histoire . . . des guitares rock, un piano noir . . . le fantôme de David Bowie . . . Hôtel Normandy”

—„Im Meer, in den hohen Wellen, draußen, dort wo sie noch nicht gebrochen sind, da war’s herrlich!“, hatte sie ihm auf seine Frage, wo sie so gut Kraulen gelernt habe, geantwortet.

—„Ja, das Meer, das fehlt mir!“, sagt sie mit träumerischem Blick, „hören sie, dieses Chanson, . . . das ist auch über die Normandie. . . sagt gar nicht viel nur ein paar Worte und alles ist wieder da . . . der Wind im Herbst . . . können Sie sich das vorstellen . . . der Sand im Pullover, wenn man über den Strand spazieren geht, wenn die Touristen weg sind . . . der Sand in den Kleidern hat mir damals bestimmt nicht immer gefallen, aber jetzt kommt es mir wie ein wunderschöner Traum

vor die Schiffe . . . das wilde Meer, die Wogen mit ihre ècume . . . wie sagt man . . . Schaum ”

— „Gischt!“ , hilft er ihr.

Seine Gedanken sind auch am Strand, aber nicht in der Normandie, nicht mal am Atlantik. Er weilt an der Pazifikküste, sitzt wieder im Chart House von Montara. Dominique neben ihm, und Candy am Strand von Montara.

— „. . . schäumend das Meer . . . das vermisse ich . . . und überall der Sand . . . Die Touristen wollen weichen, weißen, warmen Sand, um in der Sonne zu liegen, aber, daß er auch zwischen den Zähnen knirschen kann, und in ihren Bade- und Bikinihosen kratzen kann, das stört sie, wenn’s mal im Sommer windet. . . . Das liebte ich so am Herbst, die sandigen Winde.“

— „Ja, ich weiß, ich habe dann immer so Angst um meine Objektive, weil der ist ja so fein, daß vielleicht etwas ins Gehäuse von meinem Fotoapparat kommen könnte.“

— „Ja, der ist so fein, der ist Überall . . . und er klebt und backt mit dem Salz an der Haut . . . spannt sie. . . . Trotzdem, oder gerade deswegen, ich vermisse den Sand, ich liebe ihn . . . vor allem im Herbst oder auch im Winter, wenn die Touristen schon weg sind, und die Stürme ihn durch die Luft peitschen. Der geht durch den dicksten Wollpullover . . . Manchmal kratzt es richtig, wenn ich daran denke. Das Lied ja nicht viel mit der Normandie zu tun, könnte überall sein, aber dennoch wird mir immer weh ums Herz, wenn ich das Lied höre. ”

Und sie schwärmte von der unbeschwerten Jugend, die sie dort verbracht hatte. In den Klippen hatten sie Versteck gespielt, nach Piratenschätzen gesucht, sie auch, nicht nur die Jungs.

— „Schmied! Kommen sie doch mal rüber. Wir sind gerade in Kalifornien!“ , donnert plötzlich Mohlers Stimme auf ihn ein, und beendet damit ihre Unterhaltung.

Verflixt, er könnte jetzt nicht so aus dem Wasser, dachte er, während er über die blauen Kacheln des Swimmingpoolbodens glitt. Mohler hatte kaum ausgesprochen, da war er bereits abgetaucht. Die Schwellung in seiner Badehose war immer noch riesig, wie er sich unverzüglich mit seiner linken Hand überzeugt hatte.

— „Dein Chef, mein Mann will Dich sprechen!“ , hörte er Dominiques Stimme beim Auftauchen.

—,„Schmied, kommen sie doch mal, nur kurz, sie können ja gleich wieder zurück ins Wasser!“

—,„Wollt ihr mich jetzt wirklich hier ganz alleine lassen. Ich habe mich gerade so nett mit Felix unterhalten!“, ruft sie scherzhaft, als sich Felix langsam, mit rotem Kopf und gespannter Badehose, Mohler und den anderen nähert.

Felix ist wie immer irritiert, daß Mohler die Anrede ‘Herr’ wegläßt. Wie in der Schule, da hatte es ihn auch immer gestört, wenn ihn die Lehrer mit dem blanken Nachnamen angesprochen hatten. Irgendwie fand er es immer so schrecklich erniedrigend. Allerdings konnten nur wenige seiner Klassenkameraden konnten seine Gefühle nachvollziehen. Sie sahen im Prinzip keinen Unterschied, ob sie mit dem Vor- oder dem Nachnamen angesprochen wurden. Mit dem Vornamen fand er es in Ordnung, zumindest bis zu einem gewissen Alter. Bei Mohler — auch in seinen Gedanken verband Felix ihn nur selten mit der Anrede ‘Herr’ oder gar ‘Herr Direktor’, aber das war ja etwas ganz anderes, dachte er — wie auch bei den Lehrern lag das Hauptproblem in der Macht, die sie über ihn ausübten, die starke Abhängigkeit, ließ diese sprachliche Reduktion zum Affront gedeihen. Vielleicht meinte Mohler es ja ganz anders, möglicherweise hatte er das genau Gegenteil im Visier. Konnte es nicht sein, daß er mit dieser Anrede ein Gefühl von Kollegialität und Vertrautheit schaffen wollte, denkt Felix. Aber Mohlers Reaktion auf Dominiques Klage irritiert Felix noch weit mehr.

—,„Ah, wie ich sehe, sind sie sich schon näher gekommen!“, sagt er mit einem breiten Grinsen.

Felix spürt, wie im noch mehr Blut zu Kopf stieg. Wenn es wenigstens zwischen den Beinen fehlte anschließend, dann war es ihm ja recht. Im gleißenden Sonnenlicht würden sie seine Schamesröte wohl kaum bemerken. Bloß schnell hinsetzen, und Beine über Kreuz schlagen. Warum grinsten alle so, hatten sie es bemerkt. Oder verbarg sich nicht hinter Mohlers Grinsen ein Gefühl von verletzter Eitelkeit und gekränktem Stolz? War es so, oder glaubte er es nur zu sehen, weil er es so erwartete.

—,„Abtrocknen hätten sie sich schon noch können!“, sagt Mohler, aber Felix braucht nicht zu antworten, denn Mohler kommt ohne Umschweife auf sein eigentliches Anliegen zu sprechen:

—,„Malter sagte uns gerade, daß sie in Kalifornien den geeigneten

Mann für uns kennengelernt hätten!”

Malters aufmunterndes Lächeln kann Felix allerdings nicht entnehmen, um wen es geht. Der einzige Mann, der ihm einfällt ist George, aber der Vertrag mit der CEE war doch unter Dach und Fach. Ging es um einen neuen Auftrag?

—„Dieser ... ähm ”, startete Mohler und Dr. Malter sprang sofort hilfreich ein:

—„Minger! Larry Minger!”

—„Dieser Professor ...”, dabei macht er eine kurze Pause und schaut Dr. Malter fragend an, ob der Titel korrekt ist. Malter nickt sofort eifrig mit dem Kopf und Mohler fährt fort „Professor Minger ist also eine Koryphäe auf dem Gebiet des Business Reengineering?”

Felix sieht Mohlers stechenden, prüfenden Blick, er will sich nochmals versichern, ob Malters hohes Lob gerechtfertigt wäre. Verdammst nochmal, was hatte Malter für einen Unsinn erzählt. Kennengelernt, ein üppiges Valley-Hi hatten sie ausgetauscht. Das wäre ihr anderer Chef, hatte Candy ihn vorgestellt. ‘Hiiiiii’ und ‘Nice to meet ya’, und dann war die Koryphäe mit seiner ständig lächelnden Begleiterin schon wieder mit einem ‘Bye’-Duett von dannen gezogen. Auch nach amerikanischen Maßstäben konnte man da doch nicht von kennengelernt sprechen, denkt Felix. Er ist sich noch nicht einmal sicher, ob er ihn überhaupt wiedererkennen würde. Er gleicht Jack Nicholson, daran erinnert sich Felix noch. Das finde er überhaupt nicht, hatte Malter gesagt. Er könne keine Ähnlichkeit mit Jack Nicholson feststellen, und dann kurze Zeit später verblüffte Wolfgang Felix mit seiner Frage.

—„Wer ist eigentlich dieser Jack Nicholson?”

Wolfgang wollte bestimmt wieder eine Geschäftsreise nach Kalifornien. Malter spekulierte bestimmt darauf Candy wieder zu sehen. Der wollte einfach nicht kapieren, daß er bei ihr keine Chancen hätte. Bei ihm sei es etwas ganz anderes, denkt Felix, und spürt, daß Mohler ungeduldig auf eine Antwort wartete, daß er sein Schweigen bereits als negatives Urteil zu werten begann. Was sollte er sagen? Damit könnte er ja vielleicht auch Candy wiedersehen, womit er gar nicht mehr gerechnet hatte. Diesmal würde er die Sache von vornherein anders anpacken. Um nach Kalifornien zu kommen, müßte er lediglich in Malters Lob einstimmen. Candy hatte ja immer von Larry in höchsten Tönen geschwärmt. Aber ansonsten wußte er nichts von Larry. Wie

sollte er ihn also beurteilen. Aber zu sagen, daß er sich kein Urteil erlauben könne, da er zu wenig über ihn wüßte, wäre äußerst schlecht, dann stände Malter plötzlich besser da. Mohler liebte immer ein klares Ja oder Nein. Aber, ablehnen wollte er Larry ja auch nicht. Damit wäre dann die Chance auf ein Wiedersehen mit Candy geplatzt. Dann käme er wohl so schnell nicht wieder nach San Francisco.

—„Doch, doch, der ist ziemlich bekannt!“

Diesmal würde er es geschickter anstellen. Den letzten Abend hatte sie damals mit ihm alleine verbringen wollen, das war ihm im Nachhinein klargeworden. Die war scharf auf ihn gewesen, und er war so blöd gewesen und hatte Malter mitgenommen. Gut, Malter hatte sich aufgedrängt gehabt, es war ihm fast keine andere Wahl geblieben, als ihn mitzunehmen. Am besten wäre es, wenn er diesmal alleine fliegen könnte, wenn Malter gar nicht erst dabei wäre. Aber, was wäre, wenn Malter statt ihm fliegen könnte.

—„Was heißt hier ziemlich! Ist er der Beste oder nicht?“, fragt Mohler ungeduldig.

—„Doch, doch, die meisten Experten halten ihn dafür!“, sagt Felix und hofft, daß Candy nicht zu sehr übertrieben hatte. Ja, er wollte Candy wiedersehen: „Er ist wirklich der beste auf seinem Gebiet!“. Sie war scharf auf ihn: „Malter ist eine echte Koryphäe!“. Das würde reichen fürs Ticket, hoffte Felix.

Mohler und Malter lachen befreit, während Raffaella Felix fragend anschaut. Dann ruft Herr Mohler mit seinem Handy im Haus an und bittet Simone doch noch eine Flasche Champagner zu bringen.

—„Also, ich denke, bevor der Champus kommt, kann ich noch eine Abkühlung vertragen!“, sagt Mohler und spaziert auf seinen Spatzenbeinen über den Rasen zum Swimmingpool. Er lege sich lieber zum Aufwärmen auf eine Liege in der Sonne, im Schatten sei ihm doch etwas kühl geworden, entschuldigt sich Felix.

—„Sie sehen so nachdenklich aus, Felix? ...“, fragt ihn Dominique, die gerade das Becken verlassen hatte, als die anderen gekommen waren. Sie war nun fertig mit dem Abtrocknen, und hatte neben ihm Platz genommen. Es irritierte ihn immer noch, daß er sich mit ihr duzte, während er sich mit Mohler siezte. „Ich darf sie doch Felix nennen?“, hatte sie ihn gleich zu Beginn gefragt, während Felix ein hilfloses ‘natürlich’ stammelte, hatte sie weitergeredet, ohne auf Einwände

von ihm zu warten: „... Ich hasse die förmlichen Anreden ... ”

—„Ihre Gedanken sind doch hoffentlich nicht bei der Firma ... sie wird sie doch nicht schon genau so verdorben haben wie meinen Mann? ... mit dem kann man gar keine normale Unterhaltung mehr führen ... immer nur die Firma ... ”, sie hält kurz inne, lauscht der Musik von Patricia Kaas „eine herrliche Stimme hat die ... mein Mann nimmt die Musik nur wahr, wenn sie zu laut ist, und sie ihn beim Telefonieren mit der Firma stört!“

Vielleicht war es ja wirklich alles nur Zufall, und das wäre ja auch gut so. Ja, natürlich ist sie außerordentlich attraktiv, denkt er immer wieder, aber sie ist auch die Frau von Direktor Mohler, und damit ist sie sowieso tabu, unabhängig davon, ob er Vera treu sein sollte oder wollte. Wenn ihm seine Karriere lieb war, wenn er sie nicht gefährden wollte, durfte er sich nicht von ihr bezirzen lassen. Dennoch vielleicht könnte er ihr nicht widerstehen, wenn da nicht das Gefühl wäre, daß sie nur ein Spiel triebe, daß sie genau wisse, in welche Zielkonflikte sie ihn stößt, und daß sie es höchstwahrscheinlich überhaupt nicht ernst nimmt.

Auch ihr Mann scheint es so zu sehen, wie sonst ließe sich seine stoische Ruhe erklären, er sieht ihr Treiben, lächelt und widmet sich in aller Ruhe der Unterhaltung mit Herrn Herrn Braggard, Frau Sinistra und Dr. Malter, die sie nun im Schwimmbaden fortführen. Hätte er nicht mit ihnen ins Wasser gehen müssen. Es sah so aus, als besprächen sie auch dort fachliche Dinge. Andererseits wollte er auch nicht Dominique gegenüber unhöflich sein, indem er sie jetzt einfach so alleine ließe. Was findet Dominique eigentlich an ihrem Mann? Attraktiv wirkte er nie, und nun in Badehose wirkte er geradezu lächerlich, dachte Felix. Ein schwammiger Bauch schwabbelte über seiner Badehose, ausgeprägte Hängebrüste und dieser mächtige Torso wurde von zwei spindeldürren Beinen getragen. Auch in seinen teuren Maßanzügen wirkte er nicht athletisch, aber zumindest wirkte er besser proportioniert.

Sie war mindestens zwanzig Jahre jünger als ihr Mann. Knapp über dreißig, schätzt Felix, vielleicht auch älter. Mohlers Geld konnte es doch nur gewesen sein, womit er sie gewonnen hatte, denkt Felix, sein Geld und der damit verbundene soziale Status. Wäre Mohler nur ein kleiner Angestellter, würde sie ihm doch sicherlich keines Blickes

würdigen. Aber was sollte ihr Spiel mit ihm? Natürlich sah er besser aus als Mohler und er war jünger, dynamischer. Seine beruflichen Erfolge, die bei anderen Frauen wirkten, konnten es doch bei ihr nicht sein. Gegenüber Mohler's Reichtum und Macht war ein ein Nichts, und, wenn es ihm auch schwerviel, er würde es bleiben. Was könnte es sonst sein? Was, wenn sie ihn nur als Werkzeug nutzen wollte, um irgendwelche Eheprobleme auszutragen. Wäre das nicht auch eine Erklärung für Mohlers ungewöhnlichen Vorschlag, die Besprechung bei ihm zu Hause fortzuführen. Die Hitze sei unerträglich in der Firma, und die Klimaanlage funktioniere mal wieder nicht richtig im Besprechungsraum. Bei ihm Zuhause könnten sie außerdem ungestört diskutieren, und vor allem in angenehmerer Umgebung.

Ja, die Atmosphäre war angenehmer auf der Terrasse im Schatten von Buchen, und nachdem Mohler Simone, der Hausangestellten, eindringlich mitgeteilt hatte, keine weiteren Anrufe mehr an ihn weiterzuleiten, waren sie auch ungestört, abgesehen von Simone, die sich immer wieder geflissentlich nach Getränkewünschen erkundigte, aber es fehlte bei allen und vor allem bei Mohler der Elan eine ernsthaft Besprechung durchzuführen. So war es nicht verwunderlich, daß er nach kaum einer halben Stunde die Getränke von Fruchtsäften auf Champagner umstellte, und nach zwei Flaschen vorschlug, daß sie sich doch ein wenig am Pool abkühlen könnten. Felix wunderte sich, daß Simone mit einem Stoß von Badehosen vor ihnen stand, kurz nachdem sein oberster Chef Schwimmen erwähnt hatte. Verschiedenste Badehosen und Badeanzüge in verschiedenen Größen, Schnitten und Mustern breitete sie vor ihnen aus. Überbleibsel von vergeßlichen Gästen, und alte Modelle der Mohlers. 'Keine Badesachen dabei' taugte bei Mohlers nicht als Entschuldigung.

Oder wollte sie ihren Mann strafen, ihm eine Lektion erteilen, dafür, daß er auch am Pool nicht aufhörte Firmenprobleme zu erörtern. Nachdem sie ihre Badehosen angezogen hatten, waren sie auch kurz in den Pool gegangen, Mohler war in seinen Spatzenbeinen voran gewatschelt, direkt gefolgt von Raffaella Sinistra, völlig blaß, und unscheinbar wie immer, und der ebenso bleiche Braggard, lief, als hätte er immer noch seinen Anzug an, als habe er gar nicht gemerkt, daß er nun in Badehosen war. Dann und wann glaubte Felix sogar zu sehen, wie seine Hände reflexartig in Richtung Hals flogen, als ob er den korrek-

ten Sitz der Krawatte kontrollieren wollte, Phantomschmerzen. Kaum war auch Felix im Pool drin und hatte ein paar Züge geschwommen, fühlten sie sich Mohler und Braggard schon abgekühlt und hatten ihrem verkümmerten Bewegungsdrang genüge getan, und verließen den Pool wieder, bereit die Besprechung wieder aufzunehmen, denn schon beim Verlassen des Pools diskutierten sie wieder heftig. Sinistra folgte ihnen, ungern, denn Malter drängte.

—„Wollt ihr mich jetzt wirklich alleine im Pool lassen?“, fragte Dominique und fügte dann leicht verärgert hinzu, daß sie eigentlich gehofft hätte, daß sie jetzt mit ihrem geschäftlichen Getue fertig wären, aber sie könnten sich wohl nie von ihrer Arbeit trennen.

—„Herr Schmied bleibt ja noch bei dir!“, sagte Mohler, als er Felix als einzigen noch im Pool sah.

Eigentlich hatte Felix sich schon entschieden gehabt ihnen zu folgen, denn er glaubte er könne sich doch wohl nicht im Pool amüsieren, während sie weiterdiskutierten. Aber mit dieser Bemerkung war er ja gewissermaßen abgestellt. Felix war gewissermaßen beauftragt der Frau vom Big Boss im Pool Gesellschaft zu leisten. Aber er war sich nicht sicher, ob Mohler ihn nicht auch gleichzeitig hatte damit tadeln wollen, dafür, daß er nicht unvermittelt mit ihnen aufgebrochen war.

—„Amour impossible . . . quoi de plus terrible“, singt sie mit Patricia Kaas im Duett und ihre Stimme vibriert, denn sie schüttelt ihren Kopf, um die Haare vom Wasser zu befreien. „De perdre ou te suivre . . . te rêver, ou vivre“.

Felix will sie gerne fragen, was der Text bedeute, aber er wagt es nicht, hat Angst, daß es wieder zu heikel werden könnte, denn er glaubt irgendetwas von einer unmöglichen Liebe zu verstehen.

—„Das ist sie!“, sagt Dominique, während sie ihm zwei CD Hüllen reicht.

—„Sieht nicht schlecht aus . . . und vor allem hat sie eine tolle Stimme . . . ich denke, . . . du würdest dich auch nicht schlecht machen . . . ich meine du hast wirklich eine tolle Stimme . . . “

Vor dem Du hatte er kurz innegehalten, beinahe wäre ihm wieder ein ‘Sie’ rausgerutscht.

—„Ach so . . . jetzt bin ich aber ein wenig enttäuscht, daß du nur meine Stimme lobst . . . “, täuschte sie offenkundig vor, beleidigt zu sein.

—„Nein, natürlich nicht ... ich meine natürlich ... sie sehen ... ich meine du siehst mindestens genausogut aus ... ” stammelte er, und fragte dann, wohl um die Peinlichkeit zu beenden: „Spielst du eigentlich auch irgendein Instrument!“

—„Klavier. ... aber ich bin lang nicht mehr so gut, wie es mal war ... wenn ich bedenke, daß ich mal fast konzertreife erreicht hatte ... damals, als ich meinen Mann kennengelernt hatte ... da konnte er lange vorm Klavier sitzen und meinem Spiel lauschen ... damals hat er mir auch gesagt, daß er ein großer Musikfreund sei ... heute habe ich einen phantastischen Flügel, den hat er extra für mich gekauft ... aber er hat keine Zeit mehr mir zuzuhören, ... er mag es immer noch, wenn ich spiele, aber mehr so als Hintergrundgeräusch, während er die Zeitung liest, oder im Papierkram der Firma stöbert. ... dann komme ich mir vor wie eine Barpianistin!dots Ab und zu muß ich mal seinen, ... unseren Gästen vorspielen, ... dann werde ich vorgeführt ... aber da ist es das gleiche, die hören auch kaum zu ... die denken meist auch nur in Soll und Haben ... ”

Was sollte er sagen? Keinesfalls wollte er sich in mögliche Eheprobleme einmischen. Mohler arbeitete zu viel für die Firma, kümmerte sich zu wenig um seine Frau, war es aber nicht gerade dieses Engagement, das ihr dieses beneidenswerte Leben ermöglichte. Sie brauchte doch wohl absolut nichts mehr zu arbeiten, Gärtner, Köchinnen und Putzfrauen. Er würde bestimmt zuhören, falls er mal eingeladen würde, sagte er nach einer Weile.

—„Das wird mit Sicherheit passieren. Demnächst beginnt bestimmt wieder eine neue große Einladungswelle, und die Führungskräfte und solche, die es einmal werden können ... ”, wobei sie Felix lächelnd anschaute, „stehen auch mindestens einmal auf einer Gästeliste ... ”

* * * * *

—„Nein, noch nicht ins Bett. Nicht bevor Papa zu Hause ist! Du hast uns versprochen, daß wir noch so lange aufbleiben dürfen, bis Papa

nach Hause kommt!“, plärrte Markus.

Das war sie selbst Schuld gewesen, dachte Vera. Warum hatte sie nicht einfach von Anfang an, so wie sonst auch meistens, gesagt, daß sie nicht wisse, wann ihr Vater nach Hause käme? Aber damit hatte sie nicht rechnen können. Bis sechs Uhr wollte er zu Hause sein, das hatte er ihr doch fest versprochen gehabt. Gut, er hatte es widerstrebend getan, aber sie hatte ihn eindringlich gebeten vor sechs da sein, da sie nicht wisse, ob sie es rechtzeitig schaffen würde. Einer müsse dann unbedingt die Kinder bei Andrea abholen, denn Hesses hätten ja ihren Kegelaabend. Deshalb hatte sie ihn doch noch einmal extra vom Krankenhaus aus angerufen. Gott-sei-Dank war sie pünktlich gewesen, fast pünktlich. An diesen fünfzehn Minuten werde ihr Kegeln bestimmt nicht scheitern, hatte Andrea sie beruhigt. Sie solle sich deswegen bloß kein Kopfzerbrechen machen, Sorgen habe sie jetzt bestimmt genug. Wegen ihrer Mutter und so, hatte sie noch ergänzt.

—„Mama, ich bleibe auf jeden Fall wach bis Papa kommt!“, trotzte nun auch Vanessa.

—„Papa, kommt sehr spät nach Hause, denn er muß noch wichtige Arbeiten machen!“, log Vera.

—„Woher weißt du das. Er hat doch gar nicht angerufen!“, überraschte sie Markus wieder mit seiner Logik, die man keinesfalls bei seinem Alter voraussetzen konnte.

—„Ich hatte vergessen, daß er es mir heute morgen gesagt hatte!“

Wenn er doch wenigstens heute mal zeitig nach Hause käme, die Kinder bräuchten ihn, und sie auch nach diesem Tag. Aber, wenn es dann so ablief, wie häufig vorher: Im Kopf immer noch die Firma, kein Platz für die Kinder, und auch für sie keine Beachtung. Da könnte er ruhig später kommen, das wäre besser für sie und die Kinder.

* * * * *

—„Du hast noch gar nicht nach den Kindern geschaut!“, sagt Vera vorwurfsvoll, aber lächelnd.

—„Ich bin doch gerade erst gekommen!“, rechtfertigt sich Felix.
„Ich hätte doch noch keine Gelegenheit!“

—„Es geht ja um die Kleinen, wegen mir braucht's du es nicht zu tun!“

—„Laß mich doch wenigstens mal vorher noch die Jacke ausziehen.“

—„Beim Zeitungslesen hat sie dich nicht gestört ... und außerdem, das Fernsehprogramm kannst du ja auch noch nachher studieren.“ und dann fügt sie wieder versöhnlicher hinzu „Markus hat noch eine Überraschung für dich?“

Wenig später sitzt er auf dem Sofa. Vor sich ein Glas Rotwein, welches ihm Vera zuvor eingeschenkt hatte. Er wollte eigentlich nicht an seine Unterredung mit Mohler denken, aber er konnte es nicht verhindern. Markus machte dann unbewußt einen ernstzunehmenden Versuch.

—„Papa, Papa, kuck' mal, das hab' ich für dich gemalt!“, sagte Markus, während er ihm voller Stolz sein Machwerk zeigte.

—„Sag' mal Papa, wo du das gemalt hast!“

—„Im Kindergarten.“

—„Theresa ließ die Kinder ein Bild von ihrer Familie malen!“

—„Da ist unser Haus ... das ist Mama im Haus ... und hier die Kinder im Garten ... “

—„Und mich? Hast du deinen Papa vergessen?“

—„Du bist hier im Wald ... bei der Arbeit “

Abseits sah er die kleine Gestalt ohne Arme, die er sein sollte, zwischen zwei Bäumen, und ein Fluß zwischen ihrem Haus und ihm.

—„Ich glaub' er will gerne auf deinen Schoß ... “, sagte Vera freundlich lachend.

Es dauerte nur wenige Augenblicke und Markus saß auf seinem Schoß und begann von neuem sein Bild zu erklären.

—„Vanessa ist gar nicht gekommen, um mich zu begrüßen.“

—„Sie muß noch ihre Hausaufgaben fertig machen. Heute Mittag war sie doch bei Susanne auf dem Geburtstag gewesen. Wahrscheinlich hat sie auch gar nicht mitbekommen, daß du gekommen bist.“

Markus saß auf seinem Schoß und spielte mit seiner Krawatte. Ihn faszinierte das Mickeymouse-Bild. Felix versank wieder mit seinen Gedanken in der Firma und plötzlich sprudelte es aus ihm heraus:

—„Herr Mohler war heute so schrecklich formal gewesen. Aber was mich irritierte, war, daß es sich irgendwie nur gegen mich richtete ... immer nur wenn er mit mir redete ... vielleicht habe ich mir auch alles nur eingebildet ... ”

—„Sag’ mal, kannst du dich denn nicht mal fünf Minuten mit deinen Kindern beschäftigen. Immer nur: die Firma, die Firma ... ”

—„Aber das beschäftigt mich halt jetzt! Der war wirklich komisch!”

—„Hat er etwas gesagt, was ... ”

—„Nein, überhaupt nicht, ... es war nur seine Art ... diesmal sprach er mich zum Beispiel nur korrekt mit ‘Herr Schmied’ an ... ”

—„Aber es hat dich doch immer gestört, wenn er das ‘Herr’ wegließ”

—„Schon, aber sein ‘Herr Schmied’ war viel schlimmer ... ich kann’s nicht beschreiben ... es war alles so, als wollte er Distanz schaffen ... als wollte er den gemütlichen Nachmittag in seinem Garten ungeschehen machen ”

Wahrscheinlich war das Verhalten von Dominique Schuld an seinem Verhalten. Es konnte ihren Mann doch nicht kalt gelassen haben, wie seine Frau sich so offensichtlich um ihn bemüht hatte. Den ganzen Tag quälte Felix dieser Gedanke. Aber Felix fühlte sich unschuldig, er hatte sich völlig korrekt verhalten. Was hätte er denn anderes tun sollen. Warum hatte er aber Vera nichts von Dominique erzählt? Natürlich hatte er sie erwähnt, als er aufzählte, wer alles im Garten anwesend war. Ganz nett sei sie, hatte er auf ihre Fragen gesagt, aber nichts davon, wie attraktiv er sie gefunden hatte, und vor allem nichts darüber, wie sie mit ihm geflirtet hatte. Warum sollte er das denn auch sagen? Er war sich doch selbst nicht sicher, ob er ihr Verhalten wirklich richtig deutete. Vielleicht war es ja Dominiques normales Verhalten, konnte doch sein, oder nicht. Es gab ja solche Frauen. Markus riß ihn aus seinen Grübeleien.

Vera hatte nicht ganz unrecht, wenn sie sich immer beklagte, daß er zu wenig Zeit für die Kinder hätte. Aber was sollte er tun? Nächste Woche würde er schon wieder eine ganze Woche nicht zu Hause sein. Vielleicht sogar auch sonntags, aber das hing ja noch von der Reiseverbindung ab. Irgendwie mußte er das Seminar in Berlin noch Vera beibringen. Für Dienstag hatte sie sogar extra einen Babysitter besorgt,

damit sie zusammen mit Chris und Moni Tennis spielen könnten. Sie würde bestimmt sauer sein. Diesmal könnte er es auch verstehen, es war ja schließlich seine dritte Dienstreise in zwei Monaten. Und jedesmal gleich mehrere Wochen. Und die ganzen Abende, die er wegen TQM hatte in der Firma verbringen müssen. Berlin wäre aber nur eine Woche. Es gab dort wirklich ein interessantes Programm, was ihm weiterhelfen würde. Es war eine einmalige Chance, die er unbedingt wahrnehmen sollte. Und außerdem hatte ihn Herr Mohler selbst doch vorgeschlagen. Da konnte er doch nicht einfach absagen. Es freute ihn schon jetzt, wenn er sich vorstellte, wie er dann Herrn Mohler auflaufen würde. Seiner Sachkompetenz könnte er sich dann nur noch schwerlich entgegenstellen.

—,„Herr Mohler hat übrigens gemeint, daß ich einmal an einem Business-Reengineering-Seminar teilnehmen sollte. Wir müßten sicherstellen, daß wir mit unserem TQM-Prozeß keine Sonderwege einschlagen, hat er gemeint. Wußttest du eigentlich, daß über sechzig Prozent aller Firmenumstrukturierungen scheitern? Wir könnten es uns nicht leisten, die gleichen Fehler wie andere noch einmal zu machen. Deshalb sollte ich unbedingt an diesem Seminar teilnehmen.“

—,„Naja, dann kann er doch nicht so schlecht auf dich zu sprechen sein!“

Denkt die eigentlich, daß das Seminar hier in der Firma stattfinden wird, oder warum fragte sie nicht, wo und wann es sein soll? Es muß ja wohl so sein, sonst würde sie doch nicht so ruhig bleiben. Sollte er die Sache zunächst mal auf sich beruhen lassen und gegebenenfalls später einen neuen Anlauf nehmen? Viel Zeit hatte er nicht mehr. Es wäre besser, wenn er es ihr gleich beibringen könnte.

—,„Bist du eigentlich immer noch nicht zum offiziellen Leiter gemacht worden?“, fragt sie stattdessen.

—,„Defakto mache ich es ja, aber offiziell ist überhaupt nichts ... dieser Sonntag, hält sich aber immer noch für den eigentlichen Leiter und glaubt, daß er mir Instruktionen geben kann ... der kommt mindestens einmal am Tag.“

Dann kommt die Frage von Vera, die er am meisten fürchtete:

—,„Hoffentlich gibt es dann auch die in Aussicht gestellte Gehaltserhöhung. Was denkst du? So einen Tausender mehr könnten wir dringend gebrauchen!“

Was heißt hier einen Tausender. Er könnte froh sein, wenn er ein paar Hundert Mark mehr bekäme. Aber selbst wenn er tausend Mark mehr bekäme, selbst 1000 Mark netto, es würde nichts bringen. Sie würde es verpulvern. Hier ein paar schicke Schuhe, dort ein toller Pullover, und sie wären soweit wie vorher. Nur ein Kleid weniger im Monat, und er würde gar keine Gehaltserhöhung benötigen. Wenn er ihr dies aber jetzt sagen würde, wäre es wieder mit dem Frieden vorbei. Was habe sie denn sonst vom Leben, würde sie dann wieder jammern. Die einzige Freude wolle er ihr nehmen, würde sie heulen, toben oder schluchzen. Was nütze denn sein ganzer toller Job, wenn sie sich nicht mal ab und zu ein paar Schuhe gönnen könne. Und die Pullover, die Kleider, was ist damit, könnte er sie dann fragen, wenn er den Streit forcieren wollte. Es wurde immer schlimmer mit ihr, je mehr er verdiente, je mehr gab sie aus, und war immer noch unzufrieden, daß sie nicht mehr Geld hätten.

* * * * *

Fast nur noch leere Tische und an der Theke genießt eine Kellnerin die Ruhe nach dem hektischen Abend, nachdem ihre beiden Kolleginnen bereits eine halbe Stunde vorher gegangen waren. Sie wälzt die Tageszeitung und trinkt dabei eine Tasse Espresso, dann und wann aufschauend, ob nicht doch noch irgendwelche Wünsche kämen, aber die Leute an den drei Tischen waren ja versorgt mit Getränken, Essen gab es eh keins mehr, denn die Küche war geschlossen. Die Gruppe in der Ecke, Volkshochschulgruppe, wie sie beim Bedienen mitbekommen hatte, Italienischkurs, die hatten zwar schon mehr als genug getrunken, aber von denen war am ehesten eine weitere Bestellung zu erwarten, oder sie würden bald aufbrechen. Jedenfalls sind die meisten ihrer Gläser fast leer. Das Pärchen direkt neben ihr an der Theke, frisch verliebt, da würde nichts kommen. Himmeln sich an, unentwegt, und würden sicherlich erstaunt aufschrecken, wenn sie ihnen erklärt, daß sie zahlen

müßten, weil sie gleich schließen. Aber das hätte ja noch ein wenig Zeit. Meine zwei Manager, ja, die bestellen bestimmt gleich noch was. Was heißt zwei, denkt sie, der lange Schwarzhaarige ja, aber der Kleine, der sieht hat was von einem Clochard, den man in einen Anzug gesteckt hat. Wo hat der bloß diesen Lappen her, sieht aus wie vom Flohmarkt. Wenn er die Jacke bloß nicht ausgezogen hätte. Weisses Hemd und diese scheußliche gelbe Krawatte, aber dann dieses zartblaue Unterhemd. Das muß ihm doch aufgefallen sein, daß das durchschimmert. Und wenn, irgendwie wirkt der, als wär's ihm eh scheiß egal.

—,„Könnten wir noch ein Pils und einen Riesling haben? Oder schließen sie gleich?“, fragte Felix die Bedienung.

—,„Schon in Ordnung!“, antwortet die Bedienung. Und im Weggehen hört sie noch Dr. Wiedenkamp:

—,„Ich hätte ihn nie mitnehmen sollen. Das war mein größter Fehler. Aber nachher ist man immer klüger!“

Sie überlegt, ob er wohl einen der beiden Asiaten meinte, der eine von ihnen hatte doch immer so ein finsternes Gesicht gemacht und hat fast gar nicht gesprochen. Aber er meinte Dr. Malter, der schon eine Weile sein Thema war. Felix ist erfreut über Dr. Wiedenkamps Wandlung ihm gegenüber. Sonst hatte er immer gehemmt gewirkt, so als wisse er nicht, was er ihm sagen könne. Manchmal auch so als traue er ihm nicht richtig, als zählte er ihn zu der von ihm wenig geachteten Geschäftsführung. Und immer wieder drängte sich ihm der Eindruck auf, als erachte er ihn nicht für würdig, sich mit ihm über Themen zu unterhalten, die über das rein Fachliche hinausgingen, Abstand halten, bloß nicht vertraulich werden. Das leckere Essen, das angenehme Ambiente und vor allem der Alkohol hatten den Damm gebrochen, denkt Felix. Plötzlich plauderte er, als seien sie alte Freunde, und es war nichts mehr von der sonstigen Reserviertheit zu spüren.

Felix hatte es nie glauben wollen, wenn man ihm gesagt hatte, daß Wiedenkamp im Grunde ein lieber freundlicher Mann sei, daß ihn nur die Arbeit und das Leben so verbittert gemacht habe. Nach dem Abend im Felsenkeller wußte er, daß es stimmte, und er fragte sich, wie er geworden wäre, wenn er das durchgemacht hätte, was dieser erlitten hatte. Wie würde er mit Dr. Malter umgehen?

* * * * *

Am besten würde sie ihnen noch etwas vorlesen, das würde sie beruhigen und vielleicht würden sie ja auch dabei einschlafen, zumindest Markus. Lesen würde ihr auch selbst guttun, sie einmal auf andere Gedanken bringen.

—„Wenn ihr wollt, daß ich euch noch eine Geschichte vorm Einschlafen vorlese, müßt ihr nun ganz schnell machen, oder ihr müßt ohne schlafen!“

—„Jetzt sofort! Vor dem Zähneputzen!“, bettelte Vanessa, und Markus hängt sich, wie immer an:

—„Jetzt!“

—„Erst müßt ihr fertig sein. Pyjama, Zähneputzen und alles! Vorher lese ich nichts!“

—„Die mit der kleinen Hexe, die haben wir noch nie gelesen!“, gibt Vanessa nach.

—„Aber nur, wenn ihr mir verspricht nachher schnell zu schlafen, und nicht ständig zu reden oder Unsinn zu machen! ... Ihr legt euch aber schön ins Bett, und wir machen es etwas dunkler.“

—„Nein, nein, nicht das Licht aus!“, plärrt Markus, der wohl instinktiv ihren Plan durchschaut hat, denn sie weiß, daß sie schneller schlafen, wenn das Licht aus ist, oder zumindest abgedunkelt. Vielleicht würden sie sogar beim Erzählen einschlafen.

—„Nur das große Licht!“, beruhigte ihn Vera.

Und dann im Licht der Nachttischlampe am Bettrand sitzend beginnt sie:

—„Es war einmal in einem tiefen dunklen Wald. So düster und so unheimlich, daß an manchen Stellen auch mitten am Tag die Dunkelheit herrschte. Und so war es wohl auch nicht verwunderlich, daß sich kaum Menschen dort hineinwagten. Die vielen Händler die zwischen der Stadt der sieben Türme im äußersten Süden des Waldes und der eisernen Stadt im Norden des Waldes verkehrten, wählten lieber die tagelangen Umwege, als den direkten Weg durch den Wald, um nicht

den Verlust ihrer Waren oder ihres Lebens zu riskieren. Und die, die sich trauten, wußten später ihren Kindern und Enkelkindern von vielen Abenteuern zu berichten, wenn sie wieder zurückkehrten. Kein normaler Wald war es, denn die Pflanzen und Bäume die dort wuchsen, oder ich sollte besser sagen, dort lebten, sahen nur manchmal wie gewöhnliche Gewächse aus. Nur dann dann, wenn sie es wollten. Wie Ameisen krabbelten die Graßhalme duch den Schatten des Waldes, manchmal zwängten sich ganze Wiesen mit all ihren vielen Blumen auf ihrer Wanderschaft zwischen den Bäumen hindurch. Aber nicht nur die kleinen Pflanzen, auch die riesigen Bäume, wanderten umher, wenn sie im allgemeinen auch behäbiger waren. Schwerfällig wirkten sie in ihren Bewegungen, aber nicht immer, manchmal galoppierten sie auch wie eine Büffelherde, und die Gräser, Farne, Blumen und Sträucher fürchteten sich davor unter ihre knorrigen Wurzeln zu geraten. Dann bebte und dröhnte der Wald.”

—„Aber Bäume können doch überhaupt nicht laufen!”, sagte Markus lachend.

—„Doch, in Märchen gibt es manchmal Bäume die laufen können, gel Mamma!”

—„Mama,”, fragte nun wieder Markus „gibt es Märchen?”

Auf dem Weg nach Hause hatte es manchmal im Licht der Scheinwerfer so gewirkt, als hätten sich die Bäume bewegt. Einmal war sie richtig erschrocken gewesen. Ihre Nerven waren wohl einfach überreizt.

—„Ich erzähl euch doch gerade eins . . . also . . . manche Blume oder Busch konnte einem Hasen davonlaufen, was ja auch notwendig war, wenn ein Langohr näher kam, um von seinen saftigen Blättern zu naschen. So kam es, daß sich auch keine Tiere in diesem Wald aufhielten. Die einen, die gerne Pflanzen aßen, wollten nicht dort sein, weil das saftige Gras und die großen Pilze sich nicht fressen lassen wollten, und wegliefen, und die anderen, also die Raubtiere, konnten dort nicht leben, weil es ja nun keine anderen Tiere zum Fressen gab. ”

Auf dem Nachhauseweg war ihr auch die ganze Strecke, die sie schon so oft gefahren war, schrecklich fremd vorgekommen. Manchmal war es ihr, als sähe sie etwas zum ersten Mal.

—„Es versteht sich von selbst, daß es in einem solchen Wald keine festen Pfade oder Wege geben konnte. Wo eben noch ein schöner Weg

war, konnte sich im nächsten Augenblick eine dornige Brombeerhecke faul niederlassen, und Brombeerhecken sind riesig und vor allem besonders stachelig im Wald der lebenden Pflanzen.”

—„Mamma! Aber wie kann man sich denn dann in diesem Wald zurechtfinden?”

—„Deshalb wollten ja auch die Menschen, die um den Wald lebte nur ungern hineingehen, ... wollt ihr weiter hören? ... aber in dem Wald lebten viele Hexen und auch eine kleine Hexe, die ihren Namen nicht nennen wollte. Sie fand, daß es kein gebührender Name für eine Hexe sei. Viel zu schön, viel zu menschlich sei er. Und das war überhaupt das Problem der kleinen Sarah, denn so hieß sie. Die anderen Hexen fanden sie zu menschlich, zu schön, was sie sehr traurig machte, denn sie wollte doch eine richtige Hexe sein. Es half auch nicht, daß sie ihre Haare weder wusch noch kämmte. Selbst in ihren häßlichen und zerzausten Kleidern war sie noch eine hübsche Hexe.

Sie lebte inmitten eines großen Baumes, zwischen mächtigen Ästen, die der Baum für sie wie eine Hand geformt hatte. Wie die Blätter einer riesigen Tulpe entfernten sich die mächtigen Äste vom Stamm. Eido, wie der Baum sich nannte und wohl immer noch nennt, denn diese Bäume leben viele hundert Jahre, war Sarahs bester Freund. Eido kann auch sprechen, aber nicht wie ein Mensch, denn er hat ja keinen Mund. Um zu reden braucht er den Wind und eine große Geschicklichkeit, um seine Äste, Zweige und Blätter so zu formen, daß sie den gewünschten Laut von sich geben. Oft sagt Eido auch nichts und macht stattdessen nur Musik für sich, denn er liebt Musik über alles, aber auch vor allem für seine Freundin, wenn sie allzu traurig ist. Wunderschöne, fremdartige Klänge und Melodien, wie sie noch nie ein Mensch zuvor gehört hat. Aber an den Tagen, an denen der Wind ruht muß Eido schweigen und Sarah fühlte sich gerade an solchen Tagen sehr allein und Eido muß stumm die Trauer seiner kleinen Freundin ertragen. ... ”

Hier stoppte sie, als sie merkte, daß beide ruhig und fest schliefen.

* * * * *

Müde, sie war hundemüde, dachte sie, aber es würde nichts nützen. Sie spürte, daß sie nicht einschlafen könnte. Dann wären sie da, die Ängste. Sprießen würden sie aus all dem Schrecklichen, was sie an diesem Tag gesehen, gehört, gerochen und gefühlt hatte. Sie hatte gesehen, was sie nicht hatte sehen wollen, nicht verstanden, was sie hatte verstehen wollen. Nährboden für ihre Angst; sie würde gedeihen in der Dunkelheit und Stille des Schlafzimmers, kaum würde sie die Augen schließen. Angst vor dem Unvorstellbarem lauerte in ihrem Bett; Furcht vor Krankheit, Leid und Tod. Lieber wollte sie noch im hellen warmen Wohnzimmer Fernseh schauen, egal was, noch Zeitung lesen, am besten alles gleichzeitig, bloß nicht sich ihren Gedanken und Gefühlen überlassen. Wenn sie nur hätte mit Felix reden können. Aber der war ja gleich ins Bett gegangen. Typisch Felix, mit Problemen will er nichts zu tun haben. Vielleicht hätte sie auch nicht so hart mit ihm sein sollen, ein bißchen mehr Nachsicht. Nachsicht, aber das war ja das Problem, sie war immer viel zu nachsichtig, immer war sie es, die Verständnis zeigte. An diesem Tag hatte er es aber übertrieben, dachte sie. Er, der immer soviel Wert auf Verlässlichkeit legte, wenn es um seine Firma geht, hatte sein Versprechen nicht gehalten. Im Krankenhaus hätte er angerufen, und man habe ihm dort gesagt, daß sie schon unterwegs sei, hatte er ihr schmollend beteuert. Und wenn sie nicht direkt nach Hause gefahren wäre, wenn sie zum Beispiel noch mit Walter gegangen wäre, wenn sie noch etwas einkaufen gegangen wäre, wenn sie ein Panne mit dem Auto gehabt hätte, wer hätte die Kinder dann abgeholt? Hätte doch sein können, aber für ihn war das bloß irrational. Er tat so, als wäre ein fast ganz normaler Tag gewesen. Sie hatte einem Ausflug, nicht in den Zoo oder den Wildpark, sondern ins Krankenhaus.

—„Na, wie geht’s denn deiner Mutter?“, hatte er ganz beiläufig gefragt, als ihr Zorn wegen seines Zuspätkommens etwas verebbt war.

—„Na, das ist doch schon mal was. Hört sich doch nicht schlecht an!“, kommentierte er dann ihre Antwort.

Hatte sie sich so undeutlich ausgedrückt gehabt? Sie hatte ihm doch gesagt, daß ihr Zustand äußerst schlecht sei. Hatte er denn nicht mitbekommen, daß sie ihm sagte, daß ihre den ganzen Tag nicht gesprochen habe, das sie komaähnlich schlief? Sie selbst fühle sich ausgelagt und kraftlos, das hatte sie ihm auch gesagt. All das hatte er wohl nicht zur Kenntnis genommen, oder wollte er nur nicht darauf einge-

hen? Aber daß der Doktor gesagt habe 'Keine akute Lebensgefahr' und daß sie höchstwahrscheinlich keinen Hirnschlag habe, das hörte sich gut an für ihn. Wie in seinen Managementkursen: Konzentration auf die positiven Aspekte, keine Zeit vertrödeln mit Unabänderlichkeiten. Ihre Mutter war dabei seine Planung durcheinander zu bringen, und er wollte das nicht akzeptieren. Aber wenn er am nächsten Donnerstag wirklich nach Hamburg führe, wäre ihre Geduld am Ende.

—„Du kannst mich doch nicht in dieser Situation alleine lassen!“, hatte Vera gesagt.

—„Ich hoffe ja auch, daß ich die Sache noch verschieben kann, aber du weißt ja auch wie Mohler . . . ”

—„Ich weiß, wie du bist! Wenn du fährst, dann . . . ”, sie stockte, sie wußte nicht, was dann wäre.

—„Jetzt stell dich doch nicht so an! Du warst doch schon öfter alleine gewesen!“

—„Diesmal geht es nicht! Ich kann nicht alleine sein!“

II. Am Tag danach

But it's only a short-term prediction. If you try to string the short-term predictions together to get a long-term prediction, tiny errors start to build up, growing faster and faster, until the predictions become total nonsense.

Aber dies ist nur eine kurzfristige Vorhersage. Wenn man versucht, die kurzfristige Vorhersagen aneinanderzuketten, um eine langfristige Vorhersage zu erhalten, schleichen sich kleine Fehler ein und werden immer größer, bis die Vorhersage totaler Unsinn wird. Ian Stewart über Loretzens Schmetterlingseffekt in „Does God Play Dice“

*vier, fünf, sechs, siebe,
du kriegst jetzt Hiebe*

Warum gerade sie? So viele Leute sind unterwegs und ausgerechnet über sie sind sie hergefallen. Ja, hergefallen war das richtige Wort, irgendwie hatte das ganze was von einem Überfall und irgendwie hatte sie auch ein bisschen Angst gehabt, wenn es ihr jetzt auch lächerlich erschien. Diese Masken wirkten wirklich bedrohlich von Nahem. Woher sollte sie wissen, daß alles nur spaßhaft sein sollte, wenn sie durch die Schlitze keine Augen sehen kann, wenn sie nur hölzerne Fratzen mit diabolischem Grinsen sieht. Sie hatten es auf sie abgesehen gehabt. Von weitem kamen sie gezielt auf sie zugelaufen. Selbst Walter, der doch direkt neben ihr war, haben sie ziemlich verschont. Gut, einmal hat ihm die eine der dreien, aber gerade die, die sich ansonsten eher zurückhielt, übers Haar gestrichen. Aber dazu hat sie noch nicht mal ihren Bastbesen genommen.

*Du willst nicht sein wie WIR
das macht uns bald zum TIER*

Ja, da hatten sie recht, sie wollte nicht sein wie sie! Zwei Tage lang lag ihre Mutter auf der Intensivstation und Vera konnte nicht mehr lachen. Sie konnte plötzlich nicht mehr verstehen, daß ihr früher Fasching so viel Freude gemacht hatte. Nun war sie mit Felix einer Meinung. Der verachtete schon immer den ganzen Fasching. Bis auf die Firma, da mußte er hin, und sie mit ihm, als sie dort einen närrischen Abend für die Belegschaft gemacht hatten. Da mußte er sich halt sehen lassen. Er gehörte ja gewissermaßen zu den Veranstaltern. Wie der da mitgemacht hat, manchmal glaubte sie selbst, daß es ihm Spaß machte. Die mußten sie gekannt haben. War das eine nicht auch die Stimme von Andrea? Aber die Figur, war das auch deren Figur. Äußerst aufreizend wirkte sie in ihrem Hexenkostüm. Den Eindruck konnte auch der alte Kittel nicht stören. Der war ja auch recht kurz. Die beiden anderen Hexen trugen alte, zerschlissene Röcke, und ihre alte Strumpfhose mit den zahllosen Löchern betonte nur ihre wohlgeformten Beine. Sexlos wirkten die anderen, aber ihr Kittel war eng geschnürt und betonte ihre Brüste. Nein, das war es nicht alleine, alles, wie die sich bewegte, wie

die redete, alles wirkte, ja, lasziv. Vera fand es liederlich. Endlich, jetzt konnte sie zum Waschbecken.

*Nimm' vom graus'gen Hexensud
aus der mitternächt'gen Glut*

Ekelhaft, das war ihr gar nicht aufgefallen. Die hatten ihr das Zeug so gar in die Haare geschmiert. Das hat doch wirklich nichts mehr mit Spaß zu tun. Verdammt, da konnte sie jetzt nichts machen, wie sollte sie ihre Haare wieder trocken kriegen. Der Föhn reagierte nicht, als sie auf „PUSH“ drückte.

*Wird dich lehren
uns zu ehren
und bald unsre Reihen zu mehren*

Normale Schminke konnte das doch kaum sein, dachte Vera, während sie zum zweiten Mal ihr Gesicht mit Seife wusch. Das Zeug löste sich kaum. Es wirkte irgendwie wie Tinte.

—„Das hat ewig gedauert bis ich überhaupt mal ans Waschbecken konnte.“, entschuldigte Vera ihr langes Fortbleiben.

—„Macht nichts. Ich hab' mir mal hier die Sportsachen angeschaut. Da kann man ja ein Vermögen ausgeben. Da gibts Tennisschläger die kosten fast tausend Mark.“

—„Da hast du recht! Aber Gott-sei-dank haben wir ja die ganze Ausrüstung zusammen. Da muß man halt nur mal was austauschen, wenn's kaputt ist.“, sagte Vera, die sich nach dem Waschen wieder bedeutend besser fühlte.

—„Tennispielen hat dir doch auch immer viel Spaß gemacht? Geht ihr eigentlich immer noch regelmäßig spielen . . . Wie hießen noch die Beiden mit denen ihr immer . . .“

—„Moni und Chris!“

Tennis machte ihr immer noch Spaß. Soviel Spaß, daß sie sich immer schon die ganze Woche darauf freute. Bei Felix sah das anders aus. Er war einfach zu oft weg, und irgendwie hatte sie das Gefühl, daß er nicht mehr richtig Lust hatte zu spielen. Manchmal dachte sie, daß er in der letzten Zeit seine Termine extra so legt, daß er nicht mitspielen kann.

Wenn er eifersüchtig auf Francois wäre, wie sie es ab und zu zu spüren glaubte, warum spielte er dann nicht selbst mit? Warum überließ er das Feld Francois?

—„Die Teammitglieder wechseln, aber das Spiel geht weiter!“, hatte Chris lachend einmal gesagt. Es muß wohl beim zweiten oder dritten Mal gewesen sein, als Francois mitspielte. Sie hatte ihn darauf gefragt, wie er das meine, obwohl sie ahnte, was er meinte.

—„Damals hast du Susanne abgelöst . . . Ich meine beim Tennis und nun spielt Francois für Felix!“

Wenn bloß nicht sein „Ich meine beim Tennis“ gewesen wäre, dann wäre sie wohl nicht errötet. So war klar, daß er und wahrscheinlich ebenso Moni auch über andere Möglichkeiten nachdachten. Vielleicht nicht ganz ernsthaft, aber immerhin. Die Parallele mit Susanne war ja auch beunruhigend für sie. Felix hatte Susanne fallen gelassen, als er sie kennenlernte. Jahrelang war er mit Susanne zusammen gewesen, sogar die letzten Jahre vor dem Abitur. Vera war so geschockt, weil sie spürte, daß es passieren könnte, daß sie Felix wegen Francois verlassen könnte. Sie war so entsetzt, weil sie sich dagegen wehrte, diesen Schritt zu tun. Daß Felix damals Susanne so einfach mir nicht dir nichts verlassen hatte, hatte Moni und Chris irritiert und es war wohl auch der Grund gewesen, weshalb sie ihr beim ersten Tennisspiel beinahe feindselig gegenüberstanden, dachte Vera. Verdammt lange hatte es gedauert, bis sie mit ihr warm geworden waren. Vielleicht hing es auch damit zusammen, daß sie keine Studentin war. Sie war ja nur so eine Tippse. Und ihre Art sich anzuziehen hatten sie auch immer verachtet. Aber so vergammelt wie die hätte sie einfach nicht rumlaufen können. Wenn damals nicht Felix gewesen wäre, der unbedingt die Freundschaft mit Chris hatte aufrecht erhalten wollen, dann wäre dieses Tennisteam wohl zusammengebrochen. Komisch, dachte sie, in den letzten Jahren war sie es gewesen, die die Verbindung mit den beiden aufrecht erhalten hatte.

* * * * *

**Das letzte Mal hatten wir begonnen, also alles klar, ihr beginnt
OK, machen wir ein Spiel!**

Komm schon Felix, mach nicht so lange, **wir kriegen ihn eh**
*oh Felix, das dauert wieder ... wenn der seinen Aufschlag macht ...
was findet die Vera nur an ihm ... die ist doch viel zu gut für ihn ...
Quatsch! ... ich hab's Gefühl, die wollte genau so einen wie Felix ...
und vielleicht ist er auch genau das, was sie verdient ...*

Scheiße! ... ein klein wenig schneller und ich hätte ihn gehabt! ...
fünfzehn zu 0

*Verdammt, jetzt führen die schon ... naja, bei eigenem Aufschlag!
Wenn wir uns jetzt anstrengen, können wir das locker wieder aufholen.*

Wie die strahlt ... voller Stolz ... ihr Felix ... ständig sagt sie
„mein“ Felix ... die vergöttert ihn ja förmlich ... ja, wenn der dar-
auf steht, dann liegt er bei ihr goldrichtig ... na klar doch, das paßt zu
Felix, der will doch bewundert werden! Deshalb hat er doch bestimmt
auch Renate verlassen! ... Die ist eher das Gegenteil von Vera, so ein
klein wenig wie Felix selbst ... Eigentlich sehr verwunderlich, daß Fe-
lix es solange mit ihr ausgehalten hatte ... Felix duldet keine anderen
Götter neben sich ... Vera ... ist wohl genau die Art von Verehrung
die er sich ... wohl insgeheim immer ... von der er wohl immer ge-
träumt hatte ... kein Wunder das er auf sie geflogen ist ... und ihr
aufreizendes Outfit hat wohl ihr Übriges getan.

*Verdammt, wie der das wieder auskostet. Immer will er der Größte
und Beste sein. Mit Chris kommt er doch nur deshalb so gut aus, weil
er fachlich keine Konkurrenz darstellt. Die Germanisten verachtet er
sowieso. Das ist für Felix kein richtiges Studium. **Für mich, bumm.**
Der kommt richtig. Ja. **Ausgleich** ... Wieso ausgerechnet Felix? ...
Die hätte sich doch auch einen ... fertigen Chef nehmen können ...
laufen doch genug rum in ihrer Firma ... und bei ihr als Chefsekretärin
laufen doch alle Fäden zusammen ... allerdings ... bei Felix hat sie
sich bestimmt nicht verrechnet ... der macht bestimmt Karriere ... wie
der schon diesen Job bekommen hat ...*

Super Moni, großartig! Du hast ihm keine Chance gelassen. ...
Ihr Felix ist eine Investition in die Zukunft ... haha ... sie hätte ja

auch andere haben können ... oder ... naja ich weiß nicht recht ... so einmal für eine Nacht, aber mit ihr immer zusammen sein ... Sex ja, aber da liegt ja dann die Gefahr ... dann will man mehr ... und dann ... **Scheiße**

Paß auf! Für dich! *Oh Mann, Chris, konzentrier' dich doch ein bißchen. Wo bist du denn bloß wieder mit deinen Gedanken?*

Total verpennt ... **Wieviel steht's denn eigentlich?** Aha, Vera zählt mit 30:15 ... für die ...

Wenn Chris nur ein klein wenig konzentrierter spielte, dann hätte Felix und seine Liebste keine Chance. Bei Felix ist das etwas anderes. Wenn der Tennis spielt, dann spielt er Tennis ... sonst gibt's dann nichts. Dann gibt's nur noch den Ball und seinen Schläger. Ein Tennisroboter, programmiert auf Sieg

Schicke Frisur hat sie ja. Ein Pony ist ideal für sie, läßt ihr hageres Gesicht etwas voller erscheinen. Ihre Augen stehen etwas zu dicht zusammen ... paßt nicht zu ihrem schüchternen ... den krieg ich ... ja ...

Felix kennt keine Kompromisse! Nicht nur beim Tennis. Immer. Wenn der was macht, dann macht er es richtig. Naja, richtig kann man das eigentlich nicht nennen, dann ist ihm jedes Mittel recht ... wie bei seiner Bewerbung ... das muß ja gnadenlos gewesen sein ... wie er es geschildert hatte ... wie sagte er noch ... sentimental seien die anderen Kandidaten gewesen ... Gefühlsduselei sei da nicht angebracht gewesen ... von Anfang an habe er die nötige Härte gezeigt ... das habe denen gleich imponiert ... ganz schön fies ... in der jetzigen wirtschaftlichen Situation ... die brauchen doch alle dringend einen Job ... und dann hetzen sie sie in einem Rollenspiel gegeneinander ... da wird mir auch schon angst und bange, wenn ich ans Bewerben denke. Ist ja Gott-sei-Dank noch eine Weile.

Ihr Mund ist zu klein ... im Verhältnis zum Rest ... sonst nicht ... sie wird auch seinen, das heißt falls sie das überhaupt ... gut Moni, prima ... das war der Ausgleich ... ich kenn ihn, jetzt ist er wütend mit ihr, Vera hat den Ball verpatzt. Macht nichts, hätt' ich auch nicht gekriegt, sagt er, dieser Heuchler! Oder ist er wirklich noch so verknallt

in sie, daß er es ihr verzeiht! Es muß ihn dann ja dann ganz schön erwischt haben!

schön, daß Chris den bekommen hat. Eigentlich hätte ich den holen müssen ... die eine Mitbewerberin war ja gleich weg vom Fenster ... so hat er doch gesagt? ... mit dem Betriebsrat müsse man es zuvor abprechen, hatte sie gemeint ... war doch ihre eigene Blödheit gewesen ... er habe kein Mitleid mit ihr, wenn sie nicht das nötige Fingerspitzengefühl aufweist, um zu sagen, was die gerne hören ... „Wir von der Geschäftsführung müssen zunächst einmal einen Aktionsplan erstellen und dann kann man ja gegebenenfalls den Betriebsrat ... ” ... sein „wir“ hat ihm wohl endgültig alle Türen geöffnet und den Job beschert ... und vor allem die Art, wie er mit dem Betriebsrat umging ... nachher ... als es eigentlich schon zu spät war ... da wehrten sich auch die anderen Bewerber und die einzige Bewerberin ... wenn ich bedenke, ohne mich hätte Felix wohl kaum seine Matheklausur gepackt ... und es war doch sein letzter Versuch gewesen ... seine ganzen Pauken hat ihm nichts genützt ... irgendwie fehlt es ihm an logischem Denken ... ja, da mach' ich was draus, zu Vera, den kriegt sie nie

Jetzt ist wieder alles offen. **Jetzt kommen wir!**

Ausgleich

Nein, nein, das ist nicht nur Sex, was sie verbindet. Sie verehrt ihn und zeigt es ihm auch ständig ... voller Bewunderung für ihn ... und sie sagt es ihm auch ... vor allem wenn andere Leute dabei sind 'Oh, ihr müßtet mal sein Büro sehen' oder 'er zeigt denen mal, wo es lang geht', als ob es außer Felix nur Deppen in der Firma gäbe ... oh, und ihr Auto ... nein, ihr BMW, ja das stimmt. Sie hat noch nie 'unser Auto' gesagt, immer nur 'unser BMW' ... Schwachsinn! Noch bevor der sein erstes Gehalt bekommen hatte, hatten die sich diese Karre gekauft, und die war ja bestimmt verdammt teuer. Da wüßt ich besseres mit meinem Geld anzufangen.

Noch nicht einmal die einfachen Integrale hätte er ohne mich gelöst. Die hat der Prof doch nur draufgesetzt, um auch den Schwachen eine Chance zu geben, daß sie ein paar Fleißpunkte sammeln könnten. Der hatte sich vorbereitet, da bin ich mir sicher. Wenn er auch jetzt so tut, als habe es nur an der mangelnden Vorbereitung gelegen. Es war

doch sein letzter Versuch gewesen, und da will der mir weiß machen, daß er schlecht vorbereitet erschienen wäre! Der kann's einfach nicht! Felix ist zu blöd dafür! Aber er will sich halt keine Schwäche eingestehen. Ich glaub' da hat Chris, der's ja wirklich nicht braucht, mehr mathematisches Vorstellungsvermögen!

Oh Moni, den hättest du doch locker kriegen können! ... Wenn wir jetzt nicht aufpassen ... wie stellt der sich das eigentlich vor ... einen neuen Job anfangen ... zum ersten Mal überhaupt ... und dann noch die Diplomarbeit zu schreiben ... der hat ja noch nicht einmal damit begonnen ... abends und an den Wochenenden ... nein Danke! ... und wenn die ihn feuern während der Probezeit ... die Zahlungen fürs Auto laufen dann weiter ...

den hab' ich einfach nicht kommen sehen ... Vorteil für die jetzt ... so eine leichte Klausur ... und der ... 'Nix, keine Aufgabe, keine einzige Aufgabe! Verdammt schwer!' Lächerlich, eine leichte Klausur war es gewesen. Nach dem Toilettenbesuch, wo er offiziell gewesen war, konnte er dann schreiben. Einfach so vor sich hin gelegt hat er es ... mein Blatt mit den Lösungen. Ganz schön dreist fand' ich das, ganz schön dreist. Er hat aber auch viel Glück gehabt. Hat er doch immer. Der hat einfach den richtigen Namen!

Verdammt, schaff' ich nicht **Moni!** ... hätt' mich mehr konzentrieren sollen.

Oh Mist ... überhaupt nicht aufgepaßt ... jetzt haben die ein Spiel ... Chris aber wohl auch, der hat auch gepennt

Und Vera schmilzt wieder dahin ... oh, Felix, toll wie du den geschlagen hast ... sie ist selbst ganz großartig ... so 'nen tollen Felix, mit so 'nem schicken B M W ... den haben sie schon vor dem ersten Gehalt gekauft ... klar und jetzt brauchen sie ein Haus ... ein eigenes Haus ... in dem Studentenmilieu fühlen sie sich nicht mehr wohl ... da paßten sie nicht mehr hinein ... hätt' mich eigentlich nicht wundern brauchen ... fügt sich doch nahtlos ins Bild ... und außerdem, wenn ich mir vorstelle, wie die ihren dicken BMW zwischen den Studentenkarren parken und dann gestriegelt und gebügelt aussteigen ... da sollten sie besser doch umziehen ...

da kann sie ja wieder stolz sein auf ihren Felix ... Chris ist ihm überlegen, aber Felix ist fertig mit seinem Studium ... keine berühmten Noten, aber fertig ... abgesehen von seiner Diplomarbeit ... die wird ihn noch einigen Schweiß kosten ... da muß er allein durch ... oder ... Chris ist ein Träumer ... zu viele Träume ... Felix kennt nur einen ... Erfolg und Geld ... und den träumt er nicht, den lebt er ... ich liebe Chris und seine Träume ...

Bumms ... Satz für sie ... **Noch habt ihr nicht gewonnen!** die Leute ... ach so die Nachbarn, die sind wohl nicht nett, hab' ich sie gefragt ... doch, doch, schon nett, aber halt nicht so wie wir ... Ständesdünkel hatte sie ... reiche Leute, reiche Akademiker wollt sie in der Nähe, oder sollten sie nur reich sein, studiert hatte sie ja selber nicht.
OK Moni, fang du an!

Mist ... jetzt haben wir wieder beide gepennt ... Na was soll schon los sein mit uns ... Felix ist wieder rührend ... jetzt konzentrier' dich aber! Ich glaub' ich fang' mal lieber an mit den Aufschlägen, dann hat Chris Zeit sich zu besinnen.

Soll ich anfangen?

Okay, jetzt muß ich mich aber wirklich konzentrieren, sonst haben wir keine Chance. Noch können wir es schaffen.

Streng' dich an! Ein Ass könnten wir doch jetzt gut gebrauchen.

Daß der den noch gekriegt hat, erstaunlich. So schnell. Kriegst du schnell. Vorhand. Scheiße! Jetzt hab' ich mich doch wirklich konzentriert und alles, und jetzt das. Hätte ich ihm überhaupt nicht zugetraut. Gleich bei eigenem Aufschlag einen Ball zu verlieren ...

Tolle Leistung! Muß ich neidlos zugeben. Nicht nur, daß der den Ball noch gekriegt hat, der hat ihn auch noch sauber auf Chris schwache Vorhand plazieren können. Wie hat er mal gesagt? 'Wichtiger als alles selbst am besten zu können, ist es, die Schwächen des Gegners zu durchschauen, und ihn dann systematisch damit in Schach halten und besiegen!' So ähnlich hatte er doch gesagt? 'Dann kann man selbst gegen welche gewinnen, die technisch viel besser sind!'

* * * * *

Oh, hallo Simone, das ist aber eine Überraschung, schön das du anrufst ... kein Problem, ich habe gerade Zeit ... danke gut und dir? ... da konntest du mich nicht erreichen, denn ich war Tennis spielen ... ja mit Felix ... nein, gemischtes Doppel ... alte Studienfreunde von Felix ... aber immer noch Studenten, ich weiß nicht ... ich kann mir gar nicht vorstellen, das mein Felix auch mal so gewesen wäre ... er kann sie übrigens auch nicht mehr so richtig verstehen ... bitte? ... ja doch, schon über ein halbes Jahr arbeitet er jetzt schon ... doch ... zuerst dachte ich, warum gehen die überhaupt Tennis spielen ... völlig unkonzentriert und irgendwie lustlos standen sie da, ... ja, standen, die hast du wirklich kaum zum Laufen bringen können, total schlaff und müde. Dabei hatten sie doch bestimmt bis neun geschlafen ... meinte Felix. Mein Felix, der hätte allen Grund gehabt müde zu sein, schließlich ist er doch morgens um fünf extra aufgestanden, damit er seine Arbeit erledigen könne und dann nachmittags Tennis spielen zu können. Streß und Arbeit den ganzen Tag ... wie? ... Du spielst auch Tennis? Das höre ich zum ersten Mal. ... Mir hast du es jedenfalls nicht erzählt! ... klar doch, find ich eine gute Idee, ... wir? wir spielen einmal pro Woche ... sag' mir wann du Zeit hast ... dienstags? Könnte bei mir gehen. ... muß ich mal mit Felix klären ... nein, nicht wie du meinst ... ich brauch' ihn doch nicht zu fragen, ob ... ich meine, könnte doch sein, daß er dann unseren B M W braucht ... um nochmals auf gestern zurückzukommen: die Moni ... wie? ... die Monika ... ja das ist die Freunding von Chris, so heißen die beiden Studenten mit denen wir gestern gespielt hatten ... alles klar jetzt ... also, die Moni, die musterte mich ständig, irgendwie kritisch, ... es kam wmir so vor ... ich weiß nicht ... so als finde ich keine Gnade in ihren Augen ... ach Du, immer Deine Scherze ... sie war wohl schlecht drauf gewesen gestern, denn Felix hatte sie immer anders geschildert ... was meinst Du? ... freundlicher ... viel freundlicher hatte ich sie mir nach Felix Schilderungen vorgestellt ... ja ... und ihren Freund Chris hättest Du mal

sehen sollen ... er stand da, als hätte ihn irgendeine Fee auf den Tennisplatz gezaubert ... träumte und wunderte sich wohl über den Ball, der ihm immer wieder um die Nase flog ... ab und zu merkte man, daß er eigentlich Tennis spielen kann ... ja, ganz genau ... so war der aber schon immer, schon beim ersten Mal, als ich zum ersten Mal mitging, als Felix noch studierte, da hättest du ihn mal sehen sollen, wie Chris mich anstarrte, immer wieder mit großen verträumten Augen ... ah Du, mit Deinen blöden Witzen! Du kannst ihn ja haben, ich wollte sowas nicht geschenkt haben ... der starrte mich an, als hätte er noch nie zuvor eine Frau gesehen ... oder vielleicht wie ... ja ich denke, jemand der jahrelang im Gefängnis war und dann plötzlich wieder eine Frau sieht ... und wo der immer hinglotzte, meine Beine hoch und runter und dann und wann auf meine Brust ... ich weiß nicht, ob der überhaupt mein Gesicht wahrgenommen hat, naja das ist jetzt wohl auch ein wenig übertrieben, aber im Prinzip ... das letzte Mal war er jedenfalls auch wieder so und dann plötzlich, ich konnte es kaum glauben legten die beiden plötzlich los, als Felix und ich uns schon in Sicherheit wiegten und das Spiel bereits in der Tasche glaubten ... ja kleinen Moment bitte ... nein, ich meine nicht Dich, Simone, hier ist jemand gekommen ... stell' Dir vor 5:2 führten wir und dann ließen sie uns wie blöde Anfänger dastehen ... stell' Dir vor dann haben wir noch verloren ... also Simine, ich glaube wir unterhalten uns dann mal weiter ... also, es war wirklich schön von Dir zu hören ... ja natürlich, werden wir ... ja, wirklich ... ciaaaaaoooo

* * * * *

—„Such Dir 'ne Pizza aus!“, sagte Vera zu Walter, während sie vor der Kühltruhe mit den Fertiggerichten standen.

—„Ist mir egal, hol' doch irgendeine. Ich habe eh kaum Hunger! ... Sag' mal, Deine Haare sind ja ganz naß?“

—„Der blöde Föhn ist doch kaputt und mit dem Papier geht's nicht. Damit reibt man sich nur Flusen ins Haar! ... Aber Hauptsache ist, daß ich das eklige Zeug rauswaschen konnte. Sowas hat doch wirklich nichts mit Fasching zu tun. Was finden die eigentlich daran lustig, ich find' das jedenfalls nicht lustig!”

Walter schien wieder völlig in Gedanken versunken und hatte wohl nicht richtig zugehört.

—„Dieser Afrikaner ... Wie heißt der noch? ... ”

—„Dr. Mongala!”

—„Ja, also der war ja viel netter als der gestern, aber erfahren haben wir ja auch nicht viel mehr ... Heute Nachmittag sollten wir mal mit dem Oberarzt oder am besten gleich mit Professor Dehmer. ... Sag' mal, dein Mann kennt den doch privat?”

—„Kennen kann man da nicht gerade sagen, sie waren mal zusammen eingeladen, aber ich weiß überhaupt nicht, ob die miteinander geredet hatten ... Du kannst es ja mal versuchen heute Nachmittag einen Termin mit ihm zu vereinbaren! Vielleicht klappt's ja noch heute! ... ”

—„Und du?”

—„Ich muß doch nach Hause! Hab' ich dir doch schon mal gesagt! Die Kinder, und überhaupt, ich hab' dort noch 'ne Menge zu tun!”

—„Heute sah sie doch besser aus? Was meinst du?”

—„Ja schon ... ”

Das Aber lag ihr auf der Zunge, doch sie unterdrückte es. Warum ihn noch mehr beunruhigen. Besser ihm den Strohhalm lassen, an dem er sich hielt. Vera war enttäuscht gewesen. Sie hatte irgendwie erwartet oder gehofft, sie anders vorzufinden. Aber es war alles fast wie am Tag zu vor. Sie schlief tief und fest. Nur einmal, da hatte sie kurz die Augen aufgeschlagen, hatte irgendwas gemurmelt. Und vor allem hatte sie Veras Hand gedrückt, aber nur für einen kurzen Moment. Und dann schlief sie wieder. Tief und fest. Komaähnlich, aber die Krankenschwestern beteuerten ihr, daß sie nicht im Koma läge. Eigentlich unerklärlich, sagte Alma, denn sie hätten ihr heute bedeutend weniger Beruhigungsmittel verabreicht und vor allem keine Schlafmittel. Nachmittags wäre ihre Mutter bestimmt munter!

* * * * *

—,„Und du hast wirklich gar keine Zeit gehabt, dich mal ein wenig umzuschauen?“, fragte Vera, die neben Felix auf dem Sofa saß.

—,„Auf der Fahrt vom Flughafen zum Tagungshotel, und nachher wieder zurück, habe ich die meisten Eindrücke gewonnen. Lansing hat mir ’ne Menge gezeigt und erläutert. Der hat extra ein paar Umwege fahren lassen, um mir ein bißchen was von der Stadt zu zeigen.“

—,„Hat euer Herr Lansing eigentlich auch an diesem Seminar teilgenommen?“

—,„Ne, natürlich nicht. Der ist doch bloß der Leiter von unserem Vertriebsbüro in Berlin!“

—,„Und sonst, wie hat dir Berlin gefallen?“

—,„Naja, wie ich schon sagte, so viel habe ich ja nicht gesehen. Nachmittags, wenn wir fertig waren, ... aber da waren wir meist auf dem Weg zu irgendeinem Restaurant. ... und einmal den Kuhdamm auf und ab ... und ansonsten habe ich halt noch ’ne Menge Zeit in unserem Vertriebsbüro verbracht! ...“

—,„Und dort hast du auch meine Pralinen gekauft?“, fragte ihn Vera, die gerade wieder die riesige Schachtel mit den Augen eines Raubtieres beäugte, und eine neue in ihren Mund zelebrierte. Schleckte sich die Finger und stellte die Schachtel auf den Tisch zurück.

—,„Im Prinzip ja, jedenfalls dort in der Nähe!“

Berta hatte sie gekauft, nicht er, aber das brauchte er Vera ja nicht zu sagen. Berta die Sekretärin von Lansing. Auf sie sei Verlaß, sie vergesse keine Geburtstage, und damit auch nicht er, hatte ihm Lansing gesagt, als sie unterwegs war, um nach einem Präsent für Vera auszuschaun. Oh ja, wenn er die nicht hätte, dann wüßte er nicht, wer ihn darauf aufmerksam machte, wenn eine oder einer seiner Leute heiratete oder Nachwuchs erhalten hatte. Wie ein Seismograph orte sie auch die feinsten Unzufriedenheiten und Spannungen in der Belegschaft, und helfe sie dann kitten. „Das gute Stück“, so hatte er mehrmals gesagt. So hatte er sie auch öfters in ihrem Beisein bezeichnet, als handele es

sich um ein großes Lob. Sie sei ihre gute Mutter, der gute Geist der Abteilung. Wenn er sagte „ihre gute Mutter“ und „das gute Stück“, dann wollte er wohl damit auch ausdrücken, daß er für sie keine erotischen Gedanken verschwende, daß sie für ihn keine erotische Frau sei. Zu dick und zu alt sei sie, hatte auch Felix gedacht, und es erschien ihm zweifelhaft, ob sie jemals attraktiv gewesen sein konnte.

—„Sie haben sicherlich für ihre Gattin schon ein schönes Mitbringsel von Berlin besorgt?“, hatte sie ihn gefragt, als er in ihrem Sekretariat auf Lansing wartete und sich vorstellte, daß er sich nicht vorstellen könnte, mit ihr ins Bett zu gehen.

Ja, es sei besser, wenn er Vera nicht sagte, daß Berta die Pralinen gekauft habe. Vor allen Dingen durfte er ihr keinesfalls sagen, daß Berta ihn überhaupt erst daran erinnert hatte, daß er Vera etwas mitbringen sollte.

—„Hatten die eigentlich nicht diese weißen Champagnertrüffel? Ich meine, die hier sind schon fein, aber es gibt so viele mit dieser komischen harzartigen Füllung, die sind so widerlich süß! Du weißt doch, daß ich die nicht mag!“

Er wisse es wohl, aber nicht Berta, dachte er und sagte:

—„Wie ich schon sagte, ich hatte halt so wenig Zeit gehabt, und so auf den ersten Blick sahen sie halt toll aus. Ich hatte gar nicht so genau auf den Inhalt geschaut! ... ”

* * * * *

Was für einen langen Schatten sie warf, staunte Vera. Unglaublich, weit über das angrenzende Grundstück hinaus, über den feuchten Rasen. Tausende winziger rotgoldener Edelsteine, nein Tropfen, Ebenbilder der gerade erst über den Horizont gekrochenen Sonne. Ein Sternfeld im Rasen. Juwelenbehangen ihre Birke. Zebra unter den Bäumen. Hoch in den Himmel streckt sie ihre dicken Äste und die dünnen Zweige hängen zu Boden. An ihren Blättern Morgentau, Tränen, aber keine

Trauer. Wie zerfranst der Rand war, dort hingen die Tropfen. Abwechselnd kleine Zacken zwischen großen. Durchfurcht von Straßen, eine vom Blattstängel bis zur Spitze, und von dort Abzweigungen zur Seite, mal zur einen, mal zur anderen, nie gleichzeitig, wie es Menschen wohl konstruiert hätten.

So neu, so frisch und klar sah alles aus, wie sie es noch nie gesehen hatte. Beinahe so, als würde sie ihren Garten zum ersten Mal sehen. Eine Blinde über Nacht sehend geworden. Festhalten für immer, diesen Taumel der Sinne, Schild gegen das Grau. Grau, welches sei wochenlang umhüllte. Weg war der Nebel, weg waren die Wolken. Gestern Nacht noch depressiv und ängstlich, und nun Helle. Stark fühlte sie sich, ja. Aufbruchstimmung? Unruhe, sie mußte was tun. Wärmende rötliche Strahlen der aufgehenden Sonne durchströmten sie, weckten ein Kribbeln und ein Verlangen. Vage Sehnsucht nach Unerreichbarem, Fata Morganas, gespiegelte Erinnerungs- und Gefühlsfetzen. Festhalten, nicht gehenlassen die Faszination des Augenblickes.

Ein riesiges kunstvolles Spinnennetz, schwer vom Fang der Nacht, Tau und kaum Blut, glitzert verlockend. Oh, schon ein Schmetterling, so früh, wann erwachen sie, fragt sich Vera. Leicht fühlte sie sich, leicht wie dieser bunte Falter. Konnte er sich im Netz der Spinne verfangen? Er mußte es sehen, glänzend in der Morgensonne. Waren Schmetterlinge nicht sowieso zu stark und zu schwer für ihre Netze?

Offen war sie. Weit offen, bereit für die Farben und Düfte. Sie saugte sie auf, neu und ungewohnt, und sie fühlte sich leicht und unbeschwert.

Später, die Kinder, das Frühstücksritual, nichts hatte sie aus ihrem Zustand reißen können. Auch nach Stunden schwamm sie in der Wonne des Sonnenaufgangs. Alle Leute wirkten so ausgeglichen an diesem Morgen. Überall nur freundliche Gesichter fand sie. Nicht die gewohnte Hektik. Einfach nur so dasitzen, genießen, ihren Kaffee, die Musik, die Aussicht. Die Tauben am Dachsimms des Kaufhausdaches und tief unten auf der Suche nach Futter auf dem großen Platz mit dem Brunnen. Ein Cafébesitzer rückte schon Sonnenschirme zurecht, obwohl es im Schatten sicherlich noch zu kühl zum draußen sitzen war. Aber in ein zwei Stunden wäre das sicherlich anders.

‘Platz’ und ‘frei’ hörte sie plötzlich eine Stimme vor ihrem Tisch und dann „Pardon, ist hier noch ein Platz frei!“

Eine tiefe und melodische Stimme und in einem bezaubernden

französischen Akzent. Wieso, dachte sie, es waren doch so viele Tische frei. Warum wollte er ausgerechnet an ihrem Tisch sitzen?

—„Ein Platz an die Fenster ist einfach schöner als mitten drinn zu sitzen!“, sagte er, als habe er ihre Gedanken gelesen, oder war er nur ihrem Blick zu den freien Tischen gefolgt.

Und dann wurden ihre Augen gefangen von seinem unbeschwerten Lächeln und sie versank wieder in diesen großen braunen Augen, umrahmt von diesen üppigen und wilden Brauen. Da lagen sie wieder die Kornflakes, die Körner, Rosinen und sonstigen getrocknete Früchte. Der Plastikbeutel war sofort aufgeplatzt und sein Inhalt nach allen Seiten gespritzt. Sie war zu schnell gerannt gewesen, wie so häufig; Zeitdruck, Markus wartete im Kindergarten. Der Mann mit den braunen Augen hatte sich viel zu schnell mit seinem Müslibeutel herumgedreht. ‘Verdammt noch mal, können sie nicht besser aufpassen!’, formulierte sie schon in Gedanken, aber seine Freundlichkeit und vor allem seine sanften, reuigen Augen erstickten jede Wut in ihr. Beide hatten inmitten des verstreuten Müslis gekniet. Irgendwas Französisches hatte er wohl zur Entschuldigung gebrummelt. Er war wohl so verwirrt gewesen nach dem Zusammenstoß, daß er seine Deutschkenntnisse vergessen hatte.

—„Haben Sie sich verletzt?“, hatte er sie gefragt.

Unheimlich vertraut war er ihr sofort. Hier ist jemand, der sich für andere sorgt, glaubte sie in seinen Pupillen zu lesen, nicht jemand, der nur um sich selbst kreist. Ein Blick, um den ihn wohl jeder Psychiater beneiden würde. Komm’ sprich’ dich aus, sag’ mir wo’s fehlt, hier ist jemand, der dich versteht. Aber hinter seiner Iris verbarg sich auch ein Reh, ängstlich, und selbst hilfsbedürftig. Liebe auf den ersten Blick gab es sowas wirklich. Aber sie liebte ihn doch nicht, es durfte doch nicht sein. Mit einem Schlag verstand sie plötzlich die kurzen Beschreibungen des alten Testaments, wenn es da heißt „und er erblickte sie und neun Monate später gebar sie ihm einen Sohn“.

So eine richtige Lüge war es gar nicht, als sie ein paar Minuten später, nachdem er an ihrem Tisch Platz genommen hatte, seine Frage, ob sie öfters in diese Cafeteria komme, bejahte. Jeden Tag käme sie etwa zur gleichen Zeit und sie wußte, daß sie von nun immer zu dieser Zeit da wäre, wenn es ihr möglich wäre. Vor allem spürte sie, daß sie traurig wäre, wenn er nicht erschiene. Es kam ihr vor wie eine

Verabredung, und sie hoffte, daß auch er es so auffassen würde.

—„Also wir sehen uns dann bestimmt ja wieder mal!“, hatte er zum Abschied gesagt und hatte ihre Hand einige Augenblicke zu lange gedrückt.

* * * * *

—„Was anderes . . . Habt ihr eigentlich Tennis gespielt?“, fragte er. Interessierte es ihn wirklich oder wollte er nur von der unglückseligen Pralinengeschichte abzulenken? Oh nein, das hätte er besser nicht gefragt, dachte er. Damit hatte er doch wieder ein Reizthema angeschnitten. Hatte er damit nicht automatisch wieder an den Streit vor der Abreise angeknüpft? Als sie so maßlos enttäuscht war, weil sie extra einen Babysitter besorgt hatte, damit sie zusammen zum Tennis gehen könnten. Sie hätte sich so gefreut, mal wieder zusammen mit ihm spielen zu können. Was wäre, wenn wegen seinem Fehlen nun der ganzen Termin ausgefallen war, wenn auch Moni und Chris nicht gekonnt hatten. Einer von beiden würde bestimmt Zeit gehabt haben. Wenn nicht, dann wäre sie von neuem oder noch mehr sauer auf ihn wegen dem Seminar. War es ein gutes Zeichen, daß sie nicht sofort antwortete, oder sammelte sie sich zum Angriff?

Wie sollte sie es am besten darstellen, dachte Vera. Wieso interessierte der sich plötzlich für ihr Tennisspiel? Hatte er schon etwas gehört? Sie mußte ihre Worte sorgfältig wählen, denn alles sollte ja völlig unverfänglich wirken, daß es wirklich wie eine Kette von Zufällen erschien. So wie sie es ja auch geplant hatten.

—„Wir waren übrigens diesmal zu viert!“

—„Oh fein, . . . hat Chris jemanden mitgebracht?“

—„Nein, das war wirklich komisch. . . . Der war plötzlich auftaucht und fragte, ob er mitspielen könnte.“

—„Wer? Chris?“

—„Nein, unser vierter Mann!“

—,„Das gibt’s doch nicht. Normalerweise geht doch niemand alleine zum Tennisplatz, ohne einen Spielpartner zu haben ... und fragt dort irgendwelche x-beliebigen Leute, ob er mal mitspielen könnte.“

Wußte er mehr? Nein, das ist doch nur seine normale Art, erst mal allem zu widersprechen, was ich meine! Oder diesmal nicht? Okay, sie mußte weitermachen. Sie durfte sich nicht ins Boxhorn jagen lassen, dachte sie.

—,„Er hat uns erzählt, daß er mit seinem Freund zum Spielen verabredet war, aber der war nicht gekommen. ... Naja, und da hat er gesehen, daß wir zu dritt waren ... ah ... und ich glaube, daß er auch noch mitbekommen hatte, wie ich zu Chris und Moni gesagt habe, daß es ja zu dritt irgendwie blöd sei, aber es sei ja nichts zu machen. Du hättest halt weg gemußt. Tja, und da kam er und fragte ob wir es nicht mal mit ihm versuchen wollten.“

Warum schaute Felix plötzlich so merkwürdig? Glaubte er ihr nicht? Der mußte ihr doch glauben. Sie hatte es ja selbst fast geglaubt, als sie es ihm so belanglos erzählt hatte. Den kritischen Punkt hatte er ja nicht mitbekommen. Gottseidank nicht. Eines hatten sie vergessen, Francois und sie, als sie den Plan geschmiedet hatten. Was wäre, wenn alle Plätze belegt waren. Daran hatten sie nicht gedacht. Moni war es aber aufgefallen. Nach dem Spiel fragte sie, wo Francois mit seinem Freund eigentlich hätte spielen wollen. Alle Plätze seinen doch belegt gewesen. Francois war genausowenig wie sie auf diese Frage vorbereitet gewesen. Aber dann war seine Antwort, doch gar nicht so schlecht gewesen. Sein Freund hätte alles arrangiert, sie hätten ja heute zum ersten Mal auf dieser Anlage spielen wollen. Er sagte, daß er sich auch wundere, vielleicht habe der Freund einen Fehler gemacht, oder sie hätten vergessen, die Reservierung vorzunehmen. Chris hatte dann sogar die beste Idee:

—,„Wahrscheinlich hast du dich im Tag geirrt. Sicherlich habt ihr einen ganz anderen Tag ausgemacht!“

Vera war erleichtert und Francois griff diesen Einfall begeistert auf. Vielleicht hätte er sonst sich bemüht ein eigenes Verschulden von sich zu weisen, aber unter diesen Umständen beeilte er sich, sich selbst zu bezichtigen. In vielen witzigen Anekdoten stellte er sich als eine Art zerstreuter Professor dar. Manchmal höre er den Leuten einfach nicht richtig zu, und dann dürfe man sich halt nicht wundern, wenn so was

passiert.

Diese Geschichten waren wahr, da war sie sich sicher. Francois brauchte wohl nicht lange in seinen Erinnerungen zu wühlen. Bisher hatte sie ihn ja nur so erlebt. Im Prinzip hätte sie ihn nie kennengelernt, wenn er anders wäre. Ihre Bekanntschaft war gegründet und modelliert von seiner besonderen Wesensart. Er war es doch, der sich ohne umzuschauen vor dem Müsliregal ruckartig umgedreht hatte und losrennen wollte. Und in der Cafeteria. Zweimal hatte die Kassierererin ihm den Betrag genannt bevor er seine Brieftasche nahm und dann nach Geld suchte, als wäre sie ihm völlig fremd, als hätte er sie gerade vorher gefunden oder gestohlen. Nein, nicht gestohlen, das hätte nicht zu ihm gepaßt. Seine autobiographischen Anekdoten waren die Wirklichkeit, sie waren keine Fiktion. Und sie mochte ihn, trotz seiner Zerstreutheit. Wegen ihr, korrigierte sie sich. Früher wäre sie entsetzt gewesen. Aber nachdem sie so lange Zeit mit Felix verheiratet war, war sie anders. Jahre in seiner total kalkulierten und geplanten Welt, die er mit der gnadenlosen Pedanterie eines Ingenieurs aus Leidenschaft über sie stülpte, machten sie reif fürs Unberechenbare. Sie war bereit fürs Chaos. Francois lebte in einer anderen Dimension, eine die für Felix lebensfeindlich wäre. Keine-Macht-dem-Zufall war die Maxime von Felix, alles mußte geplant sein, seinen Wünschen gehorchen. Alles das, was sich seinem Lenken entzog machte ihn unruhig, mußte er ändern. Deshalb zieht's ihn ja auch immer höher, keinen Chef über sich zu haben war sein Traum, und er verdrängte es, daß ihm noch nicht einmal die eigene Verdauung gehorchte. Francois läßt sein Boot im Wind treiben, nimmt das Steuer in die Hand, wenn es ihm Spaß macht.

—„Da habt ihr mich ja nicht vermißt!“, sagte Felix scherzend.

Das schlechte Gewissen war es also gewesen, weshalb er so grübelnd ausgesehen hatte, dachte Vera. Er hatte ihr die Geschichte abgekauft, und er schien sogar erleichtert zu sein, daß Francois aufgetaucht war. Wollte Felix nicht mehr über den vierten Mann wissen? Er mußte doch neugierig sein? Vielleicht auch ein wenig eifersüchtig?

—„Wo liegt die Zeitung vom Wochenende?“

Die verdammte Zeitung ist dem wichtiger.

—„Francois spielte übrigens besser Tennis als du!“, sagte Vera, wie beiläufig, aber sie wußte, daß ihn dies treffen würde. Er war ja gar nicht viel besser, aber er spielte mit mehr Teamgeist, er war rücksichtsvoller.

Das war es, was sie an Francois so begeistert hatte.

—„So? ... Dann braucht ihr mich ja gar nicht mehr!“, sagte Felix voller Sarkasmus.

Wenn sie ihm noch sagte, was Chris scherzend nach dem Tennis beim gemeinsamen Bier gesagt hatte, wäre er vollends sauer. Nach fast sieben Jahren spielten sie nun gegen ein neues Team, zuerst habe Felix seine damalige Freundin gegen Vera ausgetauscht, und nun habe sie Felix gegen Francois ausgetauscht. Alle lachten, und sie hatte gespürt, wie ihr das Blut in den Kopf stieg.

—„Kennst du nicht einen der Tennis spielt?“, hatte sie Francois in der Kaufhauscafeteria gefragt, als sie sich zum zweiten Mal dort getroffen hatten. Fast zufällig, denn sie hatten sich, nicht verabredet gehabt, aber sie war gekommen in der Hoffnung, daß auch er erscheinen würde. Sie hatte ihm ihr Leid geklagt hatte, daß bei Felix immer die Firma an erster Stelle stehe. Alle seine Dienstreisen, seine Abende in der Firma, bei Geschäftsessen, Schulungswochenenden, und schon wieder sei er weg. An diesem Nachmittag mußten sie wiedermals zu dritt Tennis spielen, weil Felix schon wieder auf Geschäftsreise sei. Zu dritt sei zwar bedeutend besser als gar nicht, aber, wenn sie mal ein richtiges Spiel machen wollten, müßte immer einer aussetzen, was natürlich nicht soviel Spaß machte. Es wäre sehr unklug von ihrem Mann, eine so attraktive Frau soviel alleine zu lassen, hatte er gesagt. Große Übung hatte er nicht im Komplimente verteilen, denn er errötete sofort, wie auch sie.

—„Ich spiele auch Tennis, aber wahrscheinlich nicht gut genug für euch!“, hatte Francois ihr geantwortet.

Vera beteuerte immer wieder und in vielen Worten, wie schlecht sie eigentlich alle wären, und daß sie eher nicht gut genug für ihn seien als umgekehrt.

Ein Problem gäbe es jedoch noch, hatte er gesagt, als er schon zugestimmt hatte. Denn er wüßte nicht, wo er einen Schläger auftreiben könne. Sein Schläger sei zu Hause, und das sei in Frankreich. Zu erst erschrak sie, sie hatte nur so gefragt, ohne es wirklich zu wollen. Und jetzt traute sie sich nicht, ihm zu sagen, daß sie es nicht ernst gemeint habe. Aber gleichzeitig spürte sie auch, daß sie wollte, daß er mitginge, trotz aller Probleme, die es mit sich zöge. Ja so ginge es, dachte sie plötzlich. Er müsse einfach so auftauchen, müsse hören können, wie sie

sich bei Chris und Moni beklagt, daß sie nur zu dritt spielen können, und dann.

—„Aber das Problem mit dem Schläger besteht dann immer noch!“

Aber nein doch, sie könnte den Schläger von Felix mitnehmen, könnte sagen, daß sie vergessen habe ihn auszuräumen.

—„Warum sagen wir nicht einfach, wie es ist? Daß du mich in der Cafeteria getroffen hast, und wir zufällig ins Gespräch gekommen sind, und ...“

—„Nein, das geht nicht!“

Warum eigentlich nicht, dachte sie. Sie hatten doch keine Affaire, nichts war zwischen ihnen vorgefallen, was sie Felix nicht hätte sagen können. Doch etwas gab es: die Augen!

* * * * *

Sollte er Vera überhaupt etwas von Dr. Springer und den beiden anderen erzählen. Klar, daß er sie kennen gelernt hatte, und was sie so gemacht hatten, das könnte er ihr schon erzählen. Aber mit der anderen Sache würde er noch warten. Noch war ja zweifelhaft, wie sich die Sache überhaupt entwickeln würde. Vielleicht hatten sie es ja gar nicht so gemeint, wie es bei ihm angekommen war. Aber, wenn er sich nochmal an alles erinnerte, kam es ihm nicht so vor, als wäre es ihnen nicht ernst gewesen. Im Nachhinein kommt es ihm sogar so vor, als wäre alles von Anfang an geplant gewesen. Vom ersten Tag an, als sie ihn der Mittagspause angesprochen hatten. Er stand ein wenig ratlos herum, weil er nicht wußte, wo es zur Kantine ging. Sollte er sich einfach dem Seminarleiter anschließen?

—„Herr Schmied! Das war wirklich großartig, wie sie den Vortrag mit ihren praktischen Erfahrung belebt hatten. Ansonsten wäre wohl alles ziemlich farblos und fade geblieben.“

Drei Gestalten in dunklen Anzügen umzingelten ihn, und drei Köpfe nickten ihm lächelnd und aufmunternd zu.

—,„Wir haben ja noch keinerlei Erfahrung auf diesem Gebiet, wenn man mal von dem absieht, was man so aus den Zeitungen kennt. Sie haben die Dinge so richtig auf den Punkt gebracht. Bei dem Kursleiter ...“, hier drehte sich der Kopf mit dem vollen silbergrauen Haar vorsichtig nach hinten, um sich zu vergewissern, daß der Besagte weit genug weg war und fährt dann fort „, bei dem konnte man ja schon den Eindruck haben, daß er nicht weiß wovon er redet ... ich meine, daß er keine Ahnung hat!“

Ein ziemlich kahler Kopf am Ende eines äußerst hageren Körper, der auf den Namen Stockhausen hört, und ein anderer mit einer riesigen Nase und zwei Augen, die beinahe am Nasenansatz verschmolzen, nickten und lächelten emsig zu dem, was ihr Kollege Dr. Springer gesagt hatte.

—,„Was würden sie davon halten, wenn wir uns heute Abend noch ein wenig weiter unterhalten könnten ... in gemütlicher Atmosphäre, bei gutem Essen und einem edlen Tropfen?“, fragte ihn nun Herr Stockhausen.

—,„Selbstverständlich sind sie unser Gast!“, ergänzte Dr. Springer und drei Augenpaare kleben lauernd auf ihm.

Wenn der Fernseher nur so laufe, wenn Vera auch nicht zuschaute, könnte er ja mal schauen, ob es auf irgendeinem Kanal Nachrichten oder ein Wirtschaftsmagazin gäbe, dachte Felix. Im „Vieux Moulin“ hätte es ihr bestimmt auch gut gefallen. Dr. Springer hatte ihm nicht zuviel versprochen. Ganz im Gegenteil! Zu wenig! Gutes Essen! Welche Untertreibung! Wie Fürsten hatten sie suppiert! Die Speiskarten in echtem Leder und auf schwerstem Büttten gedruckt, aber nirgendwo gab es Preise. Vielleicht hatten die auch mehrere Karten: Eine mit Preise für den der einlud, also zu zahlen hatten und die Blankokarten für die Beschenkten. Aber dennoch, so richtig gemütlich hatte er es nicht gefunden, da hatte ihm Dr. Springer was Falsches Versprochen. Ein phantastisches Ambiente ja, Gemütlichkeit nein, denn dazu war es viel zu fein. Die Horde von Bediensteten, die ständig um die Tische hüpfte, Gläser füllte und tauschte, Teller und Besteck wechselte. Die hätten die Messer oder Gabeln doch schon in der Luft aufgefangen, falls er sich mal so ungeschickt angestellt hätte, ein Besteckteil fallen zu lassen. Vieux Moulin, welch ein Name für ein Restaurant, fern von einem Fluß, an dem sich Mühlräder drehen könnten, und hoch oben

über den Dächern von Berlin, irgendwo im letzten Stock eines Hochhauses, welches kaum zehn Jahr alt war.

— „Am ersten Abend haben wir übrigens in einem Nobelschuppen gegessen! Vieux Moulin!“

— „Ist das denn nicht so ein Nacktklub, ähem, ich meine Nachtklub ...“, wandte Vera scherzhaft, aber doch auch ein wenig entsetzt ein.

— „Ne ne, ganz im Gegenteil. Vieux Moulin, nicht Moulin Rouge! Das befindet sich übrigens auch in Paris!“

— „So blöd' bin ich ja nun auch wieder nicht!“

— „Ich meinte ja nur. Also im Vieux Moulin laufen nur steif gekleidete Ober und züchtige Kellnerinnen, knielange Kleider herum. Dort gibt es nur zu essen ... was heißt 'nur', ganz phantastische Küche, sag' ich dir! Hätte dir bestimmt auch ganz toll gefallen!“

— „Also jetzt mach' mir nicht noch darauf Lust, wo schon die Pralinen nicht so toll sind!“, sagte Vera lachend.

Also, wenn er sich so anschaute, wie sie die Pralinen in sich hineinstopfte, schienen sie ja gar nicht so schlecht zu sein, wie sie schon wieder spöttelte. Aber es war wohl klüger, nicht darauf einzugehen.

— „Stell dir nur vor, du öffnest die Türe im obersten Stock eines Geschäfts- und Bürohochhauses ... so ein moderner Glaspalast, und du glaubst plötzlich in Frankreich zu sein. Nicht nur Frankreich: Ancien Régime. Alles vom Feinsten. Als hätten sie einen Speisesaal in Versailles, ... wie soll man sagen, abgebaut und dort wieder installiert! Irgend ein Original in Paris hatte auch Pate gestanden, zumindest stand sowas im Prospekt.“

— „Und sonst gab es auch keine Frauen?“

— „Wie meinst Du das?“

— „Überhaupt, im Seminar oder im Moulin Rouge!“

— „Vieux Moulin! ... Nein das heißt, eine Freundin von Dr. Springer war dabei gewesen!“

Freundin von Dr. Springer, das klang am Unverfänglichsten.

— „Oh, darf ich vorstellen, Biggi, eine alte Bekannte von mir. Habe sie schon lange nicht mehr gesehen, und da habe ich sie kurzerhand mit eingeladen. Ich hoffe, sie verzeihen mir!“

— „Es gibt weitaus schlimmeres alles mit einer so hübschen Damen zu speisen!“, sagte Felix und war richtig stolz darauf, — vor allem

als er merkte, daß seine Bemerkung mit einem aufreizenden Lächeln belohnt wurde — zu solch einem Kompliment fähig zu sein.

Eigentlich ist es ja ganz normal, jemand kommt neu in eine Kneipe oder in ein Restaurant und er oder sie wird von den Anwesenden gemustert. Aber nur bei denen, die in besonderer Weise vom Durchschnitt abweichen bleiben die Blicke kleben, verweilen bewundernd oder neidend auf besonders schicken Kleidern, oder erheben ihr Selbstgefühl im Anblick besonderer Geschmacklosigkeit. Normal ist es, daß es den meisten Menschen unangenehm wäre, so zum Mittelpunkt zu werden. Nicht so bei Biggi, sie sonnte sich in diesem Gefühl. Dreist suchend schaute sie herum, während ein Smoking tragender Ober sie aus ihrem Ozelot schälte. Männeraugen voller Gier, und deren Frauen voller Verachtung, nicht gegenüber ihren Männern sondern gegen sie gerichtet. Wie konnte man nur so aufreizend herumlaufen, und dann noch alleine. Alleine und sie sah phantastisch aus, das war der Magnet für die Männerblicke, dem sie sich nur schwerlich entziehen konnten. Jäger und Felix war einer von ihnen.

Wenn er sich das im Nachhinein überlegte, waren die drei recht behutsam vorgegangen. An diesem Abend hatten sie die Katze nicht aus dem Sack gelassen, dachte er neben Vera auf dem Sofa sitzend. Nettes nichtsagendes Geplaudere. So hatte es zumindest den Anschein gehabt. Aber so wie sich ihm nun alles darstellte, also mit dem Wissen der weiteren Treffen, war ihm klar, daß sie ihn nebenbei auch ausgefragt hatten: Ganz behutsam und systematisch. Die wollten auf Nummer sicher gehen. Wollten wirklich wissen, mit wem sie es zu tun hätten, ob er wirklich geeignet sei. Wie hatten die es eigentlich geschafft ihn dazu zu bringen, über seine finanzielle Situation zu jammern? Ist doch logisch, dachte er, bei den hohen Preisen in diesem edlen Schuppen war es doch kein Wunder, daß sie ständig auch über Geld sprachen. Über zweihundert Mark hatte doch wohl alleine sein Anteil an Essen und Trinken gekostet. Genau wußte er es nicht, denn die Karte hatte ja keine Preise enthalten, und die detaillierte Rechnung hatte er nie gesehen. Mit nahezu tausend Mark war Dr. Springers American Express Karte belastet worden. Sie hatten angefangen über Geld zu reden. Beteuert, daß sie sich so etwas privat nicht leisten könnten, und Dr. Springer fing sogar an davon zu reden, daß es privat sowieso nie reichen würde, egal wieviel er verdiene. Ja, das mußte es gewesen sein. Da hatte er alle

Hemmungen verloren und hatte auch zu klagen begonnen. Das war das Tüpfelchen auf dem „i“ gewesen, das war ihm nun klar. Damit hatte er sich qualifiziert.

Die ganze Atmosphäre, der Wein und vor allem Biggi, kein Wunder daß er da einfach so drauf loszuplaudern begann, ohne groß über die Konsequenzen nachzudenken. War ja auch nichts dabei gewesen, im Prinzip. Vier Fremde Leute, die er aller Wahrscheinlichkeit nach nie mehr wieder sehen würde. Denen zu erzählen, daß er mehr Geld gebrauchen könnte. Denen die Geschichte von Malters Fehlern bei den Verhandlungen mit der CEE zu erzählen. Sie kannten Malter nicht, würden ihn auch wohl nie kennenlernen. Und die Anekdoten von Malters Tölpelhaftigkeit hatten ihm ständige Lachsalven eingefahren, vor allem bei Biggi. Die hatte förmlich an seinen Lippen geklebt. Damit hatte er sie ins Bett gekriegt.

Was war eigentlich los mit ihm, schon wieder hatte er bei einer Frau seinen Kopf verloren. Okay, das war anders als bei Dominique. Biggi, das war eine Nacht gewesen, vorbei und vergessen. War noch nicht mal besonders toll gewesen.

—„Und diese Berta?“, fragte Vera, während im Fernsehen gerade ein Werblock begann.

—„Oh Berta!“, rief Felix voller Emphase aus, voller Freude, daß sie nicht weiter über Biggi nachbohrte. „Mit Berta kannst Du wirklich nicht mithalten. Da mußt Du noch eine Menge von diesen delikaten Pralinen essen und ein paar Jährchen älter werden!“, sagte Felix, und Vera schloß sich seinem erleichterten Lachen an, schaute jedoch immer noch ein wenig skeptisch.

—„Was hast du dir denn eigentlich so angeschaut in Berlin?“

—„Na die dicke Berta natürlich!“

—„Ne im Ernst!“

—„Wie schon gesagt, was man vom Auto aus halt sehen kann: Brandenburger Tor und so. . . . Und dann waren wir noch im Ägyptischen Museum Charlottenburg gewesen. Das war wirklich toll. Dort gibt es ein riesiges ägyptisches Tor, . . . Verdammt jetzt hab' ich doch glatt den Namen vergessen . . . so was wie Kebab . . . ist ja auch egal und dann die Säulenhalle. Du könntest glauben, du wärest wirklich irgendwo in Ägypten. Kolossal, sag' ich dir!“

—„Gibt es dort nicht auch eine Tutenchamunstatue?“

—„Also keine große oder bekannte, aber zum Beispiel eine berühmte Büste der Nofretete. Die hast du bestimmt schon mal gesehen. Das ist die mit dem einen blinden Auge. Wart' mal, ich hol' mal den Prospekt. Da gibt es eine schöne Abbildung.“

—„... ach ja, hier haben wir ja auch das Tor ... Kalabscha ... da lag ich mit meinem Kebab ja gar nicht so verkehrt ... Der berühmte Berliner Grüne Kopf — soll ja das bedeutendste Werk der Spätzeit ... hat mich aber nicht so begeistert ... hier ist auch eine Abbildung der Nofretetebüste ... “

—„Das muß ja eine faszinierende Frau gewesen sein. Unheimlich schön!“

—„Falls der Künstler sich nicht zu viele Freiheiten herausgenommen hatte ... wer weiß, möglicherweise sah die ganz anders aus ... “

—„Aber du sagst doch immer, daß die Künstler die Welt immer zu häßlich und zu traurig oder so darstellten ... anstatt das Schöne ... “

—„Stimmt ja auch meist, aber nicht für einen Künstler, der seine Königin malen muß. Noch dazu im alten Ägypten ... Da würde ich mich auch nicht trauen einen Fehler zu machen ... “, und dann fügte er lächelnd hinzu „Wer weiß, wie du wegstämst, wenn dich ein Künstler ... “

—„Du findest also, daß ich das nötig hätte?“

—„Was?“

—„Daß mich ein Künstler aufpoliert!“

—„Nein, natürlich nicht!“

—„Aber ich bin ja leider keine Königin, und da würde sich so ein Künstler wohl eher auf meine Mängel stürzen!“

Zwergenhaft wirkte Dr. Springer unter und neben dem Kalabschator. Aber nicht nur dort, sondern auch neben Stockhausens hagerer und langer Gestalt, wirkte er klein, und er ist es auch. Vorher war es ihm nie richtig aufgefallen. Wahrscheinlich lag es auch daran, weil Felix ihn, wie auch seine beiden Begleiter, meist nur sitzend gesehen hatte, tagsüber auf einem der zwar gepolsterten aber dennoch ungemütlichen Seminarstühle abends auf einem der Louis-Quatorze-Stühle des Edelrestaurants. Dr. Springer unter dem Kalabschator, dieses Bild war in seiner Erinnerung fest eingegraben. Ebenso, mit welcher Würde er durch das Tor geschritten war, immer wieder, mal in die eine mal in

die andere Richtung. Seine Augen immer wieder geschlossen, um die Vorstellungskraft zu stärken oder bereits um sich von der imaginären Sonne Ägyptens zu schützen. Da könne man sich doch wie im alten Ägypten fühlen, hatte Pharao Springaton der Erste mit würdigem Gesichtsausdruck verkündet. Kaum vorstellbar, aber alles sei echt, tausende von Jahre alt, sagte er, während seine Hände den Stein befühlten.

Was Dr. Springer in der Säulenhalle über Echnaton gesagt hatte, war ja wirklich interessant gewesen. Felix bewunderte Dr. Springers Wissen über diese Zeit, fragte sich aber, — sowohl in der Säulenhalle als auch später dann neben Vera auf dem Sofa, während sie Fernsehen schaute, — ob er diese Informationen nicht einfach nur dem Museumskatalog entnommen hatte. Und Felix fragte sich auch, ob denn alles so stimmte, wie es Dr. Springer darstellte.

—„Echnaton war es, der als erster den Monotheismus eingeführt hatte. Sein Sonnengott war die alleinige Gottheit. Mit einem Schlag stürzte er all die tausende von Jahre alten Götter. Sakhmet, die Göttin mit dem Löwenkopf, so was wie ne umgekehrte Sphinx, Iris und Osiris, alle stürzte er, und dann haben sie ihn dafür zu Fall gebracht. Die Priesterschaften der anderen Götter konnten es nicht zulassen ihre ganze Existenz hing davon ab. Wahrscheinlich ging es auch dem einfachen Volk zu weit. Das war damals wie heute so: Das Volk ist konservativ und hängt an seinen Gewohnheiten und seinem Aberglauben.“

Dann ging er sogar soweit zu behaupten, daß selbst die jüdische Religion und damit auch das Christentum nichts als ein Sprößling von Echnatons Aton. Die Juden hätten schließlich während oder kurze Zeit nach Echnaton in ägyptischer Gefangenschaft gelebt. Genaue Zahlen gäbe es ja nicht.

Hoffentlich habe er nun nicht seine religiösen Gefühle verletzt. Nein, er sei kein gläubiger Mensch, hatte Felix ihn sofort beruhigt, obwohl es so nicht stimmte. Sich von den Fesseln der Religion — so hatte er doch wörtlich gesagt, oder nicht — gebe einem große Freiheit, aber auch eine große Verantwortung, denn Gut und Böse wären plötzlich nicht mehr a-priori definiert. Man müsse sich selbst seine Skala zurechtlegen. Im Nachhinein kam es ihm als ein nahezu idealer Übergang zu dem, was er dann sagte vor. Hatte Dr. Springer etwa selbst dies so im voraus geplant. Er konnte es kaum glauben. Herr König und Herr Stockhausen waren nicht bei ihnen. Sie wandelten um die Säulen, be-

klopfen sie und bestaunten sie, und es war als vermieden sie es, ihnen zu nahe zu kommen.

—„Ich glaube, daß wir in Zukunft gut zusammenarbeiten können. Jetzt wo wir uns so nahe gekommen waren! Finden Sie nicht auch?“

—„Ich denke schon, daß es da sicherlich Möglichkeiten gibt. Demnächst soll es ja wieder um einen neuen Auftrag gehen. Wenn sie dann konkurrenzfähig sind ...“, antwortete Felix.

—„Ich denke, das werden wir schon hinbekommen. Mit vereinten Kräften.“

Wie er das sagte, gefiel ihm nicht. Seine vereinten Kräfte klangen so, als müsse er tun, was er sagte, als sei er sein Chef. Klar, er würde ihnen wohlwollend gegenüberstehen, aber falls die CEE wieder günstiger wären, könnte er ihnen auch nicht helfen.

* * * * *

Wider Erwarten war es ein toller Abend geworden, denkt Felix, da hatte Lee Yang-ho ganz recht gehabt. Für den wundervollen Abend, den sie miteinander verbracht hätten, müsse er sich recht herzlich bedanken, hatte Lee vor wenigen Minuten zum Abschied gesagt, als er am Taxi Felix Hand schüttelte, aber er hatte Wiedenkamp im Visier gehabt. Einzig ihm gebührte sein Dank, bloße Höflichkeit, daß er ihn nun so einschloß. Er konnte ihm nur recht geben, denn es war einfach toll gewesen, wie er humorvoll und mit geistreichen Anekdoten die Unterhaltung in Gang gehalten hatte. Er wurde unterstützt von Lee, dessen ausgezeichneten Deutschkenntnisse Felix den ganzen Abend fasziniert hatten. Deutsche Schule seit er sechs oder sieben Jahre alt gewesen war. Sein Kollege mit dem für Deutsche so verwirrenden Namen Sohn Buhm-jin mußte sich aber schrecklich gelangweilt haben, denn seine Sprachkenntnisse in Deutsch, aber auch in Englisch, waren sehr dürftig. Er konnte keine Fremdsprachen und hatte auch wenig Sprachgefühl.

Felix ist froh, daß Dr. Wiedenkamp dabeigewesen war, und vor allem daß er selbst auch hatte mitgehen können, obwohl er sich anfangs so dagegen gesträubt hatte. Aber eigentlich hatten Felix und Dr. Wiedenkamp keine andere Wahl gehabt, denn es war ja Mohlers Idee gewesen, und wenn der eine Idee hatte konnte man ihm dies nur schwerlich aus dem Kopf schlagen. Wiedenkamp wußte davon nichts, sollte davon nichts wissen, denn er hätte sicherlich sofort vermutet, daß Mohler irgendeinen Plan damit verfolge. Felix hatte es Dr. Wiedenkamp gegenüber so dargestellt, als hätte er ihn gerne wegen seiner überragenden fachlichen Kompetenz dabei.

—,„Aber wenn es doch nur um ein gemütliches Beisammensein gehen soll, warum brauchen Sie dann jemand mit fundierten Fachkenntnissen?“ hatte Wiedenkamp skeptisch eingewand, und hatte sofort noch einen Seitenhieb auf Dr. Malter nachgeschoben: „Malter ist doch viel besser im Smalltalk, das macht er doch den ganzen Tag!“

—,„Ich glaube, daß ich mich ihn ihnen getäuscht habe!“, sagte Dr. Wiedenkamp im Felsenkeller, während er ihm zuprostete, nachdem die beiden Koreaner gegangen waren.

—,„Wie meinen sie das?“, fragte Felix verdutzt.

—,„Wie soll ich sagen? Bevor sie zu uns kamen, waren sie ja solange direkt bei Mohler gewesen. Manche munkelten sogar, daß sie Verwandtschaft von ihm seien. Da hieß es sofort: Aufpassen, Spion oder sowas!“

Monatliche Audienz beim Big Boss! Stand von TQM und, was den Boss sonst so interessiert. In seinem schwarzen ledernen Chefsessel sitzend, überdimensioniert, wie fast alles in seinem Büro, hatte er ihm ungeduldig zugehört, so als habe er keine Zeit und warte darauf, daß Felix endlich fertig wäre. Stehend berichtete Felix über die Fortschritte bei TQM, denn er hatte sich nicht getraut in einem der zahlreichen Besuchersessel Platz zu nehmen, als ihm beim Eintreten diese Nicht-viel-Zeit-Mach-bloß-schnell Stimmung entgegenschlug, und es hatte auch keinerlei diesbezügliche Ermunterungen von Mohler gegeben. Ob er vielleicht besser ein andermal wiederkommen solle, hatte Felix gefragt. Nein, nein, ich habe sowieso noch was mit ihnen zu besprechen. Felix wunderte sich während er referierte, was Mohler wohl ihm besprechen wollte. Neben ihm in stoischer Ruhe in der scheinbar grenzenlosen Weite dieses Protzbüros standen mit ernsten und selbstbewußten Mie-

nen Mohlers Vater und sein Großvater, der Firmengründer, lebensgroß in Bronze gegossen. Felix tänzelte unruhig in seinen schwarzen Lackschuhen, wie immer tadellos glänzend, auf dem kaminfeuerroten Persterteppich, zu groß und zu teuer für Durchschnittswohnzimmer, aber in Mohlers Büro wirkte dieses Webwerk nur bescheiden. Mohler wirkte zusehends fahriger, immer schneller drehte sich sein mächtiger Stuhl hin und her, was Felix ermahnte mehr und mehr von dem zu streichen, was er eigentlich hatte sagen wollen. Auch an diesem Tag verfehlte der Raum nicht seine Wirkung: Klein, unbedeutend und hilflos war er sich vorgekommen.

Mohlers Idee, sein Wunsch, *ex cathedra* — schwarz und ledern — hatte er sie ihm schlängelnd unterbreitet.

‘Ihr habt ihn immer viel zu nachlässig erzogen. Schau nur, wie er sich in seinem Sessel lümmelt. So benimmt sich doch keine Respektperson’, hört Mohler seinen Großvater Karl Mohler mit seinem Vater tuscheln.

‘Und du läßt nie ein gutes Haar an ihm!’, antwortet sein Vater, und schaut wieder stoisch in den Raum.

—,„Sagen Sie mal, Herr Schmied! Zur Zeit sind doch die Koreaner im Haus?“ hatte Mohler ihn dann doch unterbrochen gehabt.

—,„Ja? ... Ist mir nicht bekannt! ...”

—,„Doch, die sind zur Zeit in der Firma! Ich denke, das sich jemand um sie kümmern sollte ...”

—,„Aber ich dachte, Dr. Malter kümmert sich doch um sie. ...”

‘Herrgott ist der blöd!’, dachte Mohler der Dritte und sein Vater Siegfried hob verächtlich die Augenbrauen, und er hörte die Stimme seines Großvaters: ‘Red’ doch nicht immer so um den heißen Brei! Deine Eltern waren immer zu nachsichtig mit dir gewesen! Vor allem Deine Mutter’. Und sein Vater zuckte mit den Achseln, jedenfalls sah Norbert Mohler es so.

‘Muß ich dem denn immer alles bis ins Detail vorkauen. Ich will Mitarbeiter, die mitdenken und nicht solche, die’, und Karl Mohler, der legendäre Firmengründer preschte in den gestoppten Gedankenstroms seines Enkels. ‘Sag’ klar, was du denkst, und sie verstehen dich auch!’

—,„Du kommst gleich wieder in die Empfangshalle, wenn du nicht ruhig bist!“, brummelte Mohler der Dritte.

—,„Bitte?“, fragte Felix verunsichert. Er hatte nicht richtig verstan-

den, was er gesagt hatte, glaubte aber, daß er vielleicht unerwünscht sei.

‘Da ist wenig mehr los!’, schmolte sein Opa.

—,Ne, nicht sie . . . Also, ich finde, sie sollten mal was mit den Koreanern unternehmen! Also ich dachte da an Donnerstag. Ich dachte, daß sie Donnerstag abend mit den Gästen essen gehen? Wie wär’s denn mit dem Kronenkeller? Wenn die hier sind wollen die doch bestimmt auch mal so richtig zünftige deutsche Küche kennenlernen. Denken Sie nicht auch?’

‘Und wie war das, war doch besser’, dachte Mohler in Richtung seines Opas, aber erhielt nur ein: ‘Das ist halt das mindeste, was ich von einem Firmenchef erwarte.

—,Doch schon,” antwortete Felix zögerlich.

„Doch schon” sollte heißen: Er könne sich das auch gut vorstellen, daß die Koreaner zünftiges deutsches Essen haben wollten, mußte doch verdammt exotisch für die sein. Aber es sollte nicht heissen, daß er Lust hatte, sie dorthin zu begleiten. Er hatte einfach keine Lust im Kronenkeller zu essen, schon wieder dort zu essen, denn allzu viele Geschäftsessen hatten in letzter Zeit dort stattgefunden. Die hochgelobte und raffinierte deutsche Küche à la Kronenkeller konnte ihn diesmal nicht reizen. Allerdings hatten die Gerichte häufig nur die Grundzutaten mit den original Rezepten gemein. Gewürzliche Abstimmung, Saußen, Zusammenstellungen entsprangen der Phantasie und der Erfahrung des belgischen Chefkoches. Aber das Essen war nicht der eigentliche Grund. Auch nicht, daß ihm ein Abend mit Dr. Wiedenkamp und den Koreaner nicht als besonders attraktiv erschien.

Aber der Termin, der Donnerstag, das hatte ihn zusammensucken lassen. Es war der einzige Abend in dieser Woche, an dem er früher zu Hause sein könnte, und es war vor allen Dingen der Abend, den er Vera vor einer Woche als Alternative zum letzten Freitag angegeben hatte. Sie könne doch mit ihm an diesem Donnerstag weggehen, hatte er ihr vorgeschlagen, anstatt diesen Typen, den sie ja noch nicht einmal richtig kannte zum Babysitten zu nehmen und alleine wegzugehen. Er hatte ganz vergessen, daß sie donnerstags immer Tennis spielten. Kein Wunder, daß sie so verrückt war. Und jetzt konnte er noch nicht einmal mit Tennis spielen. Und dieser Typ ist schon wieder beim Tennisspiel dabei. Plötzlich konnte sie wieder Andrea fragen, ob sie auf die Kinder

aufpaßt.

* * * * *

—,„Wieso muß es denn ausgerechnet nächsten Freitag sein. Du könntest ja auch an irgendeinem anderen Tag weggehen, ...”

—,„Und dann wär’s okay?”

—,„Nein, ich meine ... irgendein Tag an dem ich zu Hause bin!”

—,„Du bist doch die ganze nächste Woche mit diesem Larry beschäftigt. Hattest Du doch selbst gesagt. Da ist es doch wohl egal an welchem Tag ich weggehe!”

—,„Da läßt es sich schon mal machen, daß ich abends mal etwas früher ...”

—,„Ja, und dann warte ich und warte, bis dein Anruf kommt: ‘Tut mir leid, es wird doch noch etwas später!’”

—,„Aber übernächste Woche! Dann fliegt Larry zurück. Da habe ich bestimmt mehr Zeit. ”

—,„Montags, Gespräch bei Mohler, da bist du garantiert nicht vor neun zurück, Dienstag, TQM, Brainstorming am Kaminfeuer ”

—,„TQM gibt es nicht mehr, wird ja alles neu definiert jetzt!”

—,„Ihr habt also nicht mehr eure TQM-Runde?”, fragte sie erstaunt.

—,„Doch, die Runde schon, aber das Thema ist halt jetzt EAS Brainstorming, und außerdem haben wir natürlich kein Kaminfeuer in dieser Jahreszeit!”

—,„Also Brainstorming ohne Feuer, ist mir auch völlig schnuppe, wie ihr es nennt! Jedenfalls bist du nach wie vor dienstags abends nicht zu Hause! Stimmt doch oder nicht? ... Mittwoch heißt es dann ‘Aufarbeiten des liegengebliebenen Papierkrams, ...’”

—,„Em, das war, ... das ist ja der Grund ... ich meine unter anderem ... weshalb ich anrief ... es könnte sein, daß es heute doch etwas später wird, denn ich habe da noch ein paar dringende Sachen, die ich unbedingt noch heute Abend erledigen sollte ... ”

—„So!? Tja, hätt' mich auch wirklich gewundert. Und da sagst du, du könntest abends auch auf die Kinder aufpassen. Wann sollte das denn klappen?“

—„An dem Donnerstag Abend zum Beispiel . . . dann könnte es bestimmt klappen! Ich meine, falls nichts dazwischen . . . ”

—„Soso, also an dem Donnerstagabend hättest du vielleicht Zeit. Vielleicht erinnerst du dich noch, so ganz dunkel vielleicht, das dies unser GEMEINSAMER TENNISABEND ist? Ich bin davon ausgegangen, daß du dann endlich mal wieder Zeit hast. Moni und Chris kennen dich schon fast nicht mehr!“, schrie Vera beinahe ins Telefon.

—„Ne, ne, beruhige dich! Das klappt schon! — In was für einen Film willst du überhaupt gehen?“

—„Mal sehen, weiß ich noch nicht. Irgendeiner der mir gefällt.“

—„Weißt du nicht? . . . Wieso muß es dann jetzt so dringend sein, wenn du noch nicht einmal weißt, was kommt, oder ob dir etwas gefällt? . . . Also, wenn ich ins Kino gehe, dann gehe ich in einen bestimmten Film . . . einen der mich besonders interessiert . . . ”

—„Du bist doch auch immer weg! Warum sollte ich nicht auch einmal weggehen dürfen?“

—„Das ist doch was anderes!“

—„Wieso ist das was anderes!“, hatte sie ihn erbost unterbrochen.

—„Ich geh' doch schließlich nicht nur so zum Spaß weg. Das gehört nun mal zu meiner Arbeit dazu.“

Darauf hatte sie gewartet, nun spielte sie ihren Trumpf aus.

—„Und die Autorenlesung — dieser Bertram Wegner — das ist wohl auch eine geschäftliche Notwendigkeit? Oh ja, ich hätte ja beinahe vergessen. Die Frau vom Big Boss und da mußst du dich natürlich opfern. Da kannst du sogar eine Geschäftsreise verschieben.“, hatte sie ihm sarkastisch vorgeworfen.

—„Du könntest ja auch mitgehen, wenn Du wolltest . . . ”

—„Oh ja, das wär' bestimmt ganz toll. Ich so als fünftes Rad am Wagen — und außerdem, du weißt ja, daß sich so eine Art von Romane nicht mag!“

Keine Antwort mehr von ihm, nie, wenn eine Verteidigung aussichtslos scheint. Lieber schweigen, ausschweigen, und dann Ablenkungsmanöver. Sie sollte nicht alleine weggehen, das gefiel ihm nicht, aber erst mal diesen Termin zunichte machen. Zeit gewinnen. Neues Argu-

ment: 'Wenn schon weggehen, warum gerade dieser Freitag, irgendein Freitag, irgendein Tag wäre doch auch möglich!'

Bei seinen Kinotheorien waren sie doch schon einmal gewesen im Verlauf ihres Streites. Ihm paßte es generel nicht, daß sie abends weggehen wollte, aber dies wollte er so nicht zugeben. Kino, das sei doch was für Teenies, zum Schmusen, hinten in der Loge im Dunkeln, hatte bei der ersten Kinoargumentationsrunde verkündet. Aus dem Alter seien sie doch längst draus. Das könne er ruhig auch mal mit ihr im Kino tun, hatte sie scherzend gesagt, obwohl sie im Grunde verärgert und enttäuscht war. Aber dieser Versuch, die Diskussion in eine positive Bahn zu lenken, blieb erfolglos, denn kaum eine halbe Stunde später verblüffte er mit seinem neuen Argument, daß man nur ins Kino ginge, wenn einen ein bestimmter Film besonders interessiere.

—,„Dich hat aber wohl schon lange kein Film mehr interessiert. Wann warst du denn das letzte Mal im Kino? ... Ich muß jetzt mal in die Küche; diese ganze Diskussion führt ja zu nichts!“

Aber so leicht ließ sich Felix nicht mehr stoppen, er folgte ihr sofort in die Küche.

—,„Und überhaupt ... einen Mann als Babysitter ... du kennst den doch gar nicht richtig ... er hat jetzt zweimal mit euch Tennis gespielt ... und jetzt willst du ihm meine Kinder anvertrauen ... “

—,„Unsere Kinder ... “

—,„Wie kamst du überhaupt auf diese Idee? ... Du warst doch immer die gewesen, der kein Babysitter gut genug war für die Kinder! Und jetzt ein Mann ... Ich faß' es nicht!“

—,„Ich kann ja nicht immer Andrea fragen. Ich bin ja schon froh, daß sie auf die Kinder aufpaßt, wenn wir — manchmal gehst du ja auch noch mit dir — Tennis spielen, und wenn sie da ist, wenn ich mal einen Arzttermin habe. ... “

Was sollte sie ihm sagen? Daß sie so schon lange nicht mehr so beim Tennis amüsiert habe. Daß sie schon lange nicht mehr so gelacht habe. Daß Francois ihr sogenanntes Après-Tennis wiederbelebt habe. Daß ihr an diesem Abend klar geworden war, wie sehr diese Runden nach dem Tennis zur langweiligen Pflichtübung geworden waren, wie sehr sie zur Zeremonie verkommen waren. Daß sie fast nur noch zum Löschen des Durstes dienten. Jahrelang fast jede Woche, fast immer zur gleichen Zeit, immer dienstags, zumindest seit fast drei Jahren, als sie den Ter-

min aus organisatorischen Gründen von montags verschieben mußten. Das Zwerchfell hatte ihr plötzlich wehgetan vor lachen und sie spürte einen Muskelkater in ihren geröteten Wangen. Es konnte nicht das eine Bier mehr gewesen sein, weshalb sie sich so ausgelassen, so unbeschwert gefühlt hatte. Francois war Schuld gewesen. Mit Francois war es plötzlich anders geworden. Er würde ihnen noch eine Weile seine Lieblingswitze und Schwänke aus seinem Leben erzählen können, ohne sich zu wiederholen. Und selbst wenn er sich wiederholen sollte. Sie würde wieder lachen müssen. Es war faszinierend zu beobachten, wie er sich mit einem kurzen Schließen seiner Augenwimpern in eine nur an das eine denkende Nonne verwandelte, die sich über die Schandtaten des Herrn Pastors entsetzte, und er glänzte in der Rolle des schwulen Friseurs, und sein ständiger französischer Akzent macht alles nur besser. Seine Stimme konnte sich jungfräulich schämen, krächzte im Greisenmuff, donnerte geschmeidig in Managerpotenz und wollüstelte für die käufliche Dame und alles war gekrönt von seiner unnachahmlichen Gestik und Mimik. Felix könnte die gleichen Witze wörtlich erzählen, und niemand könnte lachen, ja alle wären wohl eher peinlich berührt, wie er so einen dämlichen Witz erzählen könnte. Chris war wohl irritiert, wie sie aus seinen Bemerkungen herauszuhören glaubte. Es schockte ihn, wie ihm, dem Schauspieler, ein Lehrer, und zu allem Überfluß noch einer mit so unliterarischen Fächern wie Physik und Mathematik die Schau stehlen könnte. Ihm lägen mehr die ernstesten Rollen, Klamauk wäre nichts für ihn. Aber er müsse zugeben, Francois sei so was wie ein Naturtalent. Nach einer Weile, begann sie, wenn Francois einen Witz erzählte, meist schon lange vor der Pointe zu lachen. Sie konnte einfach nicht mehr anders. Sie brauchte ihn einfach nur anzuschauen und es startete automatisch. Oft kicherte sie so laut, daß sie die Pointe nicht mehr hören konnte. Vera lachte ohne Unterlaß, und es hätte auch gut von einem pubertierenden Mädchen stammen können. Felix wäre entsetzt gewesen, dachte sie, er hatte kein Verständnis dafür, sich in der Öffentlichkeit so gehen zu lassen. Ein Wirbelsturm, befreiend und enthemmend, der alle mitriß, selbst die wenigen Gäste an den Nachbartischen. Chris wollte sich wohl zusammenreißen, spukte dann aber einen großen Schluck Bier über seine Hose, als er nicht mehr an sich halten konnte, und als er wieder aufschaute: Stille, Tränen quellen aus Veras Augen. Zuerst dachte er, es seien Freudentränen, aber

nur so lange, bis er sie nochmals anschaute und die Sorgenfalten sah. Was war los mit ihr? Es sei doch alles so schön gewesen, fragten sie sie fast einstimmig. Ja eben, daß sei es ja gerade. Weil es so schön gewesen sei, plötzlich hätte sie daran gedacht, daß sie gleich wieder gehen müsse, und daß dann der Alltagstrott wieder über sie einbrechen würde. Abend für Abend wäre sie wieder alleine die darauffolgende Woche, wenn man mal von den Kindern absieht. Felix würde sich mit den Amis in irgendwelchen Feinschmeckerlokalen vergnügen, und noch über den schrecklichen Arbeitsstreß jammern. Es wäre ja alles viel besser zu ertragen, wenn sie nicht immer so alleine wäre, wenn sie abends einen Mann hätte mit dem sie über ihre Probleme reden könnte. Aber wenn sie Felix brauchte, sei er weg, mal auf Dienstreise, mal zu einem Geschäftsessen, oder er müßte dringende Arbeiten machen: in der Firma oder in seinem Arbeitszimmer zu Hause. Aber auch wenn er zu Hause war, seine Gedanken waren immer bei der Firma. Wie so häufig sagte sie, daß man glauben könnte er sei mit seiner Firma verheiratet, aber diesmal war es nicht scherzhaft gemeint, wie sonst. Was habe das noch mit einem Familienleben zu tun, was nütze ihr dann das ganze Geld, das er verdiene.

Später dann in Veras Auto vor Francois Wohnung, blieb Francois noch in Veras Wagen sitzen, zögerte auszusteigen. Vera drängte ihn nicht, obwohl ihre Nachbarin wohl schon ungeduldig wartete. Schweigend saß sie da, und ihre schlanken Fingern umspielten das Lenkrad, als Francois ihr sein Angebot unterbreitete. Langsam und vorsichtig. Er habe sich etwas überlegt. Sie könne es sich ja mal in Ruhe durch den Kopf gehen lassen. Er fände es eine gute Idee. Er würde auf die Kinder aufpassen, und sie könne sich einfach mal einen schönen Abend machen. Mal ins Kino oder ins Theater gehen, oder einfach so in eine Kneipe oder ein Restaurant. Nur wenig überzeugend und nur allzu kurze Zeit hatte sie sich geziert, bevor sie sein Angebot dankend annahm.

—„Du kennst den doch noch nicht einmal richtig. Wer weiß, was das für einer ist. Vielleicht ist das auch so ein Päderast oder so ein Pädophiler. Passiert doch ständig ... also mir gefällt das gar nicht ... Wenn du mich wenigstens gefragt hättest, ich hätte ja meine Zeit so legen können, daß ich zu Hause wäre ... dann hätten wir keinen fremden Mann ... ”

—„Soll ich ihn mal fragen, ob er übernächst Woche an dem Freitag

kann, dann kommst du früher nach Hause, und wir könnten zusammen ins Kino gehen!”

—„Ja, das ... nein, Freitag ist nicht so gut, da wird’s wahrscheinlich wieder etwas später ... aber die darauffolgende Woche, dann ... ”

—„Okay, fein, dann bin ich mal gespannt, ob das klappt! Aber diesen Freitag gehe ich dann trotzdem alleine, denn ob du nächste Woche kannst, das wag’ ich noch zu bezweifeln ... ich brauch’ das jetzt ... sonst fällt mir einfach die Decke auf den Kopf!”

* * * * *

Bald mußten sie wirklich gehen, dachte Felix, als die Bedienung müde lächelnd die bestellten Getränke abstellte. Ein Bier für ihn und ein Viertel Wein für Wiedenkamp, der zur Toilette gegangen war. Würde sie ihn nicht kennen, wüßte sie nicht, daß er ständig Gäste bringt, und vor allem, wüßte sie nicht, daß er an wichtiger Stelle bei der KMG arbeitete, sie hätte sie bestimmt schon längst, freundlich aber bestimmt gebeten das Lokal zu verlassen.

Aber Felix Gedanken weilen wieder in Mohlers gigantischem Direktionsraum. Wer nichts wagt, gewinnt nichts, zwinkert ihm der bronzenne Siegfried Mohler zu. Wie hätte ich sonst eine solche Firma schaffen können, war die Botschaft des legendären Firmengründers. Jetzt ging es doch nur um den Donnerstag. Einfach verschieben oder auf Malter abwälzen. Dem macht doch sowas immer Spaß, hatte Felix gedacht.

—„Aber ich denke, Dr. Malter sollte doch auf jeden Fall mit ... ”, startete er vergeblich ein Rettungsmanöver.

—„Nein, keinesfalls mit Malter. Sie haben mich nicht richtig verstanden ... ”, sagte Mohler ungeduldig.

‘Wundert dich das?’, lästerte sein Großvater, aber Norbert Mohler ignorierte ihn nur und fuhr fort: „Ich werde Malter das klarmachen. Ich hatte an sie und Wiedenkamp gedacht!”

—„Dr. Wiedenkamp?“, hatte Felix völlig überrascht gefragt, „Ich dachte immer ...“.

Felix wunderte sich, denn Mohler hatte sich schon des öfteren in seiner Gegenwart verächtlich über Wiedenkamp geäußert.

—„Ich finde, wir sollten uns mal ein wenig mehr um ihn kümmern. Wir brauchen ihn! Wenn der jetzt verrückt spielt, ... Reden sie mal ein wenig mit ihm, und versuchen sie rauszukriegen, was mit ihm los ist. Ich habe das Gefühl, das der in letzter Zeit ... sagen wir ... Motivationsprobleme hat. In angenehmer Atmosphäre wird er bestimmt gesprächig. Also, was halten sie von der Krone? Die wird unseren Gästen bestimmt zusagen!“

Mohler hatte siegessicher hinter seinem gigantischen Schreibtisch gelächelt, und hatte seine Unterschriftenmappe wieder aufgeklappt, schwang seinen silbernen Kugelschreiber. Wohl ein Signal an Felix, und Felix verstand es. Er könne nun gehen, denn Mohler betrachtete die Sache nun als erledigt. Seine Audienz war beendet. War das nicht ein Denunziantenjob, hatte Felix gedacht. Rauskriegen, was mit ihm los ist, und dann, alles Mohler erzählen. Nein, nicht mit ihm, aber er könnte ja so tun, als spiele er mit. Aber obwohl ihm der Termin so wenig behagte, wagte er es nicht, ihn nach einem anderen Termin zu fragen. Vor allem deshalb nicht, weil er selbst keinen Ausweichtermin nennen könnte. Einziger Ausweg, Malter mußte hin, dann bliebe sein Donnerstagabend frei für Vera.

—„Aber die Gäste würden doch auch vielleicht viel lieber mit Malter, ich meine, die kennen ihn doch schließlich ...“

—„Also nochmals: Sie und Wiedenkamp, und nicht Malter. Also: klären sie den Termin bitte mit Wiedenkamp!“

—„Nein, danke! Langt's nicht, wenn Malter dabei ist?“, hatte Dr. Wiedenkamp unvermittelt und beinahe feindlich geantwortet, als Felix ihm die Einladung für den Donnerstagabend überbracht hatte. „Small-talk ist doch das, was der am besten kann!“

—„Dr. Malter wird gar nicht dabei sein! Er ist verhindert!“

Darauf hatte er sich mit Malter und Mohler geeinigt, zu sagen, daß er verhindert sei. Damit kein falscher Eindruck entstehe, hatte Mohler gesagt, Malter hatte eifrig genickt und Felix hatte sich gewundert.

—„Ach so! Malter ist verhindert! — Dann bin ich also so zu sagen der Lückenbüßer!“

—„Ne, absolut nicht, da haben ...“, beinahe wäre ihm das ‘wir’ rausgerutscht, „ich meine, ich hatte eigentlich sofort an sie gedacht, aber mußte ja Malter zuerst fragen. Sie verstehen? Schließlich ist er ja der offizielle Projektleiter!“

—„Im Prinzip paßt es mir aber nicht in den Kram, denn ich habe ja noch so viel zu tun. Wann soll denn dieses Essen überhaupt stattfinden?“

Er hatte es geschluckt, hatte keinen Verdacht geschöpft und er würde zusagen. Felix war sich sicher. Wiedenkamps ‘Im Prinzip’ hatte nach einer Kapitulation geklungen.

Dr. Wiedenkamp ist bekannt dafür, daß er sehr kritisch und zuweilen sarkastisch in Besprechungen werden kann. Er konnte zuweilen auch schon mal unangenehm werden, aber, was Felix in einigen Besprechungen erlebt hatte, hatte wenig mit Sarkasmus oder Kritik gemein. Der blanke unverhohlene Haß und seine Geringschätzung gegenüber Malter brach da durch.

* * * * *

Zum ersten Mal hatte Felix Wiedenkamps schier grenzenlose Verachtung und Aversion für Malter bei einem dieser Malterschen Routinebesprechungen erahnt. Meetings, wie Malter sie zu nennen pflegt, denn er war ja stolz drauf, auch Businesskauderwelsch zu beherrschen. AER-Meeting, wöchentlich mindestens einmal, bei Bedarf, und den stellte Malter im allgemeinen fest, auch öfters. Eine Darbietung vor großem Kreis, nicht immer die gleichen, aber Felix war immer dabei, durfte sich immer langweilen. In seiner Rolle als ‘kritischer Beobachter’ war er der Einzige neben dem Einladenden, der sich in all diesen Zusammenkünften mit vielen wechselnden Teilnehmern langweilen durfte.

Bei dem AER-Projekt handelte es sich nicht nur um ein völlig neues Projekt, sondern auch um ein ganz neues Geschäftsfeld. Es ging um die automatische Erkennung von Röntgenaufnahmen. Braggards Wunsch

war es gewesen, daß Felix dieses Projekt unter der Leitung von Herrn Dr. Malter von Anfang begleiten sollte. Seine Rolle sollte die eines kritischen Beobachters sein. Da er noch frisch sei, also noch gewissermaßen unverdorben, könne er am ehesten sinnlose oder schädliche Abläufe erkennen, vor allem mit seinen Erfahrungen. Die so gewonnenen Erkenntnisse flößen dann als Input in den TQM-Prozeß. Ausdrücklich hatte Herr Braggard aber ihn dann noch darauf hingewiesen, eigentlich war es schon fast eine Warnung gewesen, daß es keinesfalls darum ginge Dr. Malter zu kontrollieren.

—,„Sie müssen wissen: Bei Herrn Dr. Malter handelt es sich zweifelsohne, gewissermaßen ein Binsenweißheit, um einen unserer bewährtesten und kundigsten Projektleiter. Ein erfahrener Haudegen! Also nochmals: Es geht nicht darum, ihn in irgendeiner Weise zu überwachen, sondern, wie ich ihnen ja schon erläutert habe . . . ”, schraubte Braggard seinen Gedanken weiter in einem schon längst zerborstenen Gewinde.

Durch sein freundliches Wesen — Wiedenkamp und sicherlich nicht nur er bezeichnete es als schleimig — war er ein gern gesehener Gast in vielen Besprechungen, und er hatte es im Laufe der Jahre geschafft, daß er fast seine gesamte Zeit in Besprechungen verbringen durfte, und damit jedweder Gefahr, an seinem Schreibtisch doch etwas produktiv arbeiten zu müssen entging. Die Spreu vom Weizen zu trennen, denn nicht jede Besprechung war seiner würdig, Terminüberschneidungen meistern, Pflege des Terminkalenders, das waren seine täglichen Verrichtungen am Schreibtisch. Und ein Mann, der in sovielen Besprechungen anwesend war, auch selbst zahlreiche wichtige Leute einlud und der auf keinem Verteiler von Protokollen fehlte, mußte doch auch wichtig sein. Dieser Logik konnten sich nur wenige entziehen, und vor allem er selbst war ihr verfallen.

Am Anfang hatte Felix es recht interessant gefunden an diesen Besprechungen teilzunehmen, denn die Firma und ihre Abläufe waren neu für ihn, und er lernte dabei auch eine Menge Leute kennen. Montags um zehn wurden die technischen Aspekte des AER-Projektes besprochen. Zusammenkunft der Spezialisten: die fürs A, für die Automatisierung, die fürs E, für die Erkennung der Bilder, und die fürs R, die um die medizinischen Zusammenhänge wußten, die wußten, wie eine Röntgenaufnahme zu interpretieren ist. So die ursprüngliche Idee, aber

der einzige wirkliche Spezialist war wohl Dr. Wiedenkamp. Aber der nahm nur widerwillig teil, denn er jammerte immer über die verlorene Zeit. Beklagte, daß außer ihm keine anderen algorithmisch am Projekt arbeitenden Mitarbeiter anwesend seien, und damit alles eh eine Farce sei. Aber Dr. Malter ließ diese Kritik immer kunstvoll an sich abprallen und sorgte mit endlosen und zu nichts führenden Monologen dafür, daß die angesetzten zwei Stunden nie unterschritten wurden, egal, ob die geeigneten Experten anwesend sind, oder ob es überhaupt etwas zu bereden gab.

—,Lassen sie mich kurz die Ergebnisse der letzten Woche zusammenfassen ...”

Mit diesen Worten leitet Dr. Malter jede Besprechung ein. Wie ein Gewitter, wie einen Hagelschauer, muß man es über sich ergehen lassen ‘Oh nein, nicht schon wieder!’, steht dann in den Gesichtern der Anwesenden, aber Malter weiß es nicht zu deuten, oder will es nicht. Mindestens die erste halbe Stunde muß dafür herhalten, die Langeweile der vorherigen Woche wieder zu reproduzieren, und es nützt auch nichts, ihn darauf aufmerksam zu machen, daß eh alles auf seiner mustergültig ausgearbeiteten Notiz allen zugänglich sei, wie es Dr. Wiedenkamp immer wieder versucht.

Trotz alledem hatte Felix Dr. Wiedenkamp nie ausfallend erlebt, wenn auch schon mal ironisch oder sarkastisch. Aber dann diskutierten sie eines Tages, völlig unerwartet, die Fortschritte bei dem laufenden Business Reengineering Prozesses. Warum hatte er überhaupt seine Folien ausgepackt, die er zufällig bei sich gehabt hatte, fragte sich Felix später? Außerdem hatte er sich bei seinen Erläuterungen zu sehr auf Dr. Malter konzentriert und hatte dabei die anderen Anwesenden, vor allem Dr. Wiedenkamp, nicht im Visier. Er hatte nicht gemerkt, wie Dr. Wiedenkamp zusehends unruhiger wurde, wie sich langsam sein Gesicht allmählich vor Zorn rötete.

Auch Dr. Malter wirkte entsetzt. Mit bester Laune hatte er an diesem Montag morgen seine erste Besprechung für diesen Tag und auch für die Woche begonnen. Bestens vorbereitet: Um 7.15 hatte er begonnen, wie immer, denn er legte schon seit Jahrzehnten Wert darauf zwischen 7.10 und 7.20 Uhr seinen Tag zu beginnen. Bis 7.45 trank er, wie üblich, seine zwei Kaffeen Kaffee, unbehelligt, wie meistens, von irgendwelchen Anrufern. Und zum Kaffee gehörte wie immer die

Tageszeitung, aber die vom Vortag, denn die jeweils Neue überläßt er seiner Frau, denn eine weitere oder auch andere wäre zu teuer. Pünktlich gegen 7.50 Uhr hat der Kaffee dann seinen Dickdarm aktiviert und fast genau zehn Minuten später verläßt er stolz die Toilette, den stinkenden Beweis seines erstes Tageswerkes hinterlassend. Dann folgt die intensive Vorbereitung auf die bevorstehende Sitzung: Liebevolltes durchwühlen von Aktenordnern, einfach so, um zu sehen, ob noch alles an seinem gewohnten Platz ist, zum x-ten Male durchkämmt er die Notiz der letzten Besprechung und immer wieder schließt er zur besseren Konzentration seine Augen.

Und an diesem bestens gelaunten Dr. Malter, der ihm allen Anschein nach begeistert zuhörte, orientierte sich Felix. Er wonnte sich in Malters Schmeicheleien, die er doch inflationär an alle verteilte, die ihm nützlich sein könnten, seine Stellung zu halten oder auszubauen. Aber so weit hatte er ihn damals noch nicht durchschaut gehabt, als er die Gestaltung seiner Folien mit seinem bewährten „Das ist ja wunderbar! Ganz prima!“ überschüttete. Endlich jemand der seine Arbeit anerkannte, dachte Felix. Die Folien, die er teilweise sogar Abends und am Wochenende angefertigt hatte.

„Du hast keine Zeit mehr für uns! Immer nur deine blöde Firma!“, hatte Vera immer wieder gejammert.

Oder am Strand in der Toskana mit Vera, Vanessa, Markus und seinem Laptop.

—„Wenn du morgen nicht diesen verdammten Kasten im Hotelzimmer läßt, dann fahr ich sofort heim. Das ist doch kein Urlaub!“

Die an diesem Tag herrschende Hitze hatte den Krach ausgebrütet, da war er sich im Nachhinein sicher. Selbst am Strand, wo sonst immer ein kühlender Wind ging, auch wenn es im Landesinnern windstill zu sein schien, gab es keinen Hauch. Im Meer war es erträglich, aber kaum war man zurück auf den Strandmatten, triefte der Schweiß wieder.

—„Ich habe ihnen ständig gesagt, daß sie keinen Sand schmeißen sollen, und jetzt habe ich eine ganze Schaufel voll abgekriegt.“

—„Na und, ist das schlimm. Du bist doch eh in der Badehose!“

—„Verdammt noch mal! Es geht doch gar nicht um mich! Der LAPTOP! Dort geht alles rein! Weißt du eigentlich, was dieser Laptop gekostet hat? . . . ”

—„Warum mußst du denn den Kasten auch an den Strand mitschlep-

pen!”, und dann fügt sie hinzu, als Markus sich heulend an sie kuschelt:
„Markus hat es nicht gern gemacht!”

—„Doch hat er!”, trotzte Felix.

—„Wenn du dich um ihn gekümmert hättest, hätte er das bestimmt nicht getan. Das ist seine Art dir zu sagen, daß du mit ihm spielen sollst ... ”

—„Ein ganz schön teure Art, wenn es jetzt kaputt ist ... ”

—„Hoffentlich!”, schrie Vera im Licht der gleißenden Sonne.

Dr. Malters strahlendes Gesicht hatte ausgeharrt, bis Felix vom Strand zurückgekehrt war.

—„Ich finde das ganz prima, wie sie die Farben eingesetzt haben. Man sieht automatisch das Wesentliche. Und grafisch ist alles auch ganz wunderbar! Wirklich prima!”, lobte ihn Dr. Malter, während Dr. Wiedenkamp sein Gesicht in seine offenen Hände legte.

Durch sein Lächeln und sein zustimmendes Nicken gab er Felix zu verstehen, daß sein Vortrag ankam und auf Interesse stieß. Die anderen Anwesenden, außer Dr. Wiedenkamp, wirkten eher gelangweilt, so als warteten sie nur aufs Ende, um wieder zu ihrer Arbeit zurückzukehren. Dr. Malter war begeistert, als er die Folie mit den drei E's auflegte: „Effizienz und Effektivität durch Engagement”. Das sei aber wirklich eine super Idee, hatte er ausgerufen, als er den engagierten Muskelmann mit den Worten „Effizienz” und „Effektivität” in den Oberarmen gesehen hatte. Dr. Wiedenkamp abschätzig von großen Worten sprach. Die ganze Zeit über hatte Dr. Wiedenkamp bissige Bemerkungen von sich gegeben. Als Felix gesagt hatte, daß sich die neue Entwicklungsinitiative, eingebettet in TQM, nahtlos und konsequent an die bereits durchgeführten Verbesserungsprozesse anschließen, hatte er gelacht, sarkastisch, im Gegensatz zu Dr. Malters „Das ist ja sehr schön!”. Die Organisation und damit auch die Entwicklungsprozesse seien schon entscheidend verbessert worden, hatte Felix gesagt.

—„Und die Zahl der Chefs nahezu verdoppelt worden, eine neue Hierarchiestufe, die so unnötig wie ein Kropf ist, und vor allem gibt es nun noch weniger Leute, die die eigentlich anstehenden Arbeiten machen wollen oder können! Prima Verbesserung!”, kommentierte Dr. Wiedenkamp und andere lächelten.

Er verstehe das überhaupt nicht, denn in seinem Bereich habe es wirklich eine deutliche Verbesserung gegeben, ereiferte sich Dr. Malter

Auf Wiedenkamps harsche Frage, wie sich diese denn zeige, antwortete er nur, daß man dies so im Einzelnen nicht sagen könne, aber es wäre deutlich.

Zum Eklat kam es dann aber erst später, als Felix zum Thema Entwicklungstools wechselte. Dr. Wiedenkamp beißender Sarkasmus verwandelte sich durch eine weitere Folie in einen unkontrollierten Zornesausbruch. Ein Expertenteam sei zu der Entscheidung gekommen, daß CONLAB nun allgemein in der Entwicklung eingeführt werden müsse, hatte Felix in Richtung des strahlenden Dr. Malters verkündet. Nur so könne gewährleistet werden, daß sie für die Aufgaben der Zukunft gewappnet seien, aber Felix war in diesem Augenblick nicht gegen Dr. Wiedenkamp gewappnet.

— „Welche Experten?“

— „Ich kann ihnen da jetzt nicht sagen, wer da im einzelnen . . . aber es war sichergestellt, daß alle wesentlichen Bereiche der Entwicklung vertreten . . . ”

— „Von uns aber keiner . . . und wir sind doch nacher eigentlich die, die hauptsächlich damit arbeiten müssen . . . ”

— „Nein, nein, auch ihre Abteilung war vertreten . . . Herr Dr. Malter war immer anwesend!“, sagte Felix.

— „Und du hast denen nicht gesagt, daß mein KoKa die Funktionalität von CONLAB abdeckt, ja sogar übersteigt!“, wandte er sich direkt an Wiedenkamp.

— „Ich wußte ja nicht, daß es schon läuft . . . ”

— „Ja sag’ mal Wolfgang, hast du damals gepennt, als ich die Vorführung gemacht habe. Wenn ich mich recht erinnere, standest du doch damals direkt neben mir und hast doch alles so toll gefunden! . . . Das ist ja wunderbar, hast du . . . ”

— „Ja aber ich wußte nicht, daß das genau das gleiche ist wie CONLAB!“

— „Und du bist sicher, das du nun weißt, was CONLAB tut? Herr Schmied sagte doch gerade, daß du als unser Experte beteiligt warst“, sagte Wiedenkamp, und man spürte seine tiefe Verachtung.

Felix hatte eigentlich nur helfen wollen. Die Wogen glätten, war seine Absicht gewesen, stattdessen hatte er Benzin ins Feuer geschüttet. Er hätte nicht sagen dürfen, daß es sich bei CONLAB um ein professionelles Tool handele, was schon weltweit viele Millionen Anwender

gefunden habe.

—„Professionelles Tool, soso ... und was habe ich gemacht? Dilettantismus? ... Wissen sie eigentlich, daß diese Dilettanten ein Programm ausgewählt haben, welches auf etwa der Hälfte unserer Rechner überhaupt nicht lauffähig ist, während CONLAB ... ”

—„Also Herr Dr. Wiedenkamp, ich bitte sie, doch sachlich zu bleiben ... Dilettanten geht doch wohl zu weit ”

Mit den Dilettanten hatte er auch ihn gemeint, daß war Felix plötzlich klar, als er sah, wie er ihn anschaute. Wutentbrannt hatte er dann den Raum verlassen mit der Bemerkung, daß sein Rat eh nicht gefragt wäre. Dr. Malter entschuldigte sich auch, da er leider zu der nächsten Besprechung müßte. Wiedenkamp verachtete ihn, wie er viele in der Firma verachtete, daß war Felix plötzlich klar geworden, aber er haßte Dr. Malter abgrundtief, und Felix konnte nicht verstehen warum.

* * * * *

Langsam senkte sich die Türklinge, kein Quietschen, kein Knacken, außer Felix sieht es keiner. Dr. Malter hatte innerhalb weniger Minuten wieder in seine gespielte und unmenschliche Freundlichkeit zurückgefunden. Aber Wangen, Hals und Ohren im leuchtenden Rot der Mandrillaffen zeugten noch von dem Kampf seiner Gefühle, und vor allem davon, daß er zu Emotionen fähig ist. Das konnte doch nicht Wiedenkamp sein, das wäre doch überhaupt nicht seine Art, so vorsichtig und behutsam, gewissermaßen ängstlich, die Türe zu öffnen. Reumütig käme er zurück.

Nein, er war es nicht: Braggards Sekretärin öffnete die Türe des Besprechungszimmer im Zeitlupentempo. Bloß keinen unnötigen Lärm machen! Keinesfalls wollte sie die Herren unnötig bei ihrer ihr doch so wichtig Arbeit stören. Ein großer Teil ihrer täglichen Tätigkeiten bestand ja darin für den reibungslosen Ablauf von Besprechungen zu sorgen. Es war eine Kunst, die vielen Besprechungen auf die wenigen

zur Verfügung stehenden Räume zu verteilen. Aber noch schwieriger war es mit den Besprechungsprofis, also denen, die ihre Arbeitszeit fast gänzlich in, — wie diese es selbst lieber nennen, — Meetings zu bringen, einen gemeinsam zur Verfügung stehenden freien Termin zu finden. Und wenn sie dann endlich einen Termin gefunden hat, an dem Herr X, Herr Y und Frau Z könnten, findet sie keinen freien Raum. Da war es klar, daß sie nur höchst widerwillig eine Besprechung störte.

Eigentlich wollte sie ja nur Felix winken, daß er mal kurz rauskäme. So, daß die anderen nichts mitbekämen, aber leider war Felix der einzige, der es nicht mitbekam. Kaum hatte er erkannt, daß es sich um Frau Holger handelte, wandte er sich von dem Geschehen in der Türe ab und beschäftigte sich wieder mit seinen Unterlagen. Die anderen mußten ihn erst aufmerksam machen, und es war das eingetreten, was Frau Holger hatte vermeiden wollen. Ihr Erscheinen hatte zu einer Unterbrechung geführt.

Erst als er mit ihr auf dem Flur stand, und die Türe wieder geschlossen war begann sie zu reden, flüsternd, so als befände sie sich immer noch in dem Besprechungsraum, und die anderen könnten sie hören.

—„Tut mir schrecklich leid, daß ich sie stören mußte, aber sie sagt es sei wichtig. Sie hatte schon vor einer Stunde angerufen, und da hatte ich ihr gesagt, sie solle jetzt mal wieder, denn eigentlich sollte die Besprechung ja jetzt ...“, sagte sie, während sie ihm gestikulierte, ihr schnell zu folgen.

Vera! Was war passiert? Gut wenn sie ja noch selbst anrief? Vielleicht die Kinder? 'Komm, mach' dich nicht verrückt!', beruhigte er sich, denn sie hatte ja solche dringlichen Anrufe schon öfter gemacht, und jedesmal, waren Bagatellen die Gründe. Jedesmal hatte sie die Sekretärin notfalls durchs ganze Haus gejagt, um ihn zu finden.

—„Hallo! Ich war mitten in einer Besprechung ...“, seine Stimme klang etwas genervt.

—„Dominique hier!“

—„Oh, ... ich ... ich wußte ja nicht ...“

—„Hättest du mich dann freundlicher begrüßt? Du dachtest wohl deine Frau sei am Hörer“, und er hörte sie dann herzlich lachen, bevor sie fortfuhr „weshalb ich anrufe: Hättest Du Lust mit mir zu dieser Vernissage zu gehen!“

—„Ähm — ja — welche Vernissage meinst Du —“

—„Die von unserer Firma gesponserte —”

—„Ach so die! Klar! Da wollte ich sowieso hingehen! — Wann war da noch mal der Termin?“, fragte er, als hätte er es schon mal gewußt.

Ja, ja, natürlich habe er dann Zeit, und er war sich später sicher, daß er wirklich nicht an Paris gedacht hatte. Ob er denn Bertram Wegner kenne, hatte sie ihn gefragt.

—„Will der auch mitkommen?“

—„Und ob!“, lachte sie. „Ohne den wird wohl nichts laufen!“

Verdammt nochmal der Künstler, wie hatte er sich nur so blamieren können. Mohlers Büro und der große Besprechungssaal hingen doch voll von seinen Bildern.

—„Und dein Mann?“

—„Um dessen Karte geht es ja. Der kann nicht!“

Nach ihrem Anruf in der Firma war ihm klar, was er die ganze Zeit seit dem Nachmittag in ihrem Garten, von sich gewiesen hatte, verdrängt hatte. Damals im Garten hatte sie ihn verzaubert. Irgendwie hatte er die ganze Zeit darauf gelauert, daß etwas passierte, daß seine Circe wieder auftauchte. Als er plötzlich ihre Stimme am Telefon hörte, stotterte er wie ein pubertierender Junge, und er hatte dieses typische Ziehen im Magen. Frau Holgers, sowie das ganze Sekretariat verschwanden plötzlich in einem dichten Glückseligkeitsnebel. Er konnte sich noch nicht einmal mehr erinnern, ob Frau Holger überhaupt im Raum gewesen war. Ohne auch nur einen Moment nachzudenken, hatte er zugesagt, obwohl ihn diese Vernissage gar nicht so interessiert hatte. Okay, Bertram Wegener war bekannt, weltbekannt, aber seine Gemälde, die es ja überall in der Firma gab, gefielen ihm nicht. Und überhaupt, für Kunst hatte er sowieso nichts übrig. Dennoch hatte eingewilligt mitzugehen, und außerdem wäre er an diesem Tag eigentlich auf Dienstreise, aber in Gedanken arbeitete er bereits an Begründungen, um den Termin zu verschieben. Seit er die Besprechung verlassen hatte schienen Jahre vergangen zu sein. Ja, er hatte sogar vergessen, daß er vorzeitig gegangen war. Er fühlte sich wie ein kleines Kind ein paar Tage vor Weihnachten.

—„Tut mir wirklich leid, daß ich sie stören mußte, aber ...“, riß Frau Holger ihn aus seiner Vorweihnachtszeit.

Langsam begann sein Verstand wieder zu arbeiten. Schlagartig war ihm bewußt, daß er ja nach Paris müßte, genau an diesem Termin. Das

würde nicht leicht sein diesen Termin zu verschieben, vor allem, da er ja nicht alleine fuhr, aber es mußte sein. Wenn er diese Gelegenheit nicht wahrnehme, so was würde sich ihm so schnell nicht wieder bieten. Warum hatte er bloß Vera schon von dieser Dienstreise erzählt. Die würde doch bestimmt sofort kappieren, warum er sie verschieben würde. Vielleicht hatte sie es ja auch schon wieder vergessen, hoffte er, vergeblich wie sich später herausstellte.

Woher wußte Vera plötzlich, daß Mohler nicht mitging. Oder hatte sie nur geblöfft, und er war darauf reingefallen. Woher hätte sie es auch wissen sollen. Auf einen plumpen Trick war er reingefallen.

—„Wegen der verschiebst du deine Dienstreise. Plötzlich, kein Problem! Plötzlich ist das überhaupt kein Problem. Bei mir ist das ja was anderes, mich konntest du sogar mit einem neugeborenen Baby alleine lassen?“

—„Aber du warst doch immer einverstanden. War doch immer mit dir abgesprochen! Habe doch alles nur mit deinem Einverständnis gemacht!“

—„Wenn ich geahnt hätte, daß du mit einer x-beliebigen Frau . . . ”

—„Also . . . Sie ist immerhin die Frau meines obersten Chefs und da kann man nicht so ohne Weiteres . . . ”

—„Vor allem nicht, wenn sie so aussieht wie die und noch dazu scharf auf dich ist . . . ”

* * * * *

Die ganze Zeit über hatte er sich nicht getraut es ihr zu sagen. Er hatte es ständig vor sich hergeschoben. Kaum hatte er Mut gefaßt, schreckte er wieder davor zurück, ihr zu sagen, daß er nun auch am letzten freien Abend dieser Woche nicht zu Hause wäre, daß er zu einem Geschäftsessen müsse. Wahrscheinlich hätte er bis zum Donnerstagnachmittag gewartet, wenn nicht Vera ihn ein paar Tage vorher gefragt hätte, ob er Donnerstag Abend zu Hause sei.

—,„Dann spielen wir halt ohne dich. Sind wir ja mittlerweile gewohnt!“, hatte sie gesagt.

—,„Wieso? — Ich verstehe nicht. Ich rede vom Donnerstag — da spielen wir doch nie Tennis . . .“

—,„Wir haben doch extra verschoben, damit du mal wieder mitspielen kannst. Wár’ ja auch mal ganz nett gewesen! Aber, dann halt nicht!“

Sie schwieg, las wieder in ihrer Illustrierten. Kein fingiertes Lesen, es hatte so gewirkt, als läse sie mit Interesse. So perfekt konnte sie es ihm nicht vorgetäuscht haben. Es hatte den Anschein gehabt, als wäre es ihr egal gewesen, ob er käme oder nicht.

Ihr echtes oder scheinbares Desinteresse war ihm unheimlich gewesen. Eine Weile hatte er gewartet gehabt, ängstlich, denn irgendetwas mußte doch noch nachfolgen, aber Vera war still geblieben. Las und schwieg. Keine bissigen Bemerkungen. Zwar hatte Sarkasmus in ihrer Stimme mitgeschwungen, aber es hatte nicht so geklungen, als ob sie wirklich sauer sei, als würde es sie wirklich stören, oder war es ihr sogar recht gewesen, daß er zu diesem Geschäftsessen in den Felsenkeller mußte.

—,„Spielt dieser Typ dann wieder mit?“

—,„Du meinst Francois! — Wenn er Zeit hat, wir müssen ihn fragen.“

Überflüssig war er. Die brauchten ihn nicht mehr. Wollten sie lieber mit diesem Kerl spielen als mit ihm.

—,„Dann braucht ihr mich ja gar nicht mehr? — Jetzt wo ihr diesen Franzosen habt!“

Es sprudelte aus ihm, obwohl er damit einen Streit provoziert könnte, aber sie blieb ruhig, blickte nur kurz von den Modefotos auf, um zu sagen:

—,„Weil wir dich nicht mehr wollen, haben wir extra das Spiel auf den Donnerstag verschoben, auf deinen einzigen freien — bisher freien Tag geschoben?“

Diese Gedanken hatten ihn beim Essen im Felsenkeller gequält. War der eine Gefahr für ihn? Was, wenn Vera? Warum sollte sie? Aber er kannte ihn nicht, wenn er ihn wenigstens schon mal gesehen hätte, dann wüßte er mehr.

* * * * *

Kaum vorstellbar, daß sie hier fast jeden Tag mit dem Kinderwagen herumliefe. Alles wirkte so anders, so fremd. Da, zwischen der Apotheke, die jetzt dunkel war und der Boutique, in der sie als gute Kundin wohlbekannt war, war eine Kneipe. „Die blaue Eule“ strahlte in roten leuchtenden Neonbuchstaben über der schwarzen eichenen Eingangstüre. Warmes gelblich rotes Licht strömte aus den großen Fenstern und im Innern drängelten sich die Gäste in schicken Kleidern. Sollte sie hineingehen? Ja, es wirkte einladend. Ja, die Leute wirkten so belustigt. Nein, es war zu voll, und sie kannte niemanden. Später könnte sie ja. Wie wär's, wenn sie erst noch ein wenig herumliefe, noch die etwas abgekühlte frische Abendluft genösse. Vielleicht sollte sie doch mal nachschauen, was im Kino gespielt würde.

Verwunderlich, daß so wenig auf den Bänken um den Brunnen saßen. Ihr gegenüber ein Liebespaar. Kinder, dachte sie. Sie auf seinem Schoß und ihre Münder fest übereinander und seine Hand umspielte ihre nackten Oberschenkel. Links von ihr ein Rentner mit einem Hund, der vom Brunnenwasser schlürfte, während sein Herrchen mal auf das Pärchen starrte, mal auf Veras Beine. Reflexartig zerrte sie an ihrem Rock, um ihn weiter Richtung Kniee zu ziehen, preßte ihre Beine zusammen. Selbst in diesem Alter. Sie schaute nach oben zu den Kronen der Bäume, den Brunnen umgaben. Riesig groß waren sie, komisch, daß sie sie sonst noch nie so richtig wahrgenommen hatte, wenn sie mit den übrigen Einkaufslustigen durch die Straßen eilte. Eigentlich doch nicht so verwunderlich ihre Augen waren immer mehr bodenwärts gerichtet, Buggy mit Markus, und immer auf der Suche nach Vanessa, daß sie nicht plötzlich zurückbleibt. Die Blätter schillerten in merkwürdigen Farben, und die Baumkronen verschmolzen mit dem rabenschwarzen Himmel. Ab und zu angestrahlt von Scheinwerfern. Autos? Wieso können die so hoch. Der Verkehr war deutlich geringer, aber die Autos, auf der Suche nach den, wie immer, knappen Parkplätzen, waren schrecklich laut, quietschende Reifen beim Bremsen und beim schnell-

len Durchstarten, und alle fuhren viel schneller als tagsüber, oder kam es ihr nur so vor?

Morgens hätte sie schon viele Bekannte getroffen, aber jetzt herrschten die Sechzehn bis Fünfundzwanzigjährigen: Schüler, Studenten, Lehrlinge, die morgens nur spärlich anzutreffen sind. Ihre Freundinnen und Bekannten, Hausfrauen und Mütter mit ihren Kindern saßen wohl zu Hause vor den Fernsehgeräten. Der Alte starrte immer noch, konnte der überhaupt noch in diesem Alter. Sie fröstelte, es war doch etwas kühl, wenn sie so ruhig saßte. Also, die „Blaue Eule“.

Was war da im Gebüsch? Ihr Puls raste. Bloß eine Katze! Diese blöden Viehcher sind auch überall. Wer war da hinter ihr? Die Schritte kamen näher. Die Typen sehen gar nicht friedlich aus. Jetzt pfeifen die auch noch.

—„Hey, hättest du keine Lust mit uns . . . ”, alle drei lachten, und sie merkte, daß sie stark betrunken waren. Besser weg von ihnen, ignorieren, bloß keine Antwort geben.

—„. . . ich meine natürlich mit uns einen trinken zu gehen? Was hast du denn gemeint?“, und sie gröhlten noch lauter.

Der Alte mit dem Hund bog in eine Seitenstraße ein, er hatte sich sichtlich beeilt, wollte wohl im Falle eines Falles nicht in der Nähe sein. Er könnte doch in seinem Alter eh nichts gegen die drei ausrichten, und sein liebes Hündchen, die wären im Stande . . .

Bloß nicht laufen, noch etwa dreißig Meter, dann wäre sie in der „blauen Eule“, und vielleicht würden die Kerle ja weiterziehen.

Bis elf Uhr wollte sie eigentlich in der Stadt bleiben und nun war sie schon um kurz vor neun vor ihrer Haustüre und zögerte zu klingeln. Sie hatte es nicht lange ausgehalten in der Kneipe. Als sie zuerst durch die Fenster geschaut hatte, hatte alles so nett und freundlich gewirkt, aber als sie dann nach ihrer Panik drin war, wirkte alles so abweisend, die Leute wirkten unnahbar und abweisend. Aber es waren doch die gleichen Leute gewesen. Ein schrecklicher Lärm aus dem Stimmengewirr von mindestens hundert Gästen und lauter, plärrender Musik. Der dicke Zigarettenrauch brannte in ihren Augen und es wurde ihr beinahe übel vom starken Schweiß- und Biergestank. Oder war es nur die Anstrengung und die Angst gewesen. Als auch nach etwa zwanzig Minuten die drei nicht in der Kneipe erschienen waren, nutzte sie die günstige Gelegenheit mit drei anderen Frauen die Räumlichkeiten zu verlassen. Sie

hatte es nicht zu hoffen gewagt, aber die Frauen gingen wirklich, rein zufällig fast zu ihrem Auto. Lediglich die letzten hundert Meter mußte sie alleine zurücklegen. In ihrem Auto fühlte sie sich wieder sicher.

Wieso sollte sie überhaupt klingeln? Sie würde nur riskieren, die Kinder aufzuwecken. Sie hatte doch einen Schlüssel.

—„Hey schon zurück? Ich habe doch gesagt, daß du dir ruhig lange Zeit lassen kannst? ... ”, fragte Francois, der ihr vom Sofa fröhlich lachend entgegenkam.

—„Was ist los mit dir, du siehst so mitgenommen aus?“, fragte Francois.

—„Och bin so froh, wieder hier zu sein!“, ihr Kopf lag an Francois Schulter, und später wußte sie nicht mehr, wie es dazu gekommen war. Weinend schluchzte sie:

—„Die Nacht ... ich hatte Angst ... vor der Dunkelheit ... es war so schön, zuerst war's so schön und dann plötzlich ... wie ein kleines Mädchen! ... Laß mich bitte nicht los ... ”

Die Hand die bisher nur zaghaft auf ihrem Rücken lag, verstärkte ihren Druck und seine Rechte hielt ihren Kopf. Liegend dann auf dem Sofa, ihr Kopf auf seinem Schoß, ihre Augen fest verschlossen. Seine Hände auf ihrem Kopf und er roch gut. Nichts denken, nicht bewegen, einfach so daliegen.

* * * * *

—„Das kann doch nicht war sein.“, schnaubte Dr. Wiedenkamp.

—„Du hast doch gesagt, daß du noch mindesten drei Monate brauchst, bis dein Algorithmus fertig ist. CORE hat uns zugesichert, daß wir schon in vier Wochen eine lauffähige Version erhalten ... ”, sagte Dr. Malter, freundlich wie immer.

—„Wann soll ich das gesagt haben?“

—„Hier in dieser Besprechung!“

Dr. Malter schaut sich hilfeschend um, aber alle anderen schauen unter sich, denn niemand kann sich daran erinnern.

—,„Dann müßte ich das aber wissen und außerdem, dann steht es doch bestimmt auch in einer deiner mustergültigen Besprechungsnotizen?“

—,„Eher nicht, denn das wurde ja mehr so am Rande . . . ”

—,„Eben! Und ausgerechnet CORE!“

—,„Sie wurden mir als zuverlässige Partner empfohlen!“

—,„Weißt du eigentlich für was CORE steht!“

—,„Was soll diese Frage? Center of Research and Engineering . . . ”

—,„Als Core wird normalerweise die Datei bezeichnet, die ein Programm erzeugt, wenn es unwiederbringlich abstürzt, daß man später post mortem nachschauen kann, weshalb es passiert ist. Und das ist genau das, was die Programme von CORE am besten können. Ihren Namen haben sie wirklich gut gewählt. Hat man dir denn nicht gesagt, daß sie bereits einen Millionenauftrag für uns in den Sand gesetzt haben. Fast eineinhalb Millionen Dollar Programmcode, der nichts taugte und nicht eingesetzt werden konnte, und wir mußten zahlen.“

—,„Das kann ich mir so nicht vorstellen!“, und damit schien die Sache für Malter erledigt und für einen kurzen Moment hatte es so ausgesehen, als könnte er seine Fassung verlieren.

Aber schon eine Woche später entfachte sich die Diskussion wieder von neuem. Die gleichen Argumente wie zuvor, fast wörtlich, aber als Dr. Wiedenkamp wieder sagte „Fast eineinhalb Millionen Dollar Programmcode, der nichts taugte und nicht eingesetzt werden konnte, . . . ”, unterbrach ihn Dr. Malter, siegesgewiß, mit seinen neuesten Erkenntnissen.

—,„Also Herr Meyer sagte mir, daß unser Kunde diese Features plötzlich nicht mehr wollte, deshalb konnten wir die Software gar nicht einbauen.“

—,„Tut mir leid, aber da bist du wieder schlecht informiert worden. Gottseidank war es unserem Vertrieb gelungen — es gibt halt auch ein paar fähige Leute in unserer Firma — den Kunden umzustimmen, ihm die alte —lauffähige — Software nochmals anzudrehen. Allerdings hat uns dieses Zugeständnis viel Geld gekostet.“

Felix konnte nicht verstehen, daß sich Wiedenkamp jedesmal so sehr aufregte, warum er jedesmal so persönlich getroffen schien, aber Mal-

ters Verhalten war Felix unheimlich. Egal wie wütend und ausfallend Wiedenkamp auch wurde, Malter bewahrte seine Freundlichkeit, schien immer völlig unbeteiligt, obwohl er doch meist meist die Zielscheibe war.

* * * * *

—„Es war beschlossen worden, daß auch der Text auf einer Röntgenaufnahme gelesen werden soll!“, sagte Dr. Malter.

—„Was für ein Text?“, fragte ihn Dr. Wiedenkamp.

—„Am Rand!“

—„Du meinst doch nicht etwa diese kleinen Zeichen!“

—„Schon . . . ”

—„Wer hatte das beschlossen?“, fragte ihn Dr. Wiedenkamp ziemlich laut und mit hochrotem Kopf.

—„Es muß gelesen werden!“

—„JA, aber WER?“

—„Im Vertrieb oder so . . . ”

—„Oder so? . . . Und wen meinst du mit 'oder so' ”

—„Gesamtprojektleitung , oder . . . ”, und das 'so' verbebbte lautlos in seinem Mund.

—„Normalerweise fragen die doch meist in der Entwicklung nach, ODER SO? . . . Und ich denke, mit Sicherheit haben die dich gefragt . . . ”

—„. . . schon, aber auch relativ spät, da war auch schon . . . ”

—„. . . und warum hast du mich nicht darüber informiert. Ich hätte es doch als erster erfahren müssen, denn ich muß es doch letztendlich machen, oder nicht?“

—„, habe ich doch . . . ”

—„Das müßte ich aber dann wohl wissen!“

—„Nein, ich meine, ich habe dich doch informieren wollen, so bald alles klar sei . . . ”

—,„Aber das ist doch sicherlich bestimmt schon ein halbes Jahr her?“
—,„Weiß ich nicht, da müßte ich mal in den Unterlagen ... “
—,„Ja bitte, tu da, und ich hätte gerne eine Kopie von deren Schreiben.“

Felix war irritiert und völlig überrascht von Wiedenkamps Reaktion. Wie sehr mußte er Malter verabscheuen. Irgendetwas Unverzeihliches mußte mal zwischen den beiden vorgefallen sein.

* * * * *

—,„Wieder virenfrei?“, fragte Felix lachend den gerade von der Toilette zurückgekehrten Dr, Wiedenkamp.

—,„Vom Skake-hands, meine ich! — Beim Verabschieden der Koreaner!“, ergänzte Felix, als er Wiedenkamps verdutztes Gesicht sah..

Nun mußte auch Wiedenkamp lachen, denn er verstand nun, worauf Felix anspielte, nämlich seine Anekdote über die Amerikaner, die er vor einer Stunde, als noch die Koreaner da waren, mit großem Lacherfolg zum Besten gegeben hatte. Sie war erprobt und hatte sich schon öfters bei Weihnachtsfeiern, Betriebsausflügen oder ähnlichen Veranstaltungen bewährt. Er fing immer mit Peters an, dem schnieken Herr vom Vertrieb, nun im Ruhestand. In den schönsten Bildern schilderte er seine Ordnungsliebe, und wie sehr er über die Etikette wachte. Ausgerechnet ihn, habe dieser Peters gebeten vor einer Horde von Yankees — so'n Dutzend oder so — einen Vortrag zu halten. Die Horde von Yankees hatte Lee zum Lachen gebracht, der Wiedenkamps Vorurteile gegenüber den Bewohnern der USA zu teilen schien.

—,„Wenn Peters mich richtig gekannt hätte, hätte er mich wohl kaum für diesen Vortrag ausgewählt. Später hat er mich niemals mehr zu so einer Veranstaltung geladen. Abneigung auf den ersten Blick. Ich hatte diesen Peters gesehen und mochte seine schleimige Art nicht. Dann fing er an, mich zu belehren, wie einen kleinen Jungen. ‘Ungewöhnliche Sitten hat der Amerikaner!’, ‘Der Amerikaner mag dies!’ und ‘Der

Amerikaner mag dies nicht!'. Essen, Trinken, er wußte alles. 'Und vor allen Dingen schütteln sie ihnen nicht die Hände, das irritiert sie!'. Ich weiß selbst nicht mehr, ob ich es extra getan habe, oder ob es nur die Macht der Gewohnheit war. Jedenfalls, alle waren schon im Raum, hatten nur auf mich gewartet, und einer von unseren Leuten hat mir zur Begrüßung seine Hand entgegengestreckt. Da habe ich halt weitergemacht. So ungefähr ein dutzend erstaunte Amerikaner, baff über das Eingeborenenritual. Und Peters sah aus als würde er gefoltert werden. Ihm habe ich sie besonders lange geschüttelt. Und dann, kurz nachdem ich mit meinem Vortrag setzte dann die Prozession ein. 'The bathroom, please!', denn sie mußten ihre Hände nun dringend waschen, befreien von den Bakterien und Viren dieses europäischen Eingeborenen, der so gänzlich ungepflegt herum lief. Wahrscheinlich duschte er noch nicht mal zweimal täglich! Sie waren vorgewarnt, daß sie sich in Europa nach einem Toilettenbesuch mit Fingerwaschen begnügen mußten. 'I am sorry, but we got only WC!', hab' ich zu ihnen gesagt, hab' ihnen dann aber doch den Weg zur Toilette gezeigt."

Dann troschen sie Vorurteile über die Amis, zählten ihre merkwürdigen Gewohnheiten auf, ritten auf ihrer scheinbaren Kulturlosigkeit herum und schließlich reduzierten und kondensierten sie den amerikanischen Charakter auf Religion und Geld.

—„Geld ist ihre Religion! Mamon regiert sie!“, faßte Wiedenkamp zusammen.

—„Wissen Sie eigentlich was so ein Industriemagnat in den USA verdient?“, fragte Dr. Wiedenkamp wenig später, nachdem er noch einen Schluck Wein getrunken hatte und gab ihm auch sofort die Antwort: „Zwanzig, dreißig Millionen Mark. Können sie sich das vorstellen? Jeden Monat zwei Millionen Mark oder mehr! Das ist ungefähr tausendmal soviel wie ein einfacher Arbeiter! Können sie sich vorstellen, daß so ein Bonze auch tausendmal soviel leistet wie ein Arbeiter?“

Felix stimmte ihm zu, wenn auch etwas widerwillig, denn es kam ihm nun so vor, als käme nun doch Wiedenkamps Herkunft durch. Als zeigte sich nun, daß er in einem kommunisten Regime groß geworden war. Es hatte sich doch gezeigt, daß es keine Alternative zu unserer leistungsorientierten Gesellschaft gibt, dachte Felix.

—„Die ganze Wirtschaft: eine gigantische Lotterie. Nicht nur Börse oder so. Die Jobs, die sogenannte Karriere, jede Sprosse der Erfolgs-

leiter ein Gewinn und viele viele Verlierer, Niete!”

* * * * *

Endlich, jetzt mußten sie nur noch die Schlafanzüge anziehen, dann wären sie fertig fürs Bett. Lange hatte sie machtlos dem wilden Treiben der Kinder zugeschaut. Sie hatten gespürt, daß es ihr an diesem Abend an der nötigen Strenge fehlen würde und nutzten es rigoros aus. Erst als sie zu streiten angefangen hatten, hatte sich Vera zusammengerissen. Schlafanzüge anziehen war ja kein Problem mehr, dann könnte sie ihnen vorlesen. Sie freute sich darauf, es würde sie ablenken und entspannen, und das war es, was sie dringend brauchte, denn es mußte ihr gelingen das Krankenhaus zu vergessen, ihre Gedanken durften nicht mehr durch die Intensivstation kreisen. Sie mußte dringend ausschlafen diese Nacht; sie wollte sich nicht schon wieder mit Alpträumen im Bett wälzen.

Nicht schon wieder dieses blöde Rädchen. Welche Einstellung war die richtige 77, 78 oder noch viel mehr. 77? Linke Seite, rechte Seite, zu heiß. Tiefer, dreh das Rad tiefer, versuch's mal mit 70 oder so. Hand unter den Kopf, drückt, weg. Mal war sie selbst Krankenschwester, mal Vera die Besucherin, aber immer war da die Hilflosigkeit. Niemand war außer ihr da, ganz alleine. 81 oder 82? Die Patientin hatte vorher noch gesprochen, wenn sie nur die richtige Einstellung wüßte und alles wäre wieder in Ordnung. Halb eins, zehn Minuten nach eins, zwei Uhr, ewig und dann doch irgendwann viertel vor vier. Hallo hört mich denn niemand, welche Einstellung ist die richtige. Alma, ja, da ist Alma, aber die füllt ellenlange Listen aus, hört nichts Hallo Alma, hatte sie gerufen, vielleicht gegen viertel vor Fünf, ist 87 zu viel? Soweit sei sie noch nicht, sie sehe doch welche Berge von Papier sie noch zu bearbeiten haben und dann noch: Ja, ja, mein Kind, wird alles wieder gut. Alles wird wieder gut.

Sollte sie lieber diese Nacht eine Beruhigungstablette oder Schlaftablette nehmen? So eine schlimme Nacht wollte sie nicht wieder durchmachen. Wann würde Felix kommen? Es war ja schon wieder beinahe Acht Uhr. Hat wieder nichts gefruchtet, dachte sie enttäuscht. Hatte sie sich ja gleich gedacht. Es werde nicht so spät, hatte er ihr beteuert. Machte er das extra? Kam er absichtlich später nach Hause, um nicht mit ihren Problemen konfrontiert zu werden. Am Telefon wollte er ja auch nichts wissen.

Mit ihrem „Mama, können wir noch ein wenig Peter Pan schauen?“ riß Vanessa Vera aus ihrer Versenkung.

—„Kommt nicht in Frage! Dafür ist es viel zu spät. Aber wenn ihr jetzt schnell und ohne Murren den Schlafanzug anzieht, erzähl ich euch noch ein wenig vorm Einschlafen!“

—„Oh ja . . . Von der kleinen Hexe im Zauberwald?“, fragt sie Markus voller Begeisterung.

—„Aber ich will Peter Pan kucken!“, protestiert Vanessa.

—„Kein Fernsehen! Entweder Lesen oder gar nichts!“

‘Lesen, lesen’ rufen beide dann ohne Unterlaß, denn sie kannten ihre Mutter zu genau, um zu wissen, wann es sinnvoll war weiter zu feilschen.

Wenige Minuten sitzt ihre Mutter mit offenem Buch auf dem Bett, sie sitzt. Die Kinder kuscheln sich unter ihren Federbetten.

—„Wo waren wir eigentlich stehen geblieben . . . ach ja . . . Manchmal fühlte sie sich einsam, sie wäre dann sogar gerne bei anderen Hexen, obwohl diese nie nett zu ihr waren. Aber die waren fern von ihr, zwar auch im Wald, aber sie wußte nicht wo. Schon oft hatte sie sie gesucht, aber sie hielten sich fern von ihr. Sie wollten nichts mit Sarah der allzu menschlichen Hexe zu tun haben.“

Es war klar dachte sie eines Tages, an dem wieder kein Wind ging, und sie sich einsamer als je zuvor fühlte, sie müsse werden wie sie. Nur einer konnte ihr sagen, was sie tun mußte, um es zu erreichen: Gestern und Morgen ist Heute für Jestertom, das Wesen mit den Armen wie Schlangen, sieben insgesamt. Vier von ihnen dienten zum Laufen, und drei zum Sehen, Hören und Reden, denn an ihren Enden befand sich jeweils ein Auge, zwei Ohren und ein Mund. Riesig konnten diese Arme werden, wie lang, wußte niemand, außer Jestertom. Wollte es wissen, was draußen im Walde vorging, schlängelte sich einer seiner

Arme suchend umher. Aber und das war das besondere, das unheimliche an ihm, ein Arm schlingerte sich um die längst vergangenen Tage, konnte sehen, was niemand mehr sah, könnte hören, was längst verhallt, und der dritte wühlte ständig in den Tagen, die noch kommen sollten.

In der Echohöhle auf dem höchsten der sieben Berge, dem Berg Blanagi-Sacho sollte sie suchen. Blanagi-Sacho bedeutet in der Sprache der dort lebenden Menschen soviel wie 'Riese aus weißem Stein', denn auch im heißesten Sommer ist seine Spitze von Eis und Schnee bedeckt. Also machte sie sich auf den Weg. Das heißt Eido machte sich mit ihr auf den Weg. Wie auf dem Rücken eines Elefanten ritt sie auf Eido dem Blanagi-Sacho entgegen.

An den großen roten Fluß hatte sie nicht gedacht."

—„Aber Mami, ein Fluß ist doch nicht rot. Die sind blau. Wasser ist doch blau!“, monierte sich Markus mit seinem charmantesten Lachen.

—„Nein, Flüsse sind grün!“, korrigierte sie Vanessa und plötzlich starteten sie ihr beliebtes Sind-sie-nicht-sind-sie-doch Duell.

—„Also wenn ihr jetzt anfängt zu streiten, dann mach ich jetzt das Licht aus und ihr müßt ohne Geschichte einschlafen!“

Plötzlich war es ihnen egal welche Farbe Flüsse haben, denn sie wollten wissen, wie es mit Sarah weiterging.

—„Der Fluß war breit, und es gab keine Brücken. Eido sagte, er könne versuchen mit ihr durchzuwaten, aber sie wußte, daß das Wasser zu tief für ihn war. Und er solle doch nur mal ins Wasser schauen, es sei voll mit Baumstämmen und Büschen, die es nicht geschafft hätten. Sarah war plötzlich sehr traurig und weinte! So weit waren sie nun gewandert und hier sollte nun dies Reise zu Ende sein? Wer würde ihr dann sagen, wie sie eine richtige Hexe werden könnte?“

Gespannt schauten die Kinder sie an. Ihre Augen waren feucht und über Vanessas Wangen rollten sogar ein paar Tränen.

—„Tschiepie tschiep, Tschiepie Tschiep, hörte sie plötzlich eine Vogel, der sich auf einem Zweig von Eido niedergelassen hatte. 'Tschiepie tschiep, ein paar tausend Flügelschläge von hier, von dort wo das Wasser kommt, findest du den weisen alten Fährmann. Er ist weise, denn er kennt das diesseitige und das jenseitige Ufer. Er kann dich hinüberfahren!'

Sie brauchte nichts zu sagen, wohin sie nun wollte, denn auch Eido hatte den Vogel gehört. Bestimmt müßte sie ihm etwas zahlen, also

zauberte sie sich ein Säckchen, voll mit Golddukaten. Genug, um den Fährmann zu einem reichen Mann zu machen. Dies sollte genügen, dafür würde er sie sicherlich übersetzen. ‘Hallo Fährmann, hier hast du ein Säckchen mit Golddukaten. Setze mich über!’

Der Fährmann schaute weiter gebannt in die Wellen des Flusses. Lange weisse Haare wallten über seine Schultern, und er hatte einen langen weissen Bart, und seine einzigen Kleider waren eine alte schäbige Hose.

‘Fährman hast du mich nicht gehört. Hier ist ein Säckchen mit Gold, nun setz mich über!’

‘Dies ist nicht der Preis! Heute wird es nun keine Überfahrt mehr geben!’, sagte er mit ruhiger und tiefer Stimme und versank wieder in seine Meditation.

Am nächsten Morgen, die Sonne war gerade erst aufgegangen, war sie wieder beim Fährmann. Wieder saß er am Ufer des Flusses, oder hatte er die ganze Nacht dort gesessen?

‘Fährmann, hier ist der größte und schönste Juwel, den die Welt je gesehen hatte. Setz mich nun über!’

‘Dies ist nicht der Preis’, sagte er und schwieg. ‘Aber gestern, wollte ich dir ein Säckchen mit Gold geben!’, sagte sie verzweifelt. ‘Heute wird es nun keine Überfahrt mehr geben!’, sagte er nun doch noch.

Sarah war nun so zornig, daß sie den Juwel in den Fluß warf.

‘Fährmann, in dieser Kiste findest du die wertvollsten und edelsten Kleider der Welt, alle Könige würden vor Neid erblassen.’

‘Ich würde sie nur schmutzig machen bei meiner Arbeit! Heute wird es nun keine Überfahrt mehr geben!’

Wieder wurde Sarah so zornig, daß sie die Kiste mit all den schönen Kleidern in den Fluß warf.

Was sollte sie ihm nun noch bieten? Dieser Fährmann war wohl der habgierigste Mensch, den sie je gesehen hatte. Am nächsten Morgen würde sie es noch einmal probieren, dann würden sie wieder heimkehren.”

Den Rest könnte sie morgen erzählen. Die Kinder schliefen schon. Sie wollte sich gerade aus dem Zimmer schleichen, da hörte sie Vanessa:

—„Mama, bringt der Fährmann sie morgen hinüber?“

—„Ja, mein Liebes, morgen bringt er sie hinüber. Schlaf nun schön!“. Sie war noch einmal zurückgegangen, und strich ihr zärtlich über den Kopf.

—„Mama, kann ich eigentlich mal mitgehen?“

—„Wohin?“, fragte sie verdutzt.

—„Zu Oma natürlich, ins Krankenhaus!“

Natürlich, natürlich! Sie hatte gleich gewußt, was sie meinte.

—„Morgen gahe ich ja sowieso nicht, da ich keinen für euch gefunden habe und außerdem . . .“

—„Aber Mama, wenn du uns doch mit nimmst, brauchst du doch niemanden der auf uns aufpaßt!“

—„Außerdem dürfen in die Intensivstation keine Kinder hinein! Selbst wenn ich wollte, ich könnte euch gar nicht mitnehmen!“

Und dann regneten ein Menge von Fragen. Warum dürfen Kinder nicht in die Intensivstation, wollte Vanessa wissen? Was sollte sie ihr sagen, ohne sie mit schweren Krankheiten und Sterben vor dem Einschlafen zu schrecken? Wann würde ihre Omi wieder aus der Intensivstation rauskommen? Das würde sie selbst gerne wissen. Niemand konnte ihr das sagen. Was hatte man ihr überhaupt gesagt? Würde sie überhaupt wieder lebend rauskommen, das war eine Frage die Vera bewegte, aber Vanessa stellte diese wenigstens nicht. Ja natürlich, wenn ihre Oma auf einer Normalstation liegen würde, dann dürfe sie mal mitgehen. War das nicht die Haustüre gewesen? Jetzt wär's natürlich besser, wenn er vielleicht zehn Minuten später gekommen wäre. Wenn Vanessa jetzt mitbekommt, daß ihr Papa gekommen ist, will sie bestimmt wieder aufstehen, und sie wird wieder total munter.

* * * * *

Als sie ihn beim Frühstück bat, nicht so spät nach Hause zu kommen, hatte sie natürlich schon gehofft, daß er eher käme. Aber halb Acht war ja passabel, denn es zeigte ja seinen guten Willen, und außerdem wollte

sie ja nicht schon wieder Streit. Der Abend zuvor hatte ihr gelangt. Wenn sie nichts gesagt hätte, hätte es ja leicht auch neun oder zehn werden können. Ob die Kinder schon schliefen, hatte er sie gleich zur Begrüßung gefragt. Unnötig, denn schon wenige Augenblicke später stand Vanessa im Wohnzimmer, barfuß und rieb sich die Augen wegen dem plötzlichen Helligkeitssprung.

—„Papi, soll mir noch gute Nacht sagen!“

Felix gab ihr einen Kuß auf die Stirn und murmelte ein ‘Schlaf gut mein Liebes!’

—„Nein, nicht hier! Oben im Bett. Du mußt mich ins Bett bringen!“

Ihre Befürchtungen waren umsonst gewesen, denn Vanessa schien sofort zu schlafen, nachdem Felix sie in ihr Zimmer gebracht hatte.

—„Wie war es heute im Krankenhaus?“, fragte Felix sie eine Weile später, gemütlich im Sessel sitzend und dem Moderator im Fernsehen lauschend, der von Waschmittelrückständen im Schulkakao redete. Anein paar Schulen in Berlin hatten sie Proben genommen. Ob sie den nächsten Tag wieder zu ihrer Mutter ginge, wollte er dann wissen, während er auch im auf seinem Schoß liegenden Spiegel blätterte.

—„Ne, morgen nicht. Ich habe keinen für die Kinder gefunden. . . . Irgendwie bin ich auch gar nicht böse drum . . . ich brauch’ einfach mal eine Pause . . . die Intensivstation beginnt mich zu verfolgen . . . also ich könnte dort nicht arbeiten, . . . das ist schrecklich dort, einfach schrecklich! Ich bin total kaputt!“

—„Schrecklich, wirklich schrecklich, schon wieder sind die Arbeitslosenzahlen gestiegen!“

—„Den ganzen Tag über nur mit diesem Elend konfrontiert zu sein! Krankheit und Tod . . . ”

—„Wirklich schlimm mit den Medien, da hast du recht. Sonst haben die wirklich nichts mehr zu berichten. Naja, da übertreiben die ja schon, . . . sterben wird ja wohl kaum jemand daran. . . . da trinken Millionen Kinder morgens ihren Kakao und . . . wer weiß welche Ursachen, das sonst gehabt haben kann . . . ”

Bestürzt seien sie auch gewesen, sagte ein etwa fünfzigjähriger Schulleiter mit rotgeädertem Gesicht. Ahnungslos, wie die Eltern, seien auch sie gewesen. Ob er glaube, daß es sich nur um ein Problem an Berliner Schuler handele, war die nächste dämliche Frage des Reporters an den Schulleiter.

—,Fährst du eigentlich jetzt nicht nach Hamburg?“
—,Berlin!“
—,Wieso jetzt Berlin?“, fragte Vera verdutzt.
—,In Berlin war dieser Kakaoskandal!“
—,Hörst du mir denn überhaupt nicht zu? Verdammt noch mal!
—,Natürlich! Deine letzte Frage habe ich nicht richtig verstanden,
das Fernsehen war zu laut!“
Er würde mal schauen, was sich machen ließe, gab er ihr dann zur
Antwort, nachdem sie ihn nochmals fragen mußte.

III. Nicht immer

OMNES AEQUO ANIMO PARENT UBI DIGNI IMPERANT
SYRUS

Geschockt starrt Vera in den Spiegel. Sicherlich hing es damit zusammen, daß sie schon drei Nächte nicht mehr richtig geschlafen hatte. Sonntag auf Montag Nacht hatte sie zwar gut geschlafen, aber zu kurz. Walters Anruf hatte sie aus dem Tiefschlaf gerissen. Wenn sie an die beiden letzten Nächte dachte, hatte sie schon Angst vor der Nächsten. Diese schrecklichen Träume. Letzte Nacht immer wieder der Warteraum, endloses Warten. Betten statt Stühle für die Wartenden. Wenn nur die Türe aufginge, dann könnte sie endlich schlafen. Auf keinen Fall vorher, denn sie würden dann nicht mitbekommen, wenn man sie aufriefe. Und der Hippie rauchte und rauchte, lachte. „Irgendwie müsse man sich ja die Zeit vertreiben.“, grinste sein Gesicht durch den Rauch. Wenn sie sich nur mal nach der anderen Seite drehen könnte, aber dann könne sie ja die Türe nicht mehr sehen. Die Knochen schmerzten. Wenn die Türe nur nicht so weit weg wäre. Sie konnte sie ja kaum erkennen durch den Nebel. Und dann war der Hippie plötzlich aufgestanden, und hatte einen Arztkittel über die Motorradjacke gestülpt. Jetzt müsse er leider gehen! Neuzugänge! Sie habe ja Zeit genug gehabt, sich bei ihm nach ihrer Mutter zu erkundigen. Am nächsten Tag wäre er wieder da.

Aber noch war ja Morgen und die Sonne schien. Vielleicht könnte sie ja mal durch den Park gehen, denkt sie. Würde ihr bestimmt gut tun, mal was anderes zu sehen. Die Kinder waren aus dem Haus. Vanessa in der Schule und Markus im Kindergarten. So stark waren diese Falten nie gewesen, denkt sie vor dem Spiegel, in dem sich die tiefstehende Wintersonne spiegelt. Falten gab es keine in der Büste von der Nofretete. Was würde der — oder überhaupt irgendein — Künstler aus ihr machen, stellt sie sich wieder die Frage, die damals im Sommer nach der Rückkehr von Berlin Felix gestellt hatte. Plötzlich war sie gealtert. Oder hatte sie es nur nicht bemerkt. Wenn sie bloß mal ein paar Nächte wieder ordentlich schlafen könnte, würde alles wieder viel besser aussehen. Vor lauter Intensivstation und Krankheit und Tod war es außerdem auch kein Wunder, daß sie jetzt alles so kraß. Die Kinder beschäftigt es ja auch schon, sonst hätte Vanessa doch heute morgen nicht diese Frage gestellt. Dabei hatte sie sich doch die größte Mühe gegeben, so weit wie möglich alles von ihnen fernzuhalten.

— „Muß Oma jetzt sterben?“, Vanessa hatte ihr Marmeladenbrot in der Hand gehalten, und war bereit wieder zuzubeissen, wenn sie eine

Antwort erhielt. Sie hatte ihre Mutter, die sie nicht zu hören schien, fragend angeschaut, ihr rotverschmierter Mund weit offen. Die Kinder begannen sich abgeschoben zu fühlen, oder bildete sie sich das nur ein.

—„Machs dir heute mal gemütlich“, hatte Felix wenige Minuten zuvor gesagt, als er das Haus verließ.

—„Mami-i-ieh, muß Oma jetzt sterben?“

—„Aber, Vanessa, wie kommst du denn darauf?“

—„Stefan hat gesagt, wenn man ins Krankenhaus kommt, muß man sterben. Sein Opa ist auch dort gestorben!“

—„Aber nein, mein Liebes, . . . schau mal, ich war doch auch schon zweimal im Krankenhaus, als ihr geboren wurdet.“

—„Bei mir aber nicht, Mama!“, rief Markus mit entsetztem Gesichtsausdruck.

—„Doch, du warst auch mit Mami im Krankenhaus, gell Mami!“

Mit einem energischen Eß-dein-Brot-auf-du-mußt-gleich-zur-Schule hatte Vera der War-ich-nicht-warst-du-doch-Litanei der Kinder einen Riegel vorgeschoben, und damit die drohende Gefahr umstürzender Kakaotassen und fliegender Marmeladenbrote gebannt.

—„Dehst du heute wieder zur Oma, Mami?“, fragte Markus, nachdem er eine Weile geschmollt hatte.

—„Nein, Markus, heute nicht, heute will ich mal bei euch bleiben!“

Wollen war eigentlich eine Lüge, denkt sie vor dem Spiegel, und sie sieht nochmals den freudestrahlenden Gesichtsausdruck von Markus vor sich. Es entsprach nicht der vollen Wahrheit, daß sie nicht wollte, denn sie hatte sich doch am Vorabend lange bemüht wieder jemanden zur Beaufsichtigung der Kinder zu finden, aber ihre Suche war erfolglos geblieben. Gezwungenermaßen mußte sie also bei den Kindern bleiben. Und doch war es keine richtige Lüge, denn sie war erleichtert, nicht fahren zu müssen, und sie war auch froh, bei den Kindern bleiben zu können. Die brauchten sie, die begannen sie zu vermissen. Nochmals stundenlang neben dem Bett ihrer Mutter auf der Intensivstation zu sitzen hätte sie nicht ertragen, dachte sie. Auszuharren und sich permanent ihrer Ohnmacht bewußt zu sein. Ja, sie war erleichtert zu Hause bleiben zu können, und alles mit guten Gewissen, denn sie hatte ja gehen gewollt, und sie hatte alles versucht jemanden für die Kinder zu finden. Inge? Inge hatte sie bewußt nicht gefragt, die hätte sich wieder so schrecklich angestellt. Und Frau Herder? Das konnte

sie doch von ihr nicht verlangen. Nein, sie hatte alles versucht! Alles wär ja auch viel einfacher gewesen, wenn Felix etwas eher hätte heimkommen können, dann hätte es ja mit der Frau Weber geklappt. Aber Felix, vielleicht wollte der auch bloß nicht eher heimkommen, möglicherweise, war diese Besprechung nur ein Vorwand. Sie brauche doch auch nicht jeden Tag ins Krankenhaus zu fahren, fauchte er sie an, als sie nur nochmals nachfragte, ob es denn nicht vielleicht doch für ihn möglich sei, wenigstens um sechs da zu sein.

Aber die Falten um ihren Mund, die waren doch nicht über Nacht gekommen, denkt sie. Wieso waren die ihr nie aufgefallen? Sie hatte nicht genug gelächelt, denkt sie plötzlich. Eine Fremde schaute sie aus dem Spiegel an. So wie die ausschaute, mußte sie relativ häufig schlecht gelaunt sein, mißmutig, neidisch, nein sie war zu hart mit sich. Plötzlich versteht sie, was Francois ihr hatte sagen wollen, damals im Sommer.

—„Du solltest alles etwas lockerer nehmen, nicht so ernst. Freu dich doch an dem, was du hast. Die anderen Leute sollten dir doch egal sein.“

Plötzlich sieht sie sich so, wie Francois, sie wohl schon ziemlich früh gesehen hatte. Es war ja nicht falsch gewesen, was sie Francois zur Rechtfertigung gesagt hatte. Sie wollte niemals so eine unstete finanzielle Existenz führen wie bei ihr Zuhause. Sie hatte einen Mann wollen auf den sie sich verlassen könnte. Nicht einen Trinker, wie es ihr Vater gewesen war, und wie es auch Walter war. Die alle ihre Chancen versoffen hatten. Ihre Kinder sollten es einmal besser haben, hatte sie Francois weinend gesagt. Wenn die anderen Kinder von ihrem Urlaub prahlen, dann sollen sie immer ein noch schöneres Reiseziel haben.

—„Rimini, Costa Brava und Mallorca, das waren die Zauberworte nach den großen Ferien und ich war immer nur im städtischen Freibad ... und allzu häufig auch noch allein! ... Ist es da so verwunderlich, wenn ich danach strebe, daß unser Einkommen stimmt?“

Er wollte sie nicht verletzen, deshalb hatte Francois so rumgedrückt. Während sie schimpfte, daß ihr Einkommen nicht genüge, hatte er ihr versucht klarzumachen, daß es doch viel mehr sei, als die meisten Familien hätten, selbst wenn beide arbeiteten.

—„Kannst du dir vorstellen, was es heißt, wenn die anderen Kinder auf dich herabschauen, sich über dich lustig machen, weil dein Vater trinkt, weil er arbeitslos ist?“

Sein Vater sei auch arbeitslos gewesen, immer wieder, je nach Wirtschaftslage. Aber er habe nicht getrunken, zumindest nicht übermäßig.

—„Es gibt doch auch einen Wege zwischen Penner und Karrierist ... ”

—„Mein Vater war kein Penner!”, entrüstete sich Vera

—„Nein, natürlich nicht ... dieses reine Karrierestreben macht doch auch nie glücklich. Das ist doch wie Sex ohne Orgasmus. Immer höhere Ziele und wo man auch hinkommt keine Befriedigung. Nur Frustration, denn wieder sind welche über einem.”

Wenn sie an ihre Mutter und an all die anderen armen Menschen in dem Krankenhaus dachte, erschien ihr ihr bisheriges Streben so sinnlos. Sie konnte nicht mehr stolz sein auf das, was sie erreicht hatten. Wenn alles so schnell in Frage gestellt sein konnte. Was hatten sie überhaupt erreicht?

* * * * *

All die Leute von denen man unbedingt will, daß man einen guten Eindruck auf sie macht, möglichst den Besten, in der Kindheit die Lehrer, später dann Offiziere, Professoren, Chefs oder andere Würdenträger. Und dann die vielen anderen, von den es einem völlig schnuppe ist, was sie von einem halten. Schnuppe sein könnten, dachte Felix, aber es nicht immer sind, denn da waren doch Leute wie Wiedenkamp, von denen er nicht wollte, daß sie ihn nicht mochten, obwohl er keineswegs von diesen in irgendeiner Weise abhängig war. In Wiedenkamps Fall war es ja auch eindeutig: Wiedenkamp könnte ihm einerlei sein, er war kein Vorgesetzter von ihm, er war noch nicht einmal eine mächtige Person in der Frimenhierarchie, er mußte nicht einmal direkt mit ihm zusammenarbeiten, aber dennoch war es nicht so. Die ganze Zeit hatte Felix zwar geglaubt, daß ihn dessen abweisendes Gebaren nicht störe, aber nun, gewissermaßen auf einen Schlag, war ihm klar geworden, daß

ihm Wiedenkamp nicht egal war. Jetzt, wo Wiedenkamp seine feindselige Haltung aufgegeben hatte. Wiedenkamp hatte ihn zu sehr in Malter's Ecke gesehen, zählte ihn zum gegnerischen Lager. Wiedenkamp's Haß und Verachtung für Malter war auch auf Felix übergeschwappt. Wohingegen Felix Wiedenkamp von Anfang an — wenn auch auf eine bizarre Art sympathisch gefunden hatte, obwohl er es rational nicht begründen konnte. Wenn Wiedenkamp ihn mit barschen Antworten abspelte, wenn er ihn mit Sarkasmus behandelte, selbst wenn er über ihn zu spötteln schien, Felix war ihm nie richtig böse, verzieh ihm, wie er es sonst kaum machen würde. Er konnte es nicht verstehen, aber er erkannte auch, daß es anderen genauso ging. Selbst gegenüber Mohler blieb Wiedenkamp sich selbst treu, machte keine faulen Kompromisse und sparte auch dort nicht mit bissigen Kommentaren, und Mohler schien es zu akzeptieren, wie ein braver Sohn die Schelte vom Vater. Felix mochte ihn, obwohl er sich immer ein wenig unwohl fühlte in dessen Gegenwart. Wiedenkamp war immer in Angriffsposition. Häufig kam es ihm so vor, als versuche er ihn bloß zu stellen, trachtete danach ihm zu zeigen, wie sehr Felix ihm intellektuell unterlegen sei. Was Felix am wenigsten verkraften konnte, war, daß er sich in diese Rolle hatte drängen lassen. Mehrmals hatte er sich wie ein unmündiger Schuljunge in seiner Gegenwart gefühlt.

Das eigentliche Wunder des Abends, dachte Felix im Felsenkeller, nachdem fast alle Gäste gegangen waren, lag in Wiedenkamp's Wandlung. Freundlich, kein Kräftemessen, und nichts zu spüren von Aggression oder Haß. Wiedenkamp benahm sich so, als säße er mit einem alten Freund zusammen.

—,„Das habe ich bisher kaum jemandem erzählt! Brauchte ja niemand zu wissen!“, sagte Wiedenkamp.

—,„Sie können sich auf mich verlassen, von mir wird niemand etwas erfahren!“, versicherte ihm Felix.

—,„Ist schon recht. Wenn mir wirklich dran gelegen wäre, daß niemand etwas erführe, hätte ich es ihnen auch nicht erzählt!“

—,„Das heißt Sie vertrauen mir nicht?“, fragte Felix, den die letzte Bemerkung von Wiedenkamp sichtlich irritiert hatte.

—,„Nicht mehr oder weniger als anderen Menschen!“

Alle wußten, daß er vor fast fünfzehn Jahren aus der DDR in den Westen gekommen war, aber so wie es Wiedenkamp darstellte, wußte

kaum jemand um die Umstände. All die vielen Gerüchte, die sich um sein jahreslanges Schweigen rankten, störten ihn nicht. Ausgewiesener oder Flüchtling, abenteuerliche Flucht, manche meinten sogar, daß er möglicherweise sogar kriminell, sogar im Sinne des freien Westens gewesen sein könnte. Warum sonst schwieg er so konsequent?

— „Malter war mein bester Freund gewesen. Wir hatten zusammen studiert gehabt. Unzertrennlich waren wir gewesen, ...”

Schulz, sollte dieses Gerücht doch stimmen, schoß es Felix durch den Kopf.

— „Nächtelang haben wir zusammen bei klirrender Kälte mit unserem selbstgebauten Teleskop den Sternenhimmel betrachtet. Herrlich war das, auch das drumrum. Draußen in der Nacht bei sternklarem Himmel — muß es ja sein, klar — auf freiem Feld oder auf irgendeiner Anhöhe. Die Stille und die Einsamkeit. Tieschürfende Gespräche. Das verbindet. Bis dann Ute kam — ne ne, hat nichts geändert, er gehörte richtig zur Familie. Er wurde sogar Pate von Jens — ich habe ihn taufen lassen, war mir egal was die Genossen dachten. — aber Ute war auch immer ein wenig eifersüchtig auf ihn ...”

— „Oh, sie haben einen Sohn — ich wußte gar nicht ...”

— „Zwei. — Söhne meine ich und eine Tochter ...”, sagte er, und seinen Gesicht nahm einen leidenden Gesichtsausdruck an. „es gab kaum einen Sonntag, wo er nicht zum Essen da war, abends spielte er sogar des öfteren den Babysitter für unsere Kinder”

War Malter eifersüchtig gewesen, daß er nicht mehr die Nummer eins war bei seinem Freund Heinz, denn Ute und die Kinder kamen nun an erster Stelle. So hatte Wiedenkamp Felix das jedenfalls dargestellt. Vorbei war das Philosophieren unter Sternenzelt, Malter vermißte es wohl, aber Wiedenkamp genoß seine Familie. Außerdem waren da auch noch die neuen Freunde, die von Ute.

Alle, wie sie aus Dresden, gemeinsames Studium und wie Ute politisch aktiv, zuerst im Sinne der Macht, dann enttäuscht, abtrünnig.

— „Uns — also Malter und mir — war das ganze politische Gesabber immer völlig schnuppe gewesen, wir haben studiert und hatten unsere Sterne.”, sagte Wiedenkamp, nachdem er den letzten Schluck aus seinem Weinglas geschlürft hatte.

— „Ute mochte es nicht, daß Wolfgang mit ihren Freunden zusammenkäme. Sie mißtraute ihm, und Malter spürte es wohl auch!”

Die Bedienung war gekommen, weil Felix ihr gewunken hatte, und hatte seine Bestellung für ein weiteres Pils und einen Riesling entgegengenommen und beim Weggehen hörte sie Wiedenkamps:

—„Ich hätte ihn nie mitnehmen sollen. Das war mein größter Fehler. Aber nachher ist man immer klüger!“

* * * * *

—„Ich habe ihnen schon mal die Rechnung mitgebracht!“, sagte die Bedienung, als sie den Riesling und das Pils servierte.

—„Schließen Sie nun?“, fragte Felix die Bedienung, leise, so als wolle er Wiedenkamp nicht in seinen Ausführungen stören. Aber der bemerkte schien nicht zu bemerken, daß die Bedienung nun gerne nach Hause gehen wollte, daß sie nun die letzten Gäste waren. Felix hoffte, daß er mit seinen Ausführungen fortfahren würde.

—„Nein, nein, lassen Sie sich nicht stören, ich habe noch aufzuräumen, und ein paar Sachen für morgen zu richten. Trinken sie ruhig in Ruhe aus!“, antwortete die Bedienung.

—„Aber viele wollten doch gerne die DDR verlassen, dachte ich immer!“, fragte Felix, um ihn beim Thema zu halten.

Wiedenkamp schaute ihn lange an, unsicher, ob er es ihm übel nehmen sollte.

—„Ausgewiesen. Klingt wirklich ganz harmlos. Aber können sie sich vorstellen, wenn sie plötzlich einfach so von ihrem Arbeitsplatz entführt werden. Ne, ne, keine Gewalt, ‘wenn sie mal mitkommen wollen, es gibt da ein paar Dinge, die wir mit ihnen besprechen wollen’, ne, falsch, ‘bitte’ haben die noch gesagt, ‘wenn sie bitte mal mitkommen wollen’ und man glaubt an einen schlechten Scherz, glaubt immer noch zum Abendessen zu Hause zu sein. Zweifelst keinen Augenblick daran, daß Du abends den Kindern eine Nachtgeschichte vorlesen kannst, daß du nachts wieder neben deiner lieben Frau liegen wirst. ‘Bis heute abend um sieben!’ hatte ich noch im Weggehen zu Wolfgang

gesagt, und der hat nur unter sich geschaut, hat irgend etwas gemurmelt — die beiden die mich abgeholt hatten, hätten auch ein Schild auf der Stirn haben können ‘Stasi’, sie wären auch nicht auffälliger gewesen, nicht nur der Ledermatel von dem einen, wie aus einem Agentenfilm — ihr ganzes Gehabe — ein billiger Agentenfilm”

* * * * *

— „Guten Abend Herr Schmied!”, hatte Felix gehört, während seine Hand bereits von Dr. Wiedenkamp geschüttelt wurde. Felix hatte ihn gar nicht wahrgenommen, und vor ihrem Essen im Felsenkeller hätte Wiedenkamp, ihn wohl auch geflissentlich übersehen.

— „Das ist ...”, Felix stoppte, zögerte, da er dachte er könne sie nicht mit Vornamen vorstellen.

— „Dominique, einfach Dominique! Ich denke wir sollten uns auch mal ein Gläßchen Sekt — wo gibt’s den eigentlich?”

Felix fragte sich, ob Wiedenkamp, der sie zur eigens für diese Veranstaltung aufgebauten Sektbar begleitet hatte, Dominique für seine Frau hielt. Er hatte Vera nie kennengelernt, und kannte auch nicht ihren Vornamen.

— „Ganz schön viele Leute da!”, wunderte sich Dominique.

— „Das liegt wohl an dem kostenlosen Imbiß und Sekt!”, erwiderte Wiedenkamp.

Unbekannten Künstlern zu helfen, ihnen ein Forum zu bieten, wenn auch in bescheidenem Maße, das sei ihre Zielsetzung. Viele junge Musiker, Komponisten und bildende Künstler hätten bereits in von der KMG gesponserten Konzerten und Vernissagen einem interessierten Publikum vorgestellt werden können. Heute gäbe es etwas besonderes. Denn fast genau vor zehn Jahren, hätte an dieser Stelle, Direktor Mohler — hier machte er eine Pause, wohl um den Namen besser wirken zu lassen — die Werke eines jungen Mannes vorgestellt, ein noch unbeschriebenes Blatt, oder sollte er besser sagen, ein unbemaltes Blatt.

Wie einige im Saal lächelte nun auch Braggard, als wäre ihm nun aufgefallen, daß er einen tollen Witz gemacht hätte. Er freue sich nun in ihrer Mitte wiedermals Bertram Wegener begrüßen zu können. Damals habe Herr Mohler Bertram Wegener als einen erfolgversprechenden jungen Mann aus der Region vorgestellt. Vielleicht werde er einmal Gochlingen zu einem Begriff in der Kunstwelt machen.

Felix konnte ohne den Kopf zu verdrehenden im äußersten Rand seines Blickwinkels erkennen, daß Wiedenkamp, der zur Linken von Dominique Platz genommen hatte, gähnte. Er war bei ihnen geblieben. Dominiques Gesichtsausdruck wechselte ständig zwischen andächtigem Zuhören und Langeweile.

Bertram Wegener habe alle in ihn gesteckten Hoffnungen und Erwartungen erfüllt, ja sogar übertroffen. So wie der Geschäftsmann, weltweit, wenn er den Namen Gochlingen höre, sofort an die KMG denke, so denke der Kunstliebhaber, ob in Europa, Amerika oder Japan sofort an Bertram Wegener. Dann erläuterte Braggard ausführlich und langatmig die einzelnen Stationen von Wegeners Erfolg.

„Wegner. Ein Name, den man sich merken sollte.“, so habe Mohler damals geendet, und sie alle hätten ihn sich gemerkt, und die Schlagzeilen hätten ein Vergessen auch nahezu unmöglich gemacht.

Mit ein klein wenig Stolz müsse er auch sagen, daß ihre Firma Bertram Wegener seinen Start erleichtert hatte. Nicht, daß er ihre Hilfe benötigt hätte, aber kompromißloser junger Künstler, der sich nicht gerne anbiedert, habe es nicht gerade leicht gehabt. Auch nach zehn Jahren sei er sich selbst treu geblieben: kompromißlos, ein Künstler mit Biß. Und genau daß sei es, was ihre Firma immer gezeigt hätten: Biß. Biß am Markt. Biß bei der Arbeit. Mitabreiter mit Biß, die sich in ihre Arbeit verbeißen. Bei der harten internationalen Konkurrenz bräuchten sie es nun nötiger denn je. Kompromißlos!

—„Ich beiße den gleich, ganz kompromißlos!“, sagte Wiedenkamp und Dominique mußte lachen.

Einer der vor ihnen sitzenden drehte sich tadelnd um, schaute Wiedenkamp strafend an, und Schrecken, Entsetzen, als er Dominique erkannte. Lächelte verlegen, grüßte zaghaft und drehte sich wieder nach vorne.

—„Sie hatten bewußt auf einen ordentlichen Beruf verzichtet und arbeiten als Hilfarbeiter, wenn sie Geld benötigten. Dabei hätten sie

es doch viel einfacher haben können. Soviel ich weiß sind sie doch Betriebswirt!”, fragte eine Frau aus dem Publikum.

—,Wissen sie die Welt ist voll mit Möchtegernkünstlern, aber sie sitzen wie Läuse im Pelz des Wohlstandes. Wenn er im Ruhestand sei, dann werde er endlich seinen Roman schreiben, hatte mir einmal ein Manager erzählt. Ein Spitzenmanager, einer den viele beneiden, aber er schien mir nicht glücklich, trotz allem. Denn er hatte es versäumt seine eigentlichen Ambitionen auszuleben, stattdessen kämpfte er umso heftiger um seine Managerkarriere, und — da bin ich mir sicher — er wird auch nach seiner Pensionierung keinen Roman schreiben. ”

* * * * *

Da war also dieses Bild reingerutscht. Felix hatte damals fest behauptet, daß es gar kein solches Foto gäbe, sie würde es sich es nur einbilden. Felix zwischen Moni und Vera, seine Arme um die Schultern von beiden; Chris hatte die Regie geführt. Das erste Foto mit Chris' neuem Fotoapparat. Er hatte sie extra zum Tennisspiel mitgebracht, oder hatte er nur keine Zeit mehr gehabt, sie in seine Wohnung zu bringen. Wenn ihre Erinnerung sie nicht trog, hatte er sie vorher gekauft gehabt, und mußte sie unbedingt ausprobieren, war ganz wild drauf Fotos zu schießen, im grassen Gegensatz zu Moni und ihr. Sie hatten sich energisch aber vergeblich gewehrt. Schrecklich sähen sie doch wohl aus, ihre Haare ganz verschwitzt und zerzaust. Super war das Bild geworden, und die zerzausten Haare ließen sie bloß attraktiver ausschauen. Ein beachtlicher Anfangserfolg. Wenn Chris nicht gewesen wäre, ob sie Felix und sie jemals zusammengefunden hätten Rühmlich war es ja nicht gewesen für Felix.

Ganz schön jung war sie damals noch. Zehn Jahre, ja wirklich, so lange ist das schon her, denkt Vera. Blaß war sie gewesen. War ja auch

kein Wunder, nirgendwo Fenster und immer diese gräßlichen Neonleuchten. Oh ja, die Beleuchtung, die hatte sie immer besonders ge-
haßt. Kopfweh hatte sie von diesem flackernden Licht immer bekom-
men. Ja, auch von der stickigen Luft, richtig staubig war sie gewesen.
Monatelang, oft jahrelang hatten manche Exemplare rumgestanden, bis
sie jemand wollte, und dann staubten sie. Entluden all der Dreck, den
sie jahrelang auf den endlosen Regalen gefangen hatten, auf dem Weg
zu ihrem neuen Leser, zu einem potentiellen Leser, denn viele Bücher
wurden ja gar nicht gelesen. Mit ihrem von ihr sogenannten Zwanzig-
Einundzwanzig-Test hatte sie es herausgefunden. Aus Spielerei, hatte
sie damit begonnen, die Schnipsel mit dem Aufdruck der Ausleihfrist,
konsequent zwischen die zwanzigste und einundzwanzigste Seite zu
schieben. Sie hatte diese Seitenzahlen gewählt, weil es ihrem Alter
entsprochen hatte. Obwohl sie es ja vermutet hatte, war sie dennoch
erstaunt gewesen, wieviele Bücher genau so wieder zurückkamen, al-
so mit dem Lesezeichen zwischen den besagten Seiten. Für sie war es
ein untrügerisches Zeichen dafür, daß das Buch nicht gelesen worden
war, ja möglicherweise noch nicht einmal durchgeblättert worden war.
Aber auch wenn der Schnipsel nicht mehr drinn war oder auf einer
anderen Seite, war dies keineswegs eine Entlastung für die zurückge-
bende Person in Veras Augen. Vor allem, weil sich Simone und die
anderen nicht an ihre Taktik hielten. Oder beim Kopieren konnte es
herausgefallen sein. Ständig waren sie am Kopieren. Sie kopierten in
der meist wohl trügerischen Hoffnung, später mal zum Lesen zu kom-
men. 'Besser kopiert als gar nicht gelesen!', scherzten Vera, Simone
und die anderen immer wieder. Die Studenten und Studentinnen liehen
viel mehr Bücher aus, als sie überhaupt lesen können, dessen war sie
sich schon immer sicher gewesen.

Bei der KMG hatte sich Simone ja auch nicht gebessert. Sie war im-
mer noch das alte Reibeisen. Braggard hatte es nicht leicht mit ihr, aber
sie arbeitete ordeentlich. Er konnte sich immer voll auf sie verlassen.
Mit ihr als Sekretärin würde er garantiert keinen Termin verpassen. Er
konnte sich darauf verlassen, daß bei einer Dienstreise morgens zur
vereinbarten Zeit ein Taxi vor seiner Türe stehen würde, um ihn zum
Flugplatz zu bringen. Aber ihr Preis war halt ihre Kantigkeit. Die Stu-
denten hatten sich richtig gefürchtet vor ihr. Große Töne gaben die von
sich, die Welt verändern wollen, aber vor ihrem und nicht vor Simones

Schalter drängelten sie sich. Kein Wunder, daß Veras Schlange immer die längste gewesen, wenn Simone neben ihr war! 'Wenn sie mir jetzt auch noch sagen könnten, was das Gekritzel auf ihrem Zettel bedeutet, kann ich ihre Bestellung weiterleiten'. Und das war ja noch die freundlichere Variante. 'Muß man heutzutage nicht mehr Schreiben lernen, um das Abitur zu machen!'

* * * * *

An einem Sommertag, herrliches Wetter draußen. Sie träumte von einem Urlaub am Meer, faulenzten am Strand. Und wenn schon nicht der Strand von St. Tropez, dann wenigstens das Freibad von Nossbach, aber stattdessen ging sie widerstrebend zu ihrem Arbeitsplatz. Natürlich war kaum Betrieb an diesem Tag. Die Studenten und Studentinnen genossen natürlich die Sonne, auf den Wiesen im Ungelände, oder im Schwimmbad. Nur die richtig Arbeitsbesessenen kamen an solch einem Tag in die Unibibliothek. Natürlich auch die, die sich für eine Prüfung vorbereiten mußten. Gezwungenermaßen, so wie sie, kamen die. Langeweile, und von morgens ab berechnete sie, immer wieder, die noch verbleibende Zeit in Stunden und Minuten. Träumte vom Feierabend und bemitleidete sich selbst. Bestellte Bücher zur Theke, die Rückgaben wieder in die Regale zurück. Aschenputel. Wo blieb ihr Märchenprinz.

Plötzlich öffneten sich die eichenen Schwingtüren zum Saal und er trat ein: James Dean. Ihr Prinz. Er war noch nie in der Bibliothek gewesen, der wäre ihr bestimmt aufgefallen. Ausgerechnet heute kam er. Wenn sie wenigstens ihre Haare gewaschen hätte, wenn sie doch nur ein hübscheres Kleid angezogen hätte. Ausgerechnet jetzt war bei ihr wieder einer Schlange, nachdem die ganze Zeit kein Betrieb war. Simones Schlange war kürzer, wie immer. Wäre sie doch auch nur unfreundlicher gewesen, dann würden bei ihr auch nicht so viele warten.

Der würde doch bestimmt zu Simone gehen. Er schaute sich lange um, Ausleihkarte in Händen. Er konnte noch nicht oft dagewesen sein.

Veras Schlange, er hatte Veras Schlange gewählt. Er hatte Simone betrachtet, hatte sie angeschaut und hatte sich dann doch für Vera entschieden, ihr Herz raste. Und dann war er verschwunden gewesen, in Mitten all der Trotzkis, Maos, Rosa Luxemburgs, und den vielen anderen aus dem reaktionären Lager. Schwarze Ledermäntel im Stil der zwanziger, natürlich nicht an diesem heißen Sommertag.

Dann war ihr James Dean in den Lesesaal gegangen. Felix hieß er. Felix Schmied. Sie hielt den Ausgang im Auge, aber da war ja leider noch der Nebenausgang. Wenn sie alle bedient hätte, könnte sie ja mal in den Lesesaal gehen. Ganz offiziell, um mal nach dem Rechten zu schauen. 'Bücher nach Gebrauch unbedingt wieder zurückstellen!' hing über allen Tischen, aber für viele war es zwecklos. Wenn bloß nich wieder Simone ginge, immer drängelte sie sich vor, und sie gab immer nach. Simone benahm sich immer, als sei sie ihre Chefin. Irgendwie hatte sich das so vom Anfang eingeschliffen. Simone war es ja gewesen, die sie, die Neue eingeabeitet hatte, und sie hatte sich brav untergeordnet und dabei war es halt geblieben.

—„Laß' mich. Ich wollte sowieso ...“, sagte sie und rannte an Simone vorbei, die schon auf dem Weg zum Lesesaal gewesen war. Ja, sie schob sie sogar ein wenig zur Seite, um besser an ihr vorbeizukommen. Nach ihrem Prinzen sehen, das wollte sie, aber was sollte sie Hildgegard sagen.

—„...ich muß noch etwas nachschauen ...“ sagte Vera dann noch und ließ die verdutzt dreinschauende Simone zurück.

Verwundert hatte sie sich im Lesesaal umgeschaut, denn soviel Betrieb hatte sie dort nicht erwartet; es war doch ein ruhiger Tag gewesen. Fast alle Tische waren besetzt. Ganz am Ende, dort sitzt er, denkt sie, und sie rennt los, ohne überhaupt zu wissen, was sie sagen sollte, sagen könnte.

—„Die Bücher — ich meine — hier auf dem Tisch —sie bringen die wieder — ich meine — nicht von jemand anderem, der sie nicht zurückgebracht hatte.“, stammelte sie.

—„Keine Sorge, ich räume die schon wieder zurück!“, sagte der Student, den sie für Felix gehalten hatte, freundlich lächelnd und versank wieder in ihrer Lektüre.

Verdammt, dort an der Türe! Da huschte jemand raus, das war er gewesen! Statt direkt loszurennen hätte sie sich zuerst einmal genau umschauen sollen. Schnell zum Ausgang, vielleicht könnte sie ihn noch kriegen. Aber draußen war niemand mehr zu sehen, jedenfalls niemand der ihrem Felixbild ähnlich sah.

Vera, du spinnst, sagte sie sich immer wieder morgens vor dem Kleiderschrank, wenn sie ratlos vor ihren Kleidern stand, sich nicht entscheiden konnten, wenn ihr alles nicht gut genug war, nur die Blusen, die Röcke, die gerade bei der Wäsche waren. Vera, du hast einen Knall, tadelte sie sich, früh morgens, verschlafen und noch total müde. Du mußt total verrückt sein, versuchte sie sich jeden Morgen vergeblich, den Kopf wieder zurecht zu rücken. Was ihr aber nur gelang, war ihn von Shampoo zu befreien. Jeden morgen wusch sie ihn nun — Wahnsinn — seit ihr Prinz im Ausgabesaal aufgetaucht war. Das nächste Mal mußte sie vorbereitet sein, nicht nochmals mit fettigen Haaren hinter der Theke stehe. Allabendlich vorm Einschlafen wandelte Felix durch ihre Wachträume, ließ sie lange hin und her wälzen. Oder, was noch schlimmer ist, wenn sie es nicht schafft, ihn in der Buchausgabe erscheinen zu lassen. Wenn sie ihn mit geschlossenen Augen und schon völlig übermüdet versucht mit Blumen, manchmal rote Rosen, durch die Schwingtüren zu schicken, lächelnd, mit ausgebreitete Armen, ist sie nicht Herrin ihrer Phantasie. Weg mit Simone, aber sie ist da, skeptisch, und die Rosen sind weg, eine lange Reihe von Studenten wartet ungeduldig darauf endlich von ihr bedient zu werden. Und überhaupt denkt sie dann, beraubt ihrer Phantasie und im Banne der Ratio, warum sollte er nach so langer Zeit plötzlich mit Blumen auftauchen, und ihr seine Liebe gestehen. Wenn wäre er gleich am nächsten Tag, oder ein paar Tage später aufgetaucht, aber nach vielen Wochen. Er hatte sie nicht wahrgenommen, Personal, Bedienstete, keines Blickes gewürdigt, kein Objekt der Begierde. Gut, dann also keine Blumen! Aber was tun, wenn er kommt, wenn er seine Bücher auf den Tisch legt, und dann, was dann. Wie sein Interesse wecken? Wie ein Gespräch entfachen.

Sein Benutzerausweis. Eines Abends war die Idee geboren, und es blieb auch ihre bevorzugte. Ein abgewetzter, zerflädderter Ausweis, so als habe er ihn lange in der Hosentasche mit sich herumgetragen. Wenn er mal einen Moment Zeit hätte, würde sie ihm einen neuen Ausweis

ausstellen, so würde sie ihn festhalten, damit er nicht nur seine Bücher ablegte und wieder und dann vielleicht für immer wegging. Das durfte nicht geschehen! Erst mal Zeit gewinnen mit dem neuen Ausweis, und es würde sich bestimmt was ergeben. Und im Schlaf, Träume, frei vom Joch der Vernunft, da waren sie zusammen. Einmal Banquet im Nebensaal, fürstlich gedeckt, dort wo sonst die alte Schreibmaschine steht, dort, wo sie seinen neuen Benutzerausweis tippen wollte. Nur sie beide im Kerzenschein und romantischer Musik. Sie tanzten und tanzten, immer leichter und enger, — „Sie sollen ihre Arbeit machen, keine Studenten verführen!“, brüllte vor ihr der Direktor in hochrotem Kopf und Schlafanzug — Simone hatte in extra aus seiner Nachtruhe reißen müssen. Hundert Arme im Halbkreis um sie, strecken ihre ausgefüllten Ausleihkarten und ihre Bücher Vera entgegen, schweigender Chor. Neben dem Direktor die entsetzt und eifrig dreinschauende Simone: „Arme unschuldige Studenten verführen, diese Schlampe!“ Oh Gott, und sie im Pyjama, in den Armen von Felix. Und ihr Vater neben Simone, vorwurfsvoll, in aufgedunsenem Gesicht stinkt nach Bier, ungekämmt, zerzaustes Haar. Wach, schweißgebadet, und dann wieder schlafend, liebkost von ihrem Traumfelix.

Felix, Felix, Felix, klingelte der Wecker jeden Morgen, seit seinem Auftauchen eine halbe Stunde eher wie normal, Zeit für die ausgiebigere Morgentoilette. Vera, komm' zur Vernunft, du hast ihn doch nur einmal gesehen, nicht mal richtig vorstellen konnte sie sich ihn. Was wäre wenn, dachte sie, während sie sich in eine enge Jeans zwängte, er eine Freundin — warum nicht, die meisten, vor allem, die so toll aussehen wie der, haben doch eine. Oder wenn er schwul sei, dachte sie einmal im Bus, denn ein paar Sitze vor sich hatte sie jemanden gesehen, von dem sie wußte, daß er es war. Jeden morgen vor und im Bus filterte sie die Fahrgäste, hoffte sein Gesicht zu erspähen. Blödsinn, schwul konnte Felix nicht sein, das hätte sie gespürt. Er könnte schon verheiratet sein; es gab doch einige Studenten, die es waren. Warum hatte sie nur nicht genauer auf seine Finger geschaut, aber ein Ring wäre ihr sicher aufgefallen.

* * * * *

So wie man sich ein Taschentuch aus der Tasche nimmt, wenn man nicht haben will, daß jeder es gleich mitbekommt. So, ganz nebenbei hatte Felix seine Firmen-Amex-Karte rausgefischt, immer seine volle Aufmerksamkeit bei Dr. Heinz Wiedenkamp. Die Plastikkarte hatte er bedächtig auf den kleinen weißen Teller mit der Rechnung gelegt, ebenso wie einen Zehnmarkschein. Mit dem Trinkgeld hatte er nicht geizen wollen, denn sie hatten ja nun die Geduld der Bedienung schon allzu lange auf die Probe gestellt. Nun wartete sie wirklich darauf, daß sie gingen, nachdem sie die letzten Gläser aus der Spülmaschine geräumt hatte.

Wiedenkamp weilte in dem alten verloderten Haus in dem kleinen Büro mit den fast vier Meter hohen Wänden, kalkweiß, dort wo keine Ordner waren. Auf dem Tisch stand ein schwarzes Telefon, dessen Wählscheibe entsetzlich krächzte, wenn die hagere Gestalt im Bürstensaarschnitt, — einer der beiden, die ihn in seinem Büro abgehohlt hatten, — jemanden anrief, und der Apparat klirrte schrill, wenn Hermann angerufen wurde. Oder hieß er einfach Mann und meldete sich nur 'Herr Mann'. Unwahrscheinlich. Frauen machen es so, sie melden sich 'Frau Meyer', aber bei Männern war es ungewöhnlich. Warum eigentlich, wunderte sich Felix. Wenn er Wiedenkamp vorschlug, noch etwas in den Pub gleich um die Ecke trinken zu gehen, würde er mitgehen? Oder wäre der Abend dann zu Ende, würde er nie erfahren, was mit Wiedenkamp weiter geschehen war.

* * * * *

Nach Bildern ihrer Mutter stöberte sie, aber die Bilder aus der Zeit in der sie Felix kennengelernt hatte, hatten sie in ihren Bann gezogen. Ein

schönes Kleid war das, hat sie immer so gut gekleidet, schade das es ihr nicht mehr paßt, denkt sie wehmütig. Aber sie hat es immer noch das pinkfarbene Minikleid, ausgestellt wie ein Faltenrock. In einer Stunde müßte sie Markus aus dem Kindergarten abholen, und sie hatte noch nicht gekocht.

* * * * *

Sommerlich warm, nein heiß, damals, aber morgens Gänsehaut. Zu heiß für die Jahreszeit, wie es der Wetterbericht formuliert hatte, erst Ende Mai war es gewesen. Die richtige Temperatur für ihr pinkfarbenedes Minikleid, hatte sie gedacht am Morgen des offiziellen Rückgabetermins für Felix; die letzte Nacht hatte sie kaum geschlafen wegen diesem Termin und wohl auch wegen dem Vollmond. Rasende Regenschichten, hier und da ein Stück blauer Himmel. Düster war es. Hatte sie nicht erwartet gehabt, nicht nach dem, was der Wetterbericht vorge-sagt hatte. Sonst hätte sie doch andere Kleider gewählt gehabt. Naja, in der Bibliothek würde es ja eh stickig warm, und dann würde sie froh mit dem kurzen Kleid sein, und außerdem war es ja auch hübsch anzuschauen. Heute müßte er doch bestimmt kommen, wenn er keine Mahnung riskieren wollte. Ihr Herz galoppierte, und ihr Magen verkrampfte sich. Kaum gefrühstückt. Sie hatte nichts essen können, wie immer, wenn sie zu aufgeregt war.

Kalter kackbrauner Kunstledersitz und ihre nackte Haut zuckte zusammen beim Niederlassen; eine Gänsehaut überzog ihren fröstelnden Körper, damals im Bus auf dem Weg zur Arbeit in der Unibibliothek. Mühlenstraße, Haltestelle vor den drei Studentenwohnheimen, dort füllte sich der Bus immer, nacher fast keine Stehplätze mehr. Tag für Tag hatte sie gehofft, daß er dort vielleicht einsteigen könnte, aber immer vergeblich. Warum sollte er gerade an diesem Tag im Pulk der Wartenden sein? Aber sie reckte sich dennoch, um schon beim Heran-fahren die Gruppe der Wartenden besser beobachten zu können. Entsetzt nimmt die grauhaarige alte Frau neben ihr ihre Handtasche auf

den Schoß, die Vera bei ihren Verenkungen berührt hatte. „Entschuldigung!“, murmelt Vera. „Macht nicht!“, entgegnet die Alte und kontrolliert dennoch den Inhalt, Geldbeutel, Minialbum mit Fotos von Kindern und Enkelkindern, Medizin und zahlreichen anderen Utensilien.

Das ist er doch! Sie schenkt ihm ihr schönstes, ihr einladenstes Lächeln, und ihre Augen signalisieren ihm dorthin gelenkte Blicke, daß die Sitzbank gegenüber ihr noch frei ist. Nun war sie froh, zuerst hatte sie sich geärgert, daß die alte Frau ihren dicken Hintern neben sie hatte quetschen müssen, statt ihr gegenüber Platz zu nehmen. Wenn sich bloß nicht sonst jemand vor ihm dort hinsetzte.

Ihre Befürchtungen waren vergebens. Er nahm gegenüber ihr Platz, ebenso wie sein übergewichtiger Begleiter. Aber sie war entsetzt, wie konnte ihr das nur passieren. Eine fürchterlich Verwechslung! Wie hatte sie sich nur so täuschen können? Das war nicht Felix, und was sie am meisten beschämte war, das das Objekt ihrer Verwechslung keinerlei Ähnlichkeit mit Felix hatte. Und sie erschrak, weil sie sich wiedermals nicht mehr vorstellen konnte, wie Felix aussah. Ein Mann ohne Gesicht, und sie war vernarrt in ihn, lächerlich kam ihr das vor. Wie geht das eigentlich mit den Phantombildern bei der Polizei, wunderte sie sich, denn sie konnte sich nicht vorstellen, wie sie denen helfen könnte. Allgemein, nicht nur bei Felix. Sie könnte ihn doch überhaupt nicht beschreiben, aber Felix war ja kein Verbrecher, und Liebhaber wurden ja nicht polizeilich gesucht, schade, hatte sie gedacht.

Sie wagte nicht mehr in ihre Richtung zu schauen, aber trotzdem glaubte sie deren dreistes und unverschämtes Grinsen zu sehen. Vor allem der, den sie für Felix gehalten hatte, vermaß mit seinen Blicken ständig ihren Busen. Offen und unverholen, nicht wie sonst die Männer. Verstohlen lugen andere, und zucken zusammen, wenn Vera sie plötzlich und unerwartet anschaut, dann lassen viele ihre Blicke dann wild umherkreisen, das es so scheint, als seien sie nur zufällig auf ihren Beinen gelandet, oder defokussieren ihre Augen, so als seien sie in Gedanken versunken. Manchmal machte sie sich einen Spaß daraus, so zu tun, als nehme sie ihre Umgebung nicht war, um dann plötzlich ein Opfer in Verlegenheit zu bringen. Aber dieser Rohling war ihr unangenehm. Durch ihr Lächeln und das Leitfeuer ihrer Augen bei seinem Eintritt fühlte er sich legitimiert und starrte ungeniert und lüstern auf ihre Beine, und ihre Gänsehaut wollte nicht mehr weichen.

—„Find’ ich geil, daß du uns ein Plätzchen freigehalten hast!“, sagte ihr Nicht-Felix.

Einfach nur ignoieren. Was, wenn Felix auch so ein Primitivling ist, dachte sie schauernd. Außer seinem Namen und seiner Adresse, die sie der Kartei entnommen hatte, wußte sie rein gar nichts von ihm. Gegrüßt hatte er sie, und gefragt, ob er die Bücher auf seinem Zettel ausleihen könnte. Seine Stimme war wohlklingend, aber würde sie sie leichter wiedererkennen als sein Gesicht.

—„Wie gefällt uns denn das: erst uns einladen, und dann nicht mit uns reden wollten!“, sagte ihre Nicht-Felix zu seinem mittlerweile etwas verlegenen dreinschauenden Freund.

Das sowas überhaupt studieren durfte, wunderte sie sich. Abitur alleine sagt halt noch nichts! Bestimmt waren das irgendwelche Knöpfchendrucker, so hatte sie Jan immer genannt. Jan mochte die ganzen Naturwissenschaftler nicht. Ungeschlacht und primitiv seien die, so hatte er doch immer gesagt. Jan war ja selbst ein großer Arschloch — anders konnte sie ihn doch nicht bezeichnen — aber damit hatte er doch recht. Die Juristen und Betriebswirte waren doch ganz anders. Da hat man immer das Gefühl, daß sie wissen worauf es ankommt im Leben. Felix war auf jeden Fall Betriebswirt, soviel wußte sie von seiner Kartei.

Nur weg von diesen schrecklichen Typen. Nachts hätte sie jetzt Angst. Wer weiß was in dem Typ jetzt vorgeht. Regen. Der Wetterbericht hatte wirklich voll daneben gelegen. Oh Gott, wie würde sie jetzt aussehen.

—„Sag’ mal, du siehst ja aus, als hättest du die Nacht durchgemacht!“, begrüßt Simone Vera.

Schrecklich, ja, sie hatte recht. Deshalb war es ja, weshalb sie mittlerweile fürchtete, daß er an diesem Tag kommen könnte, aber gleichzeitig hoffte sie es dennoch. Letzter Tag, morgen müßte er sich melden, ansonsten, wäre eine Mahngebühr fällig, diesr Gedanke war ihr noch vorm Einschlafen am Tag zuvor gekommen, und hatte sie sofort unruhig werden lassen. Sofort hatte sie begonnen, eine mögliche Begegnung durchzuspielen. Zum x-ten Male, Fragen und Antworten. Sollte sie so tun, als kenne sie ihn nicht, ihn behandeln wie andere auch, freundlicher sein, ja natürlich, und dann ‘Soll ich Ihnen einen neuen Ausweis’, nein nicht so zaghaft, dann würde er vielleicht nein sagen,

also, 'Sie brauchen, dringend einen neuen Ausweis! Haben sie den mal mitgewaschen!' Würde das nicht zu vorwurfsvoll klingen.

Dann plötzlich hatte das Telefon gerappelt.

—,„Dann müssen sie hier vorbeikommen — ja, auch wenn sie ihre Bücher nur verlängern wollen — ich habe die Regeln nicht gemacht — Krank? — Kann nicht jemand für sie? — Ausnahmsweise, also: NAME — Ihre Nummer — ihre Benutzernummer — also Herr Schmied: VIER Wochen, eine weitere Verlängerung ist dann nicht mehr möglich — wiederhören!“

* * * * *

—,„Kennen Sie einen gewissen Jens Berendt?“

—,„Nie gehört! Wer soll denn das sein?“, hatte Dr. Wiedenkamp geantwortet, während er unruhig auf dem alten braunen Holzstuhl hin und her rutschte.

—,„Darum geht es hier nicht! Meine Frage lautet: Kennen Sie einen gewissen Jens Berendt?“

—,„Nein, kenn ich nicht habe ich ihnen doch eben schon gesagt!“

—,„Gut, dann wollen wir ihrem Gedächtnis mal ein wenig auf die Sprünge helfen: Simone Lauterbach ist ihnen ein Begriff?“

—,„Ja klar, eine Freundin meiner Frau!“

—,„Sehen Sie, da kommen wir der Sache schon ein wenig näher. Sie geben also zu, Frau Lauterbach zu kennen!“

—,„Was heißt hier zugeben? Sie gehört mit ihrem Mann zu unseren gemeinsamen Freunden!“

—,„Also wann haben Sie Jens Berendt zum letzten Mal gesehen?“

—,„Das könnte überall gewesen sein!“

—,„Ein bißchen genauer, bitte!“

—,„Na gut: Da ich ihn nicht kenne, kann es sein, daß ich ihn überlall gesehen habe, ohne mich daran zu erinnern.“

—„Wann haben Sie ihn das letzte Mal ‘überall’ gesehen?“, fragte Hermann immer noch in stoischer Ruhe, und Wiedenkamp konnte nicht erkennen, ob seine Frage scherzhaft oder ernst gemeint war.

* * * * *

Kaum sechs Wochen war es her gewesen, laut Kalender, aber nicht nach ihrem Zeitempfinden. Scheinbar endlose schlaflose Nächte hatten eine Ewigkeit in ihrer Vorstellung aufgetürmt, hinter der sich ihre erste Begegnung mit Felix verbarg, vage und unreal. Sicherlich müßte er kommen, um seine Bücher zurückzubringen, sagte ihre Vernunft, aber sie konnte es sich nur noch schwerlich vorstellen. Sie pfegte einen Traum und dachte nicht mehr ans Erwachen, oder besser, sie fürchtete sich davor. Ihre Aufregung und Unruhe war schon fast zur Gewohnheit geworden, genauso wie die ausgedehntere Morgentoilette.

Die Spannung würde wieder wachsen, wenn das Ende der Verlängerungsfrist näher käme, dachte sie morgens in der Bibliothek. Aber es waren ja noch fast vierzehn Tage. Die Schlange vor ihrer Ausgabesteller schien wieder endlos zu sein, und ständig zu wachsen. Auch wenn sie sich noch so anstrenge, sie verlängerte sich kontinuierlich. Heute würde er bestimmt nicht kommen, dachte sie, als die Schwingtüren sich wieder öffneten.

So fingen sie doch meistens an ihre Planspiele, abends vorm Einschlafen, in ihren Tagträumen und Träumen: durch die großen Schwingtüren tritt er in den Saal, der Stamm ihrer Zukunftsvarianten, und dann, während die Flügel noch schwingen, verzweigen sie.

Alle möglichen und auch unmöglichen Szenarien hatte sie doch wohl durchgespielt, da konnte es keine unerwarteten Alternativen geben. Immer war er allein in ihren Vorstellungen, das war schon die erste Überraschung. Vor ihm war Chris, den sie damals ja auch noch nicht kannte, und hinter ihm, fast hätte sie ihn nicht bemerkt, kam Felix lachend, wie Chris. Sie mußten wohl gerade was Lustiges erlebt haben.

Fehler in ihren Planspielen, nun gut, sie war ja auch kein General, und ihr Herz raste. Nun kam es darauf an, ihre Schlange oder Simones?

Simone! Enttäuscht, hilflos und machtlos fühlte sie sich, sie hätte heulen können, aber mußte weiterarbeiten.

—„Aber unser Prof hat gesagt, daß wir das Buch in der Unibibliothek bekommen würden!“, protestierte die pickelgesichtige Brünette, der Vera gerade vier von den fünf von ihr gewünschten Büchern in die Hand gedrückt hatte. Sie sollte endlich ihre Bücher schnappen und Platz machen für den nächsten in der Reihe.

—„Wie soll ich mich denn dann für meine Prüfung vorbereiten!“

Verzieh dich, hatte sie gedacht, aber hatte ihr gesagt, daß sie ihr da auch nicht weiterhelfen könnte. Die Sackgasse in ihren Denkmodellen: Felix in Simones Schlange. Da führte kein Weg zu ihr, oder es müßte schon ein Wunder geschehen.

Ihr Buch, das Buch, das ihr Professor vorgeschlagen hatte, war natürlich das wichtigste in der Welt, und sie konnte nicht verstehen, das gerade dieses Werk nicht in der Bibliothek vorhanden sein sollte. Und so was nenne sich Unibibliothek. Wie so vielen anderen hatte Vera auch sie, sicherlich nicht so freundlich, darauf hingewiesen, daß sie sich an anderer Stelle beschweren solle, daß sie mit der Anschaffung von Büchern nichts zu tun habe. Sie haßte diesen Typ von Studentin oder Student, ehrgeizig, strebsam, keinen Sinn mehr für das tägliche Leben. Ob sie die anderen Bücher wenigstens verlängern könnte, wenn es nötig wäre, fragte sie, und ihre Augen hüpfen hinter ihren riesigen konkaven Brillengläsern hin und her. Eifrig, aggressiv? Die konnte ja nichts für ihre Kurzsichtigkeit, dachte Vera, aber warum trug sie so eine scheußliche Brille und ihre biedere Rüschebluse. Okay, dachte Vera, sie selbst gehörte ja auch nicht zu den Modischsten, aber man mußte doch nicht so rumlaufen, wie die. Ihr Hintermann war genervt und verdrehte seine Augen zur Decke, um Vera zu signalisieren, daß es reiche, daß seine Geduld nun auch zu Ende sei.

Oh Gott, ein Wunder mußte geschehen, sonst würde Felix wieder verschwinden, ohne daß sie mit ihm sprechen könnte.

* * * * *

ERRARE INHUMANUM EST! Begriffe wie ‘menschlich’ oder ‘unmenschlich’ gehören jedoch nicht zu Mingers Repertoire. Seine Arbeit sei seriöse Betriebswirtschaft, also wissenschaftliche Arbeit. Moralisieren sei Sache der Theologen oder Philosophen. Aber ‘Irren ist unmenschlich’ sei der gemeinsame Nenner auf den seine Veröffentlichungen gebracht werden können, höhnen seine Kritiker. Das versteckte Leitmotiv der in Wirtschaftskreisen so hochgelobten Idee von Professor Larry D. Minger. Am meisten ärgerte Minger, daß er diese plakative Formel zu Beginn seiner Karriere selbst geprägt hatte. Dann hatte er sie jedoch schnell wieder fallenlassen, als er merkte, daß man ihn damit zum Menschenfeind abstempelte.

Aber was ihn am meisten an solchen Vereinfachungen störte, war, daß damit sein doch so beachtliches Lehrwerk, seine neun Bücher — fast alle bei namhaften Verlagen publiziert — und weit über hundert sonstige Veröffentlichungen — der Löwenanteil in renomierten Blättern — auf drei Wörter, auf einen Satz zusammenschumpfte. Auch wenn seine Kunden Vereinfachungen liebten, ja sogar wünschten, — denn welche Führungskraft hatte schon die Zeit ein 500 Seiten starkes Buch durchzuarbeiten, — ‘ERRARE INHUMANUM EST’ ging eindeutig zu weit. Bunte Diagramme und und raffinierte Grafiken mußten bei seiner Klientel den Eindruck erwecken, etwas Schwieriges verstanden zu haben, aber sie mußten auch deutlich spüren, daß dahinter ein mächtige Theorie schlummerte. Vor allem viel Mathematik, mehr als sie mit ihrem Managerdreisatz bewältigen können. Die schiere Fülle und der beeindruckende Umfang seines Werkes waren es, was die Wirtschaftsbosse am meisten beeindruckte. Unabdingbare Vorbedingung um sie willens zu machen, wie er aus seiner langjährigen Erfahrung im internationalen Markt wußte, seine Dienste zu kaufen und die von ihm verlangten Preise zu zahlen. Stolze Preise, Höchstpreise in dieser Branche, und auch das hatte er gelernt, Spitzenpreise waren ein Qualitätsmerkmal für seine Kunden: Was zu billig war, oder gar kostenlos zu haben war, konnte nichts taugen, schied sofort aus dem betrieblichen Kalkül.

Daß Menschen gewissermaßen als Perfektionisten geboren werden, ist eines der Axiome, um die er seine einkommensträchtige Kunst geknüpft hat. Die Fehlertoleranz gegenüber sich selbst und anderen sei nicht inhärent, sondern werde systematisch anerzogen. Im Elternhaus würden schon die Grundsteine gelegt. Eltern akzeptierten Fehler, um es ihren Kindern und vor allem sich selbst leichter zu machen. Sie kaschierten damit eigene Erziehungsmängel, also Fehler. Eine uralte Erziehungspaxis, wie man ja an dem lateinischen Spruch *errare humanum est* bestehen könne. Fehler sind menschlich, ein probates Mittel, aber laut Larry D. Minger wurde nie hinterfragt, welche Schäden diese Geisteshaltung über die Jahrhunderte, ja Jahrtausende, bereitet hätten. Aber in der Zeit des globalen Wettbewerbes könne man sich solche antiquierten Charakterhaltungen nicht mehr leisten.

Menschen machen Fehler willentlich, und meist nur dann, wenn es sich um Dinge handelt, denen sie eine untergeordnete Bedeutung beimessen. Man solle sich doch nur mal anschauen, wie sich Menschen verhielten, wenn es um ihren eigenen Geldbeutel ging, sagte Minger häufig, und meist unter dem zustimmenden Schmunzeln seiner unter der allgemeinen menschlichen Fehlbarkeit leidenden Manager. Sie lachen auf schweren Ledersesseln sitzend, in feudalen Konferenzräumen von Nobelhotels, auf den Tischen Kaffee, Plätzen und meist auch ein reichhaltiges Angebot an Fruchtsäften. Kein Alkohol, morgens lechzen sie danach, nach dem Essen, — oder besser Lunch, wie es in ihrem „Germanish“ heißt — ist der Pegel eh hoch genug und abends geht es ja eh weiter. Wenn es ums eigene Geld ginge, machten sie keine Fehler, da paßten sie gut auf und sein beschlipstes Auditorium lacht verständnisvoll, und vergessen all die Menschen, die von Kredithaien ins Bodenlose gestürzt wurden und werden, oder ihr Gespartes an Betrüger verlieren. Privat wird aufgepaßt, daß man nicht unnötig Geld ausgibt, aber in den Betrieben seien sie unverantwortlich nachsichtig. Alle sind sich einig, wie wichtig es ist, diese Tagung gerade in diesem dem teuersten Hotel der Stadt abzuhalten, denn nur hier war eine konstruktive und fruchtbare Zusammenarbeit gewährleistet. Ein paar Tage Urlaub mit der Familie könnte jeder von ihnen machen für das Geld, das die Firma pro Tag für jeden zahlen muß. Selten muckt einer Zuhörer auf, oder versucht seine unzulässigen und meist auch falschen Verallgemeinerungen zu entlarven, aber Minger der begabte Rethoriker

beherrscht fast jedes Publikum. Selbst fadenscheinigste Argumente erscheinen in seinen Reden als billiannte Feuerwerke eines großen Geistes. Sie glauben ihm auch, wenn er behauptet Menschen machen keine Fehler beim Klettern im Hochgebirge, beim Drachenfliegen oder beim Fallschirmspringen. Aber bei der Arbeit, da nähme man es nicht so genau, da verhielte man sich schlampig und hoffte auf Verständnis. So hielt er die Manager auf seiner Seite. Dann war meist der Rest ihrer Kritikfähigkeit gewichen und sie waren willens seine Strategie zur Vermeidung von Fehlern zu kaufen. Gerade die besonders Selbstherrlichen, die die überzeugt waren, nur durch ihr fehlerloses und geniales Wirken so hochgekommen zu sein, verstanden Mingers Argumente am besten.

Drei Buchstaben verkaufte er ihnen: EAS, Akronym für Error Avoidance Strategy und sie verpflichteten sich tausende von Mark pro Seminarteilnehmer zu zahlen, ohne die Kosten für An- und Abreise der Mitarbeiter, sowie Unterbringungskosten. Große Kunden erhielten sogar ein sogenanntes Onsite Training und einen großzügigen Rabatt auf zuvor erhöhte Preise.

Inhumanum. Kein Schreckenswort für Leute, die gewohnt sind in Abstrakta zu denken. Nicht mit Detailkram abgeben, nie an den einzelnen Arbeiter oder Angestellten denken, bekamen sie eingetrichtert. Menschen werden neben Maschinen, Roh- und Hilfsstoffen zu weiteren Ressourcen, ein wesentlicher Schritt zur Entmenschlichung. Abstrahierung und Loslösung vom Menschlichen, Personifizierung von abstrakten Einheiten. Ist es denn etwa schlimm schlank zu werden? Schlank zu sein. Schlanker Vertrieb, Schlanker Einkauf. Zu fett, zu hohe Kosten, zu viel Personal. Personal. Menschen als Ressourcen. Abbau.

* * * * *

Felix verglich ungeduldig und zum wiederholten Male die Anzeige seiner Armbanduhr mit der großen Wanduhr hinter dem Rednerpult.

Auch in den letzten dreißig Sekunden hatte sich nichts daran geändert, daß beide Uhren die gleiche Zeit anzeigen. Zehn Minuten nach zehn. Für zehn war der offizielle Beginn angesetzt, aber er konnte noch nicht anfangen, denn im Raum herrschte noch eine zu große Unruhe. Der größte Teil schien ja schon anwesend zu sein, aber einige hatten nochmals den Raum verlassen, um sich auf die Jagd nach Stühlen zu machen. Eigentlich hätten genügend Stühle vorhanden sein müssen. Die Hausverwaltung hatte ihm gesagt, daß der Raum über mindestens 50 Stühle verfüge. Da er insgesamt mit maximal 48 Leuten rechnete, wunderte es ihn nun, daß sich mindestens ein Dutzend auf die Suche nach Sitzgelegenheiten machten. Was ihn allerdings noch mehr wunderte war die Tatsache, daß er schon jetzt — ohne die noch fehlenden Stuhljäger — fast sechzig Anwesende zählte und ständig schien neue einzutrudeln. Schon wieder verließen ein paar den Raum, während die ersten schon mit ihrer Beute zurückkamen. Unmöglich konnte er bei diesem Lärm und dieser Unruhe beginnen. Die lebhaften Unterhaltungen würden abklingen, sobald er begänne, aber die Geräusche verursacht durch das ständige Rucken der Tische und Stühle würde noch eine Weile weitergehen. Irgendwas mußte schief gelaufen sein bei den Einladungen. Hilfesuchend schaut er zu Dr. Malter, der schon neben Felix Platz genommen hatte. Als ob er seine Gedanken gelesen hätte, sagte sie:

— „48 sind offiziell eingeladen. Ich frag’ mich, wer da sonst noch alles da ist.“

— „Wahrscheinlich war das Interesse an dieser Veranstaltung so groß, daß auch einige uneingeladen kommen!“, antwortete Felix.

Besser so, als wenn kaum jemand gekommen wäre, dachte Felix. Herr Sonntag und Herr Braggard hätten ihre Genugtuung gehabt, wenn die Veranstaltung mangels Interesse ausgefallen wäre. Sie waren skeptisch eingestellt. Braggard, weil mit dieser Veranstaltung das offizielle Ende — und damit indirekt auch das Scheitern — seines KDP offiziell bekannt gegeben würde. Keine schöne Situation für Braggard. Wie wird er sich fühlen, wenn Herr Mohler ihm für seine Bemühungen und Erfolge im Rahmen von KDP danken würde und anschließend Felix zum Leiter von TQM ernennen wird. Damit wäre dann klar, daß aller Lob und Dank gegenüber Braggard reine Heuchelei ist. Hilfe um ihm zu helfen das Gesicht zu wahren, aber sein Versagen wäre nur all zu

ersichtlich, dachte Felix. Sonntag fand es unnötig eine solche Informationsveranstaltung für Interessierte zu veranstalten. Später wäre immer noch Zeit genug, die einzelnen über das sie Betreffende zu informieren. Starrköpfig wollte er nicht einsehen, daß seine Denkweise nicht mehr zeitgemäß sei, sich nicht mit der Kommunikations- und Informationskultur eines modernen Industriebetriebes decke, wie sie von Larry Minger vertreten wird.

—„Oh Gott, der Berger ist da. Der war garantiert nicht eingeladen worden!“, noch während Malter dies unter vorgehaltener Hand Felix zuflüsterte, begann er seine Liste aufs Neue durchzukämmen, um einen möglichen Irrtum auszuschließen.

—„Wer ist das? Muß man ihn kennen?“

—„Sie werden ihnen nachher kennenlernen . . . und dann nicht mehr vergessen . . .“, raunte er ihm lachend zu, „er ist einer der besonderen Hardliner vom Betriebsrat . . . der träumt immer noch von der proletarischen Revolution!“

Seine Aufregung konnte er nicht verstehen, bisher hatte er keine Probleme mit dem Betriebsrat gehabt. Ihm gegenüber waren sie immer freundlich gewesen, vielleicht lag es auch nur daran, daß er bisher noch recht wenig Berührungen mit ihnen gehabt hatte. Noch nicht! Denn er sollte sich ja mit ihnen auseinandersetzen, wie es ihm Herr Mohler schon mehrfach empfohlen hatte, um zu vermeiden, daß sie später der ganzen Entwicklung negativ gegenüberständen.

Eine Störung von TQM wollte sich Felix keinesfalls einhandeln, jetzt wo er der offizielle Leiter war. Im gewissen Sinne war er ja auch schon vorher federführend gewesen. Braggard war doch schon seit einiger Zeit kaltgestellt. Es hatte aber nicht an ihm gelegen, beruhigte Felix sein Gewissen. Ganz ohne sein Zutun hatte sich Mohler immer wieder direkt an ihn und nicht an Braggard gewendet. Und außerdem war es ja auch nicht seine Schuld, wenn Braggard sich nicht aus alten überholten Denkstrukturen lösen konnte. Aber warum benahm sich Wiedenkamp plötzlich wieder so kühl gegenüber ihm.

—„Meistens trügt halt doch nicht der erste Eindruck!“, hatte er mehrdeutig vor ein paar Tagen im Aufenthaltsraum gesagt. Er hatte sich mit Raffaella unterhalten, aber Felix spürte sofort, daß es gegen ihn gerichtet war, und erinnerte sich sofort wieder, wie es wohl von Dr. Wiedenkamp auch gewünscht war, an ihren Abend im Felsenkeller.

—,„Wie ich schon sagte: Wie man sich verkauft ist alles!“, sagte Wiedenkamp zu Raffaella, die verlegen lächelte und wohl an ihre Unterhaltung mit Heinz dachte, die sie damals im Auto geführt hatten, als er sie nach Hause gefahren hatte.

* * * * *

Felix machte nochmals seinen Uhrencheck. Drei Minuten waren wieder verflossen. Wann sollte er die Informationsveranstaltung zu TQM offiziell beginnen? Es sah so aus, als sei der Strom der Neuankömmlinge verebbt, aber die Stuhljäger trudelten immer noch ein. Unruhig begann er auf und ab zu gehen, dann blieb er vor einem der acht Gemälde stehen, die die Firma vor einigen Jahren bei diversen regional bekannten Künstlern in Auftrag gegeben hatte, um das Wirkungsfeld der Firma künstlerisch darzustellen. Jeder bekam etwa einen drittel Quadratmeter Leinwand zugestanden, wo sie sich austoben konnten. Nun waren ihre Ergüsse fein säuberlich auf weißem Passpartout und hinter Glas, umrahmt von schmalem silbrigen Rahmen. Vorher zierten den Raum Farbfotografien im Posterformat mit Produkten und drei Luftaufnahmen der drei Firmenstandorte. Die Abteilung für Öffentlichkeitsarbeit fand diese Zurschaustellung jedoch nicht mehr zeitgemäß und zu egozentrisch, was bei Kunden unter Umständen eine negative Grundeinstellung auslösen könnte. Künstlerisch, selbstkritisch und modern sollte das neue Image sein. Nur unter vorgehaltener Hand äußerten sie jetzt ihren Unwillen darüber, daß diese Gemälde zu kritisch seien, sich zu wenig mit ihrem Wirken auseinandersetzen und vor allem bemängelten sie fehlende Produktnähe.

Plötzlich erscheint Herr Sonntag in der Türe, schaut sich um, wartete bis ein paar Leute mit ihren Stühlen eingetreten sind, dann schließt er die Türe und eilt nach Vorne. Mit überschwenglicher Freundlichkeit schüttelt er Felixens und Frau Webers Hand. Dann nimmt er zwischen den beiden Platz.

—„Schön, daß sie auf mich gewartet haben!“

Felix schaut ihn erstaunt an und wußte nicht, was er sagen sollten. Am besten sagte er wohl nichts. Irgendwie mußte er Herrn Mohler falsch verstanden haben. Er hatte ihm zwar gesagt, daß Herr Sonntag wahrscheinlich auch käme, aber daß er auch bei der Diskussionleitung Platz nähme, war nicht so klar aus seinen Worten hervorgegangen. Ansonsten war es natürlich undenkbar, daß Herr Sonntag inmitten von all diesen Unbedeutenden Platz nehmen könnte. Aber es war natürlich klar: Lediglich Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen sollten eingeladen werden, die keine Führungsaufgaben wahrnehmen. Hierin hatte Felix sich durchsetzen können, obwohl Herr Mohler anfangs Herrn Bragards Vorschlag, nur Abteilungsleiter zu laden besser fand. Aber es sollten möglichst wenige eingeladen werden, nicht eine Betriebsversammlung abgehalten werden, wie es anfänglich Felixens Plan war. Man könnte sie ja statistisch repräsentativ auswählen, so war Bragards Vorschlag gewesen. Damit hatte Felix endgültig keine Chance mehr seinen Wunsch auf eine allgemeinen Versammlung zu realisieren, und nach kurzer Zeit wollte er es auch nicht mehr, denn die repräsentativ ausgewählte Gruppe erschien ihm selbst auch als der bessere Weg. „Also, eine kleine Gruppe höchstens vierzig Leute!“, faßte Herr Mohler eine lange Besprechung zusammen und damit war für ihn alles klar, für ihn gab es keine Probleme mehr, und er wollte von der Sache nichts mehr hören. Warum gerade vierzig, er hätte ebensogut dreißig oder fünfzig sagen können, oder gar hundert? Aber Felix freute sich, daß seiner Idee überhaupt entprochen worden war. Wie sollte er aber die vierzig Leute repräsentativ auswählen?

Der erste Versuch war ein glatter Fehlschlag. Er hatte die Personalabteilung gebeten, ihm eine solche Liste zu erstellen. Nach mehreren Tagen und unter Beratung mit einem Mathematiker kamen sie mit dem Ergebnis: ‘Herr Schmied, wie gewünscht erhalten sie anbei eine Liste mit vierzig Namen und zugehörigen Abteilungsnummern.’ Aber obwohl die Liste ansprechend in schönem Font gedruckt war, stellte sich schon nach kurzer Zeit heraus, daß sie zu nichts brauchbar und zu nichts nütze war. Die Einladungen waren schon bereit zum Verteilen, als Frau Fiedler, die für Felix zuständige Sekretärin, ihn darauf aufmerksam machte, daß ganze Abteilungen auf dieser Liste nicht vertreten waren, während andere mit mehreren Personen vertreten wa-

ren. Ob er nicht meine, daß dies zu Protesten führen könne? Es nützte nichts, daß er sich wütend in der Personalabteilung beklagte, denn sie hätten nur ihren Auftrag korrekt ausgeführt, und außerdem verwiesen sie auf den Mathematiker. Der wiederum bombardierte ihn mit statistischen Definitionen und Formeln, so daß Felix in kürzester Zeit seinen Rückzug antrat. Warum beauftrage er nicht einfach die Abteilungsleiter, jeweils einen Mitarbeiter oder eine Mitarbeiterin auszuwählen, fragte ihn Frau Fiedler. Nein, das könne er nicht, denn dann wäre das Zufälligkeitsprinzip außer Kraft gesetzt. Also beauftragte er die Personalabteilung von neuem ihm eine neue Liste zu erstellen. „Alle Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen sollen repräsentativ ausgewählt sein, unter der Nebenbedingung, daß jede Abteilung durch mindestens eine Person vertreten sein muß.“. Diesmal mußte er zwei Tage länger warten, denn man mußte nun auch noch einen Programmierer hinzuziehen, da der Mathematiker zwar ein brillianter Denker war, zumindest hielten ihn die meisten dafür, aber er konnte leider nicht gut programmieren, und er wollte das Problem diesmal mit einem kleinen Programm lösen.

Der zweite Anlauf schien erfolgreicher zu sein. Die auserwählten Mitarbeiter wurden eingeladen, und ihre Vorgesetzten wurden darüber informiert und gebeten, die Betroffenen von der Arbeit für die Dauer der Veranstaltung freizustellen, es sei denn wichtige betriebliche Gründe sprächen dagegen. Letzteres war aber gerade wieder das teuflische Detail, daß die tollsten Ideen zerstören kann. Für viele Abteilungsleiter war es der Rettungsanker, mit dem es ihnen möglich war, zu verhindern, daß ungeliebte Untergebene zu dieser Veranstaltung gehen könnten und gegebenenfalls dem Ruf ihrer Abteilung, und damit vor allem ihnen selbst, schaden könnten. Tagelang wurde Frau Fiedler auf Trapp gehalten. Ständig mußte sie Namen austauschen. Einige Abteilungen, oder genauer gesagt ihre Leiter, drängten darauf, daß es ihnen wegen ihrer zentralen Rolle im gesamten Betriebsprozeß — von den nahezu 40 Abteilungen waren nach eigener Definition wohl etwa 80 Prozent von zentraler, und der Rest war von entscheidender oder strategischer Bedeutung — und wegen der großen Wichtigkeit bestimmter Mitarbeiter oder Mitarbeiterinnen erlaubt sein müsse, mehr als eine Person zu entsenden. Im Gegensatz dazu sahen andere sich außerstande überhaupt einen Mitarbeiter wegen der — so ihre eigene Einschätzung — hohen Arbeitsbelastung, noch nicht einmal für eine

Stunde zu dieser Veranstaltung abzustellen. Wiederum andere Abteilungsleiter fühlten sich brüskiert, weil sie nicht selbst teilnehmen durften, und nahmen dann, nachdem ihre Proteste nichts gefruchtet hatten, entweder den Standpunkt derer an, die sich unterrepräsentiert fühlten, oder derjenigen die unter Überbelastung durch Arbeit litten. Jedenfalls, so erklärte es sich, daß zum einen nahezu niemand von den ursprünglich, nach statistischen Gesichtspunkten Ausgewählten anwesend war, und daß nahezu 80, statt den ursprünglich von Mohler bestimmten 40, anwesend waren.

—„Ich denke, daß wir dann wohl anfangen können!“, sagte Herr Sonntag, oder ‘Schönes-Wochenende’, wie er von einem großen Teil der Belegschaft genannt wurde. Sein Spitzname entsprang seiner Art sich zu kleiden und seinem arroganten Auftreten. Er wirkte immer wie ein Dressman für Managerbekleidung. Alles wirkte immer zu tadellos und zu korrekt. Egal, ob er redete, ob er sich bewegte oder ob er still saß, immer wirkte alles so, als rief er „Oh wie bin ich schön! Wie interessant bin ich! Wie wichtig bin ich!“ Im alten Rom hätte er sich einen Sklaven halten können, der ihm Luft zugefächert hätte und ihn in guter Tradition daran erinnert hätte, daß auch er ein Sterblicher sei.

Der hat doch bisher überhaupt nicht mitgearbeitet, überhaupt nichts zu TQM beigetragen, und nun taucht er wie ein Deus ex Machina auf, und reißt mit der allergrößten Selbstverständlichkeit das Kommando an sich. Felix fühlte sich wehrlos, denn er wußte nicht, wie er kontern könnte, jetzt vor allen Leuten, und ob es überhaupt sinnvoll wäre, denn Sonntag war ja einer der Einflußreichsten Persönlichkeiten der Firma, Lion’s Club Bruder von Mohler und dessen Golfpartner. Aber es kam noch schlimmer, denn was dann folgte, damit hatte Felix wirklich nicht rechnen können, noch nicht einmal ahnen hätte er es können. Das war einfach unfähr, dachte er. Dies war doch seine Veranstaltung, niemand hatte ihm gesagt, daß Herr Sonntag offiziell mitmachte. Felix hatte gerade seine Folien gepackt und wollte aufstehen, als ihm Sonntag die Folien aus der Hand nahm, beinahe riß.

—„Lassen sie mich mal! Ein paar einleitende Worte!“, hatte er gesagt, und dann eilte Herr Sonntag mit seinen Folien zum Projektor, und als er das Gerät eingeschaltet hatte, ebte das Stimmengewirr sofort ab.

—„Meine Damen und Herren, ich begrüße sie recht herzlich zu dieser Informationsveranstaltung, die wir von der Geschäftsleitung . . . ”,

begann er langsam und mit lauter Stimme seine Rede.

Was heißt hier 'Informationsveranstaltung', es sollte doch eine Diskussionsveranstaltung sein, dachte Felix. Warum tut der dies? Nun konnte Felix seine Einführungsrede vergessen. Und was sollte dieses 'wir von der Geschäftsleitung', Felix hatte doch lange kämpfen müssen, bis er ein Okay erhalten hatte und nun tat Sonntag so, als wäre alles seine Idee gewesen. Das Gegenteil war doch der Fall, er gehörte doch zu denen, die die Notwendigkeit von TQM anzweifelten. Felix konnte es nicht fassen: Herr Sonntag legte tatsächlich eine seiner Folien auf. Es war eine der Folien, die er am Strand in der Toskana erstellt hatte.

—, ... um ihnen die verheerende Kostenexplosion bei gleichzeitig zu erwartenden sinkenden Absatzpreisen zu verdeutlichen, habe ich ihnen diese schöne Folie vorbereitet. ... '

Er hatte 'ich' gesagt, Felix war fassungslos. In großen dunkelgrünen Lettern leuchtete 'TQM (Total Quality Management)' auf der Leinwand. Familienstreit am Strand wegen dieser Folie, und nun tut dieses, — wie konnte er ihn am besten titulieren —, Schwein so, als sei alles von ihm. Hätte er doch wenigstens 'wir' gesagt. Herr Sonntag war nun nicht mehr zu stoppen, und er wirkte es lauschte er gleichzeitig seinen Worten und berauschte sich an seinen, wie vor allen er fand, schönen Formulierungen. Nein, es war keine Informationsveranstaltung mehr, Sonntag machte daraus eine Modeschau. Ja, auch seine Kleidung, sein teurer Anzug seine Schuhe, für den Monatslohn einer der vielen geringwertig beschäftigten Putzfrauen und seine farbenfrohe Krawatte. Aber um seine Kleidung, wenn sie auch noch so außergewöhnlich war, ging es nun nicht, es war eine Modeschau der Sprache: 'Am Projektor nun Lars Sonntag, der uns die neuste Kreation aus der Schule von Professor Weger vorträgt. Eine Sprache geschmiedet für den Manager im Strom der Zeit, eine Sprache voll von neuen gewaltigen Begriffen, eine Sprache, die keine Furcht im Umgang mit anderen Kulturen hat, wie anders wäre ihr forscher und lebhafter Gebrauch von Anglizismen zu erklären?'

Und dann zeigte er, was er konnte, als er von einer rosigen Zukunft schwärmte. Aber nur dann hätten sie die besten Zukunftschancen, und damit auch — er vergaß nie, wenn auch in positiven Formulierungen die Furcht in untergebenen Zuhörern wachzuhalten — sicheren Ar-

beitsplatz, wenn es ihnen gelänge, die Kostenspirale aufzuhalten. Er zeigte, was er gelernt hatte, als er dann das Bild vom Manager malte, der Schrauben dreht, um die Kosten zu senken, und viele der Zuhörer sahen wohl auch Daumenschrauben. War auch dies gewollt? Und dann immer wieder Druck: Konkurrenzdruck, Kostendruck, Preisdruck. Und immer er an vorderster Front, um die Seinen zu schützen, so sollten sie es aufnehmen. Sich orientieren, neuorientieren, einphasen, immer auf der Suche nach dem wahren Weg, — Mammon auf dem Weg zu Gott? — „wir befinden uns in einer Orientierungsphase, um Wege zu suchen, mit welchen Konzepten und Strategien dies zu gewährleisten ist!“ ‘Komplexität’ mußte vorkommen, einerseits, um zu betonen mit welcher schwieriger Materie ein Manager sich rumplagen muß und andererseits ist es die perfekte Entschuldigung für die Entscheidungen, die wie Fehler aussehen könnten. Etwas Homöopathie kann auch nie schaden, also rein mit dem ganzheitlichen Ansatz. „Bei der Realisierung des TQM-Konzeptes ist es von strategischer Bedeutung, daß die Komplexität eines ganzheitlichen Ansatzes von vornherein berücksichtigt wird. Aber wer jedoch mit der Einführung wartet, bis ein vollständiges Konzept bis in alle Nuancen erstellt ist, der wird erfahrungsgemäß nie beginnen.“ Und dann begann er zu modularisieren, — nicht umsonst hatte er doch Elektrotechnik studiert, — zunächst müßten also einzelne Module, Qualitätsmanagementmodule entwickelt und umgesetzt werden, um alles würde dann in das totale Qualitätsmanagement münden. Oh ja, auch seine Lieblingsthemen vergaß er nicht, modern, wie seine Kleidung, wie seine Sprache, und hier konnte er auch mal so richtig mit seinem Businessenglisch — die Form des Englischen, die einem nicht die Welt von Shakespeare, Wilde oder Steinbeck erschliesst — zu protzen: Outsourcing und der damit, wie er es gerne zu nennen pflegt, verbundene „Wandel vom local zum global player“. Die ‘Konzentration auf das operative Kerngeschäft’ und die Gründung von ‘business units’ durften natürlich auch nicht fehlen. Und dann erinnerte er sich auch wieder an seine Zuhörer: Er freue sich außerordentlich, daß es nun zu einem innovativen Prozeß gekommen sei, der von der Basis ausging und getragen sei. Eine motivierte Mitarbeiterschaft sei von — und wieder sein Lieblingsadjektiv — strategischer Bedeutung für den Erfolg von TQM und natürlich alles betriebliche Wirken. Mit „sicherlicher wird ihnen Herr Schmied noch einige weitere interessan-

te Details zu TQM vermitteln können!” endete er seinen Vortrag und schenkte Felix sein süßestes Lächeln. Es zeugte von einer meisthaften Selbstbeherrschung, daß Felix zurücklächeln konnte und sich darüber hinaus noch bei ihm für seine Ausführungen, die ja zum großen Teil seinen Folien entstammten, bedankte. Zwar waren es seine Folien gewesen, aber Sonntag hatte sie zum Teil recht frei interpretiert und oft in völlig falschen Kontext verwendet. Felix kochte vor Wut, sah aber keine Möglichkeit, wie er sich von ihr befreien konnte, ohne es sich mit Sonntag zu verderben, und er wußte, daß er sich das nicht leisten konnte, noch nicht.

Wenn er sich nicht arg täuschte, würde sich Dr. Wiedenkamp nun gleich zu Wort melden. So sah er damals auch aus in dieser Besprechung, die Felix wohl so schnell nicht vergessen würde. Der gleiche rote Kopf, und er wirkte, als bekäme er keine Luft mehr.

Felix erinnerte sich daran wie überraschend Dr. Wiedenkamps Wutausbruch damals für ihn gekommen, denn bis zu diesem Zeitpunkt waren die wenigen Besprechungen mit ihm immer recht harmonisch abgelaufen. Klar, Felix hatte schon immer das Gefühl gehabt, daß er ein Querdenker sei, aber diese Aggression hatte ihn total unerwartet getroffen. Ihm könnte es kaum schaden, sich mit Herrn Sonntag anzulegen.

* * * * *

Wenn es ein Wunder war, wie sie dachte, dann war es schon Tage vorher eingeleitet worden. Nils, ihr Patenkind, war der Vater des Wunders gewesen, am Sonntag vorher bei seiner Feier zum vierten Geburtstag. Nils, der ständig an ihrem Orangensaft getrunken hatte, der die Plätzchen abgelutscht und angeknabbert hatte. Nils und seinen Eltern war es schlecht gegangen in der Nacht nach der Feier. All das, was er im Laufe des Tages gegessen und genascht hatte, kam im Laufe der Nacht wieder zum Vorschein, wohl verteilt über die Nacht in mehreren Schüben, so

daß seine Eltern und er eine ziemlich schlaflose Nacht verbracht hatten. Dann brauchten sie zwei Tage die Viren oder Bakterien, um sich in ihrem Magen- und ihren Gedärmen einzunisten, die Oberhand über die Abwehrkörper zu gewinnen. Simone verfluchte nur die Pizza vom Abend zuvor. Versteinert in ihrem Bauch hatte sie ihr eine schlaflose Nacht gebracht.

Veras Wunder, Simones Inferno. Pizza Vesuvio, und plötzlich war es soweit, der Ausbruch stand bevor. Keine Gedanken mehr für all die Wartenden, nur weg, schnell weg zur unendlich fernen Toilette. So hatte Vera sie noch nie gesehen: So schnell rennend und so blaß. Erstaunen und Unverständnis unter den Wartenden, aber nur wenige, und nur die ganz hinte wechseln zu Vera, und vor allem noch nicht Felix und Rudolf. Sie würde zurückkommen, konnte ja nur kurze Zeit gehen, dann würde alles normal weitergehen, warum sollte man dafür die Schlange wechseln, all das Warten wäre umsonst gewesen, ganz hinten, in einer noch längeren Reihe anstellen. Nein, da wollten sie lieber ausharren, bis sie wiederkäme und weitermachte, dachten wohl die meisten.

Mit verschwitzten Haaren, leichenblaß, kam sie wieder, flüsterte etwas zu Vera und verschwand wieder. Vera's „Wenn sie sich dann bitte hier hier anstellen könnten! Meine Kollegin ist leider krank!“ war dann das Ende für die Hoffnung der Wartenden, und neuer Mut für Vera. nun mußte er zu ihr.

—„Sie brauchen dringend einen neuen Ausweis, ihrer ist ja fast nicht mehr lesbar!“, sagt Vera, wie schon tausendmal geprobt, als Felix und Chris endlich bei ihr angelangt sind. Nur noch ein paar Leute hinter ihm. Die meisten waren schon gegangen, und es waren keine neuen mehr dazugekommen, die Türen waren offiziell geschlossen.

—„Es schon okay, mir langt's noch. Ich kann alles lesen!“, sagte Felix.

—„Ähm — ich meine — vor allem — nicht wegen Ihnen — sondern der Barcode — schauen sie — der hat Probleme“, sie strich mit dem Lesestrich über den Code auf der Karte, aber alles war okay, „auf jeden Fall es könnte leicht — da kann es leicht zu —“, sie stockte, als sie sah, wie Chris lachend etwas in Felix Ohr flüsterte, und Felix auch verhalten schmunzelte.

—„Wenn Sie noch ein wenig warten —“, sie zeigt auf die restlichen Wartenden, „kann ich Ihnen sofort einen neuen Ausweis ausstellen!“

—„Aber ich habe leider keine Zeit mehr, wir wollten nachher noch Tennis spielen gehen.“

—„Oh ja, Tennis, das würde mir jetzt auch besser gefallen, als hier — sie könnten den Ausweis natürlich auch hierlassen und dann später abholen!“

Das wäre ihr eh lieber. Irgendwie lief eh alles nicht so, wie sie es wollte. Wenn bloß nicht dieser Typ mitgekommen wäre, dachte sie, während sie Chris kritisch musterte.

* * * * *

Keine Frage. Jetzt mußten Sie ihn ja wohl nach Hause lassen. Es mußte ihnen klargeworden sein, daß er nichts zu verbergen hatte. Alle Anschuldigungen gegen ihn waren haltlos, daß mußten sie eingesehen haben. Hatte es aber überhaupt irgendwelche Anschuldigungen gegen ihn gewesen. Die ganze Zeit über hatte er sich immer gefragt, wessen sie ihn überhaupt beschuldigen könnten. Warum sie ihn überhaupt hierher geschleppt hätten, hatte Wiedenkamp des öfteren gefragt, und Hermann — Wiedenkamp hatte sich im Laufe des stundenlangen Verhöres zu dieser Schreibweise statt 'Herr Mann' durchgerungen, machte ihn wenigstens etwas menschlicher — schwieg ignorierte seine Frage oder bombardierte ihn mit Fragen. Immer wieder die gleichen, aber immer in neuem Gewand, in neuer Reihenfolge, wohl um zu testen, ob er sich in Widersprüche verstrickte. Aber auch wenn er versuchte die Fragen zu analysieren, konnte Wiedenkamp den Grund nicht erschließen. Es ging um Staatssicherheit, Zugehörigkeit zu staatsfeindlichen Organisationen, soviel verstand er. Aber sie hatten ihm nichts vorwerfen können. War doch von Anfang an klar gewesen, denn er hatte sich ja auch nichts zu Schulde kommen lassen. Aber ob sie ihn im Verdacht gehabt hatten, selbst Mitglied zu sein, oder von ihm sich nur Informationen erhofft hatten, blieb ihm verborgen. Aber Wiedenkamp ging davon aus, — vor allem der relativ freundliche Ton gegen Ende des stundenlangen

Verhöres erhärtete dieses Gefühl — daß gegen ihn nie etwas Profundes vorgelegt hatte, man ihn also wohl nur hatte ausquetschen wollen, in der Hoffnung gegen jemand anderes etwas in der Hand zu haben. Jens Berendt zum Beispiel, dessen Name war ja ständig gefallen.

Kein Wunder, daß Herman so ein humorloser Geselle war, den ganzen Tag in so einem häßlichen alten Gebäude verbringen zu müssen, würde ihm auch stinken. So alt war dieses Gebäude eigentlich gar nicht, aber es wirkte verloddert, dachte Wiedenkamp, während er hinter Hermann durch die endlosen öden Flure trottete. Hinter Wiedenkamp ging wieder der stumme namenlose Begleiter vom frühen Nachmittag. Seine beiden Begleiter plauderten über den bevorstehenden Feierabend, Fußball, Skat, und Wiedenkamp atmete auf.

Was sprach also dagegen, ihn nun nach Hause zu lassen. Was heißt hier nach Hause lassen, dachte er. Sie mußten ihn zu seiner Firma bringen, denn dort stand sein Fahrrad. Wie sollte er sonst dorthin gelangen. Laufen schied jedenfalls aus, denn er erinnerte sich noch an die schier endlos erscheinende Hinfahrt. Sie hatten ihm nicht gesagt wohin sie führen, und er war viel zu aufgeregt gewesen, daß er noch nicht einmal darauf geachtet hatte, welchen Weg sie nahmen. Jedenfalls kannte er dieses Gegend überhaupt nicht, ein heruntergekommenes und verlodertes Industriegebiet, und sein Gefühl sagte ihm, daß zu dieser Zeit wohl kaum mehr Busse verkehren würden. Die wenigen Betriebe in der Nachbarschaft hatten wohl schon längst Feierabend, und einige hatten eh so ausgesehen, als wären sie schon vor langer Zeit aufgegeben aktive Mitglieder der Volkswirtschaft zu sein.

Die wenigen Straßenlaternen stülpten über den Parkplatz ihre gelblichen Lichtkegel, ansonsten waren sie umgeben von tiefer Dunkelheit. Sein Gefängnis der letzten Stunden lag inmitten eines abgelegenen Industriegebietes und um diese Zeit, halb Acht, hatten dort alle Feierabend. Gespenstisch und irrationaler Weise war er froh gewesen nicht allein zu sein, sondern in Begleitung der Beiden.

—„Das war’s dann!“, hatte Hermann gesagt, bevor sie sein Büro verlassen hatten. Hatte er nicht auch gesagt für heute, versuchte sich Wiedenkamp in Erinnerung zu rufen während das Knirrschen ihrer Schritte scheinbar an der Dunkelheit wiederhallte. Hermann hatte sogar freundlich gelächelt, und damit war wohl auch der Spuk vorbei. Egal, ob Unrechtsstaat oder nicht, dachte Wiedenkamp, was sollten sie denn für ein

Interesse haben, ihn zu verhaften, er war doch kein Regimekritiker, er machte doch seine Arbeit, und vor allem sein Wissen kam doch seiner Firma und damit auch dem Staat sehr zu Gute. Seine Firma hatte es doch geschafft auf dem internationalen Markt konkurrenzfähig zu sein, und dazu hatten doch in nicht unbeträchtlichen Anteil auch seine Erfindungen beigetragen. Die würden sich hüten ihn ins Gefängnis zu stecken, selbst wenn er regimekritisch tätig gewesen wäre, zumindest wenn es sich in einem bestimmten Rahmen bewegt hätte. Ansonsten wären die ja total bekloppt, dachte er, als er in das nach Zigaretten stinkende Innere des Wagens stieg.

—,„Nach Ihnen!“, hatte der bis dahin stumme Begleiter mit einem breiten Grinsen gesagt, und neben ihm auf der braunen kunstledernen Rückbank hatte Herman Platz genommen. Der Schweigsame hatte das Steuer übernommen.

—,„Könnten Sie mich bitte vor meiner Firma absetzen!“, fragte Wiedenkamp, nachdem sich der Wagen stotternd in Bewegung gesetzt hatte. Die Reifen knirschten auf dem Kies.

—,„Nach zwanzig Jahren habe ich es wieder gesehen, dieses Grinsen: Mohlers Fahrer. Mohler hatte mich mitgenommen zu einem Kundenbesuch. Ich könnte schwören, daß das auch damals der Fahrer gewesen sei, aber so ganz sicher bin ich mir halt auch nicht!“, hatte Wiedenkamp zu Felix gesagt. Sie hatten den Felsenkeller verlassen und waren in der nahen Eisdiele gelandet. Felix hatte gesagt, er brauche dringend noch einen Espresso, und Wiedenkamp löffelte seinen Eiscafé.

* * * * *

Ganz unten, am unteren Rand des wilden Geflechtes, genannt Hierarchie, hängt Dr. Wiedenkamp. Oder auch ganz außen, oben, ein Blatt im Baum der Hörigkeiten, der mit Herrn Mohler als Wurzel beginnt. Im Herbst fallen die Blätter, und bei der KMG war im Schnitt alle 10

Jahre die Zeit des fallenden Laubes, aber Dr. Wiedenkamp, der erst ein Sommerende in der Firma mitgemacht hatte, war davon ausgenommen, denn seine fachliche Kompetenz stand außer Frage. Er war tabu, wer sollte denn sonst seine Arbeit machen. Aber trotz allem, hatte er keine Karriere gemacht. Er war es, der es nicht wollte, der jegliche Beförderungsversuche teilweise sogar mit hohem Aufwand unterbunden hatte. Ansonsten hätte die Automatismen der Firma automatisch auf die Stufe seiner Unfähigkeit befördert.

Die KMG brauchte ihn immer noch, wenn auch immer mehr jüngere Manager, dies nicht mehr so ohne Weiteres einsehen wollten. Aber er fürchtete sich nicht: Ihm konnten sie aus viellerei Hinsicht nichts mehr anhaben. Er ist alt genug, um jederzeit in Frührente zu gehen, andere in seinem Alter waren schon lange vorher von der Firma meist erfolgreich bedrängt oder gezwungen worden diesen Schritt zu tun. Durch seinen spartanischen Lebensstil mußte er sicherlich genug Geld gespart haben, um die letzten Jahre seines Lebens ohne Arbeit überbrücken zu können. Er selbst hatte es ja auch schon mehrfach erwähnt, daß er finanziell bei einer Frühpensionierung keine Probleme hätte. Es gäbe ihm ja auch die Gelegenheit endlich mit voller Kraft an den Übersetzungen der Shakespeare-dramen weiterarbeiten. Nein, an ihm lag es nicht, er war bereit, aber die Firma, oder besser sein Chef und alle die in seinem Umfeld arbeiteten, und dadurch wußten, wie abhängig die Firma immer noch von seinem Wissen war, zitterten davor, daß er diese Option wählen könnte. Obwohl sie es schon seit Jahren wollten, war es ihnen nicht gelungen einen adequaten Nachfolger zu finden, oder zumindest auch andere in seine vielfältige Software einzuarbeiten. Er hatte immer nur das bearbeitet, wovor sich die meisten anderen gefürchtet hatten, was viele gemieden hatten, weil sie es nicht verstanden hatten und nun wollte erst recht niemand mehr mit seiner schwer verständlichen Software zu schaffen haben.

Dr. Wiedenkamp hatte von Anfang an versucht, die kontinuierlich während Herrn Sonntags Rede in ihm aufsteigende Wut zu bekämpfen, sie nicht die Oberhand gewinnen zu lassen, aber als Sonntag behauptete, daß dieser Prozeß von der Basis ausging, merkte er, daß seine Bemühungen vergeblich vergeblich waren, daß er den Kampf verloren hatte. Bei Sonntags Hohenlied auf das Outsourcing und die Konzentration auf das opertative Kerngeschäft, konnte er sich nur noch mit

Mühe beherrschen, ihn nicht schon mitten in der Rede zu unterbrechen. Galant lächelnd hatte ihm der schöne Sonntag, der sich noch ihm Bewußtsein wieder einen perfekten Vortrag gehalten zu haben suhlte, das Wort erteilt.

—„Eigentlich hatte ich mir fest vorgenommen heute mal meinen Mund zu halten, aber, was ich eben gehört habe ... mit welcher Unverfrorenheit hier geheuchelt wird ... da kann ich nicht schweigen ... nichts haben wir bisher erfahren ... heute sollten wir doch erst erfahren, was man sich ausgeheckt hat und jetzt tun sie so, als stamme alles von uns ... oder ist meine Vorständnis von Basis falsch ... und was heißt hier motivierte Mitabeyterschaft? ... was sie sich wünschen sind doch Roboter, die ohne Wiederrede perfekt ihre Arbeit verrichten ... nein, eigentlich wollen sie ja hier überhaupt keine Arbeitskräfte haben ... hier sollen nur noch solche ... wie ihresgleichen sitzen und den Rest den sourcen sie ... wie sagt man jetzt in ihrem schönen Neudeutsch ‘out’ oder ‘aus’ ... ja ich weiß, es gibt ganz tolle Informatiker und Mathematiker in Indien ... aber dann muß auch jemand in der Lage sein die Qualifizierten auszuwählen und sich nicht in die Hände von Scharlatanen zu begeben ... haben sie sich schon mal den Mist angeschaut, den sie für das Telcal-Projekt dort anfertigen ließen ... Ist ihnen eigentlich klar, daß wir hier nahezu die ganze Software wieder neuschreiben mußten ... aber von unseren Managern höre ich nur, wenn sie gerade wieder von einer Lustreise zurückkommen, das es ‘fruchtbare’, ‘kreative’, ‘konstruktive’ und was weiß ich für tolle Meetings gegeben habe ... ”, hier verschnaufte er kurz, aber nicht lange genug, um Herrn Sonntag eine Chance zu geben einzuspringen, „ich bin nicht gegen Outsourcing, aber bisher hat man halt die falschen Arbeiten weggeben, man sollte unsere Manager nach Indien, oder vielleicht am besten auf den Mond verlagern ... ich habe das Gefühl, daß ich hier nur meine Zeit vergeude ... ich hätte Wichtigeres zu tun ... ”

Äußerlich völlig unbeeindruckt prasselte dieser Gefühlsausbruch an Herrn Sonntag ab, denn er hielt diese Reaktion wohl für einen Einzelfall, glaubte immer noch die Masse hinter sich zu haben. Aber als dann tosender Applaus einsetzte, sprang er entsetzt von seinem Stuhl auf, schaute sich hilfesuchend und gehetzt nach Felix und Frau Weber um. Frau Weber wirkte sichtlich erheitert, und er konnte sich wohl auch nicht sicher sein, ob ihre Sympathien auf Seiten von Wiedenkamp

waren, und Felix rächte sich nun, indem er gleichgültig, so als wäre nichts Schlimmes gesagt worden, vor sich hin starrte. Sonntag, der immer so beherrscht wirkte, erschien plötzlich unberechenbar, würde er jetzt plötzlich explodieren, losschreien, oder gar handgreiflich werden, oder würde er weinend den Saal verlassen, alles schien möglich. Aber nur einen kurzen Augenblick, dann schüttelte er kurz seinen Kopf, und zauberte wieder ein Staubsaugervertreterlächeln hervor.

—„Ich glaube, es ist hier wohl der falsche Ort, eine solche Diskussion fortzuführen. Ich habe das Gefühl, daß sich bei ihnen“, hier tat er wohl bewußt so, als hätte es nie den tobenden Applaus des Saales gegeben, „einige schwerwiegenden Mißverständnisse aufgebaut haben. Ich denke, wir sollten uns mal in Ruhe darüber unterhalten, ... sie sollten mal einen Termin mit meiner Sekretärin ausmachen!“

Aus dem Zuhörerkreis schallte eine Stimme unter zustimmendem Gemurmel von vielen anderen: „Eigentlich dachte ich, daß es bei dieser Veranstaltung darum ging unsere Meinung zu erfahren, stattdessen werden wir hier mit Propaganda vollgestopft.“

Felix glaubte nun, daß er in die Diskussion moderierend eingreifen sollte.

—„Eine lebhafte Diskussion ist ja genau das, was ich mir gewünscht habe, aber wir sollten uns bemühen konstruktiv zu bleiben, und vor allen Dingen nicht persönlich zu werden!“

—„Also ich hätte eine ganze Reihe von Fragen. ... Erstens: Warum wurde der Betriebsrat nicht von dieser Veranstaltung informiert? Dann ... Ist mein Eindruck richtig, daß der Ablauf von TQM bereits festgelegt ist, und diese Veranstaltung nur einen Alibicharakter hat. ... Wenn ich von Kostensenkungen in der von ihnen genannten Größenordnung höre, habe ich immer Angst, daß sie auch an Personalabbau denken könnten. ...“, begann Herr Berger und an dieser Stelle wirkte es, als wollte er lediglich eine Pause machen, aber Felix nutzte die Gelegenheit dazu, ihn zu unterbrechen.

—„Also zunächst einmal zu ihrer zweiten Frage: In TQM ist noch alles offen. Was sie alleine schon aus der Tatsache ersehen können, daß die Durchführungsphase erst in sechs Monaten beginnen soll. Sie können also sicher sein, daß ihre Kritik und Vorschläge einfließen werden. Gibt es noch weitere Fragen?“

Felix schaut sich im Zuhörerkreis um, und vermeidet es Herrn Ber-

ger anzuschauen, und hofft dadurch um die Beantwortung der beiden unangenehmen Fragen zu kommen. Aber Berger wehrt sich sofort und macht ihn darauf aufmerksam, daß noch zwei Fragen unbeantwortet sein.

—,„Es handelt sich ja hier nicht um eine offizielle Betriebsversammlung. Vielmehr sind sie alle hier rein statistisch repräsentativ ausgewählt worden. . . . ”

—,„Wenn die Ziehung der Lottozahlen in Zukunft nach den gleichen statistischen Methoden erfolgen würde, dann könnte man sie schon am Tage vor der Ziehung veröffentlichen!”, unterbrach ihn jemand, und im Saal brach allgemeines Gelächter aus.

Felix war irritiert, vor allem auch deshalb, weil er ihm in gewisser Weise recht geben mußte, aber er verteidigte sich weiter:

—,„Leider gab es einige betriebsbedingten Korrekturen, weil aus welchen Gründen auch immer einige nicht hätten teilnehmen können.

—,„Zum Beispiel mußte man die gewerkschaftlich organisierten Leute, die zufällig auf die Liste gerutscht sind, wieder entfernen!”, bemerkte Herr Berger sarkastisch.

—,„Aber wenn ich richtig informiert bin, . . . sind doch auch sie Mitglied des Betriebsrates und sie sind ja auch hier . . . ”, Felix schaut Frau Weber hilfe- und bestätigungssuchend an.

—,„Ja, ich bin hier, aber ohne offizielle Einladung! . . . Wird es Entlassungen geben, um die Kosten zu senken?”

—,„Am besten zeige ich ihnen hierzu ein paar Folien, dann werden sie es besser verstehen können!”

Felix eilt wieder zum Projektor, den Herr Berger nicht abgestellt hatte. In viele bunte Folien, die Herr Berger zum Teil auch gezeigt hatte, erläutert er dann, daß sie neue Geschäftsfelder gewinnen müßten, lukrative Märkte erobern müßten. Dies binde dann nicht nur die vorhandenen Arbeitskräfte, sondern schüfe noch viele neue. Aber er gab keine Beispiele, wo diese lukrativen Märkte seien oder an welche neuen Geschäftsfelder er denke. Marktführer werden, und dort, wo sie es schon seien, müßten sie ihren Vorsprung ausbauen. Niemand konnte dagegen ernsthaft etwas einwenden, aber wie wollte er dieses Ziel verfolgen, dazu gab es keine Folie.

—,„Und wenn uns das nicht gelingt?”, wandte Herr Berger ein.

—,„Das darf nicht passieren! Hier brauchen wir alle. Wir alle müssen

hart an der Verwirklichung unserer Ziele arbeiten. Wir müssen ein Unternehmen mit vielen kleinen Unternehmern werden. Jeder ist selbst ein Unternehmer!”

Damit hatte er, ohne das er es darauf abgezielt hatte, Dr. Wiedenkamp wieder aktiviert, der wohl schon die ganze Zeit auf eine günstige Gelegenheit lauerte.

—„Davon sind wir ja nicht mehr weit entfernt. Es wimmelt ja nur noch so von Managern, die mit ihren Handies herumlaufen, und meist gar nichts so richtig zu tun haben. Aber wer arbeitet am Schluß noch? Aber Arbeiten, ich meine richtig konstruktiv und kreativ arbeiten, das ist ja nichts wert hier in dieser Firma. Was wir brauchen, ist eine Neubewertung der Tätigkeiten. Solange Managen immer mehr gilt als andere Arbeiten ... werden sie keine deutliche Verbesserung erzielen. ... ich denke nicht nur ans Geld, auch ans Ansehen ... zum Beispiel bei uns ein Entwickler kann die tollsten Arbeiten machen, ... aber dafür gibts kein Lob, keine Ehre und letztendlich auch nicht mehr Geld. Lob und Ehre ... und natürlich später auch die Gehaltserhöhungen ernten immer die Vorgesetzten oder Projektleiter ... ist ja dann auch irgendwie verständlich, daß immer mehr in diese Positionen streben ... wenn zwei Leute an einer Sache arbeiten, wird ihnen sofort ein Leiter vorgesetzt, der natürlich nicht mehr selbst Hand anlegt ... den paar hier im Raum, die noch Latein hatten, dürfte es noch klar sein, daß in ‘Manager’ das Wort ‘manus’, also Hand, steckt ... aber wenn, was nicht so klappt, wie sie es sich auf ihren schönen Farbfolien vorstellen, dann erinnern sie sich plötzlich, wer eigentlich die Arbeit macht.”

—„Ja wollten sie denn gerne meine Arbeit machen?“, wird er in reichlich überheblichen Ton von Herrn Sonntag gefragt.

—„Nein, wollte ich natürlich nicht ...“, während Dr. Wiedenkamp dies sagt wird Sonntags Lächeln noch breiter, um dann im folgenden in ein wutverzerrtes Grinsen zu münden „aber sie könnten meine Arbeit nicht verrichten, selbst wenn sie wollten!”

—„Ich denke auf diesem Niveau sollten wir nicht weiterdiskutieren ... außerdem muß ich jetzt leider sowieso gehen, denn ich werde noch in einer anderen Besprechung erwartet!”

* * * * *

Gott sei Dank regnet es nicht! so wie es heut' morgen aus gesehen hatte, da hab' ich für unser Spiel wirklich schwarz gesehen. Wär' ja wirklich schade gewesen, wo wir doch heute mal zu viert spielen können. Zu dritt ist es mir auch wirklich mittlerweile auf den Geist gegangen.

Schwitzpartie, das wird es bestimmt. Wind, ja, ein kühler Wind, das wär' jetzt genau das richtige! Aber egal, Hauptsache, wir können spielen.

Die hat ja wirklich eine hübsche Figur, im weißen Tenniskleid wirkt sie noch viel attraktiver als in der düsteren Bibliothek. Ein wenig blaß ist sie. Verbringt wohl zuviel Zeit zwischen all den Büchern. Tennistasche und Schläger sehen ja recht professionel aus, wenn sie auch noch so gut spielen kann.

Bin wirklich mal gespannt, ob sie ein gleichwertiger Ersatz für Renate ist. Sportliche Figur hat sie ja.

Felix war sie ja überhaupt nicht aufgefallen. Vor allem nicht, daß sie auf ihn abfährt, fragt noch blöd „wieso“. ‘Mensch Felix, das sieht doch ein Blinder, die ist doch scharf auf dich’, wenn ich ihn nicht mit der Nase draufgestoßen hätte — hab' ja nicht gedacht, daß der sofort mit der anbändelt. Mit Renate war es doch angeblich so ähnlich gewesen ... wer hatte das noch gesagt ... ne, hat er doch sogar selbst gesagt ... andere sehen irgendeine Frau, verlieben sich unsterblich und tun alles, um sie zu gewinnen, und Felix? ... der tut nichts wartet nur, bis sich eine in ihn verknallt, ... er nimmt, was das Schicksal für ihn bereithält ...

Wenn die bloß nicht Renate ganz ersetzt. Jetzt ist Renate ja kaum 3 Monate in Lion und schon — Chris ist schuld ... der hat sie ja gewissermaßen verkuppelt. ... ob Chris wohl auch, ... ich meine, wenn ich mal solange weg müßte?

Normalerweise ist er ja gar nicht so der Cassanovatyp, ... neben dem komm' ich mir ja manchmal so richtig sexbesessen vor ... trieblos, ja

so scheint der immer ... ausser dem Trieb fürs Studium ... und schnell in den Beruf ... und ich weiß noch nicht mal richtig, was ich machen soll ... Aber die Tante hat es ihm richtig angetan. Wenn er auch so tut, als wär's für ihn nur mal so ein Zeitvertreib.

nein Chris ist doch treu ... aber man kann ja nie wissen ... Männer denken aus der Hose ... und vor allem Chris ... aber bei Felix und Renate das war doch schon vorher nicht mehr in Ordnung gewesen ... klar, sie mußte ja weggehen ... Studienaufenthalt in Frankreich war ja schon irgendwie zwingend als Studentin der Romanistik, aber es kam ihr auch gerade recht —

* * * * *

Kurz nach Acht, und dazu noch am einem Montagmorgen, also nach einem Wochenende, da war klar, daß noch kein Betrieb war, dachte Vera. Der Typ der gerade eben bei ihr gewesen war, bereitete sich auf eine Prüfung vor, hatte er ihr erzählt. In den letzten Wochen war er schon häufig da gewesen, immer früh am Morgen, oft der erste überhaupt, kam mit einem Paken Bücher und verließ wieder die Bibliothek mit einem neuen Bündel. Bis jetzt war er der einzige überhaupt gewesen für diesen Morgen. Die meisten Studenten und Studentinnen lagen wohl noch im kuschligen Bett, oder frühstückten noch gemütlich.

Das Studentenleben könnte ihr auch gefallen. Einmal auch diese Freiheit zu genießen. Nicht immer diesem täglichen Zwang zu unterliegen von acht bis achtzehn Uhr arbeiten zu müssen. Einfach mal ganz spontan mal zwischendurch machen können, was man will. Da läßt man einfach mal eine Vorlesung Vorlesung sein, und geht statt dessen ins Schwimmbad oder sonnt sich in den Grünanlagen des Stadtparkes. Mit nackten Busen liegen sie im Rasen und tun so als stöberten sie in ihren Büchern. Also sie könnte jedenfalls nichts lernen, wenn sie dort in der Sonne garte, dachte sie neidisch. Besser in der Sonne braten, als hier in dieser stickigen Halle zu verdorren. Gott sei Dank hatte sie ja die

Mittagspause, die konnte sie ja wenigstens in der kleinen Grünanlage vor der Bibliothek verbringen.

Jeden Mittag hoffte sie, Felix in der Mensa oder in dem kleinen Park zu treffen. Entweder gehörte er zu den, ihrer Meinung nach, wenigen Studenten, die wirklich hart arbeiten, oder er verbrachte seine Tage im Schwimmbad, Stadtpark oder bei sonstigen Freizeitaktivitäten, fern von der Uni.

Wann käme er wohl seinen Ausweis abholen? Vielleicht hatte er es ganz vergessen. Möglicherweise vermißte er ihn wohl noch nicht einmal, denn bisher hatte er ja nur selten, genaugenommen erst zweimal Bücher ausgeliehen gehabt. War das vielleicht ein Indiz dafür, daß er zur faulen Spezies gehören könnte?

Warum hatte sie ihm auch nicht gesagt, wann er den Ausweis abholen könnte. Wenn der bloß nicht so schnell weggegangen wäre, dachte sie, als sie ihn plötzlich vor sich sah. Freundlich lächelnd. Nein, das war mehr als bloße Freundlichkeit. Sie errötete, als er sie nach seinem Ausweis fragte.

—,Was ich sie noch fragen wollte: Das letzte Mal klang es so, als ob sie gerne Tennis spielen würden. Hätten sie mal Lust mit uns zu spielen, wir sind zur Zeit nur zu dritt?“

* * * * *

Den krieg' ich ... knapp ... aber dennoch verdammt gut plaziert ... wenn das später so gut läuft ... das war aber auch nicht schlecht. Da hat Moni Felix ganz schön ausgetrickst. Hoffentlich klappt's nachher auch so, dann können wir Rudolf und — wie heißt sie noch — ach ja, Vera —

Oh, perfekt! Super Vorhand ... sie spielt auf jeden Fall stärker als Renate. Aber auf Chris kann man sich verlassen ... hätt' ich nie geglaubt, daß er den noch kriegen würde. ... Der ist für mich ... gut,

...jetzt zeig' mal wie du laufen kannst, Felix ... ein wenig schneller ...

Genug rumgeplänkelt ... wir könnten ruhig mal anfangen zu zählen. Es macht einfach mehr Spaß, wenn man ein Spiel macht. **Wie wär's, wenn wir jetzt zählen?**

Die Sonne steht nicht gut für uns ... nach dem Wechsel steht sie ja für Felix und ... wie heißt sie doch gleich noch mal ... Vera Idots hab' doch sonst kein Problem mit Namen! ... Da hat Chris recht, wir sollten ein Spiel machen ... macht einfach mehr Spaß!

Ihre Figur ist wirklich toll ... wunderbare Beine ... schöne Kniee ... gut, manchem wären die Oberschenkel vielleicht ein wenig zu kräftig, für andere, mir gefallen sie ja so. Die Geschmäcker sind halt verschieden ... Besonders schlau scheint sie aber nicht zu sein! Tja, eine Frau mit Verstand würde Felix gar nicht wollen ... komm' hör auf, jetzt tust du ihr vielleicht bitter Unrecht! Bloß weil sie gut aussieht und ihre Reize auch noch zur Schau stellt muß sie ja noch lange nicht dumm sein ... du kennst sie doch kaum ... wirklich tolle Beine, fühlen sich bestimmt gut an ... die Pobacken ...

Ihre Beine scheinen es Chris ja angetan zu haben ... der sieht ja fast nicht den Ball ... Chris steht halt auf schöne Beine ... Aber da ist er ja nicht anders als andere Männer ... obwohl ... fahren die meisten nicht eher auf Busen ab ... War doch mal in ... egal irgendeine Illustrierte ... Was lieben Deutschlands Männer am meisten an ihren Frauen ... oder so ähnlich ... große dicke Brüste ... aber Chris sieht ein paar nackte Frauenbeine und schon ... Chris ist doch immer geil, da braucht's doch nicht viel ...

Hoffentlich weiß die, worauf sie sich einläßt ... für Felix ist sie doch nur ein Zeitvertreib ... gut genug, solange Renate im Ausland ist ... Ja, ja Felix hat ja recht ... ok ... ich bin bereit ... oh Gott, welche Show Felix wieder abzieht. Er kommt sich wohl wie Boris Becker vor ... und dann schmettert er den Ball wohl doch wieder nur ins Netz ... oh, daß hätt' ich nicht gedacht ... der war nicht von schlechten Eltern ...

'Wollen wir eigentlich Tennis spielen oder was?', ok Felix dann spiel mal Tennis ok ... dann mach schon deinen Aufschlag ... ein Aß wird es eh nicht ...

Jetzt haut er wieder einen nach dem anderen ins Netz ... oh, verdammt ... der saß wirklich ... er hat uns keine Chance gelassen ... ich glaub' den muß man mal wieder runterholen, sonst hebt er noch ab ... **Ein blindes Huhn findet halt auch mal ein Korn!** ... Ich verstehe gar nicht, daß Renate es so lange bei dem Ausgehalten hat. Vielleicht tut ihr die Distanz ja auch mal gut.

Jetzt ist er wieder der größte. Ja Felix, wir haben deinen Ball gesehen. Ja Felix, war ganz toll ... ich bin ganz beeindruckt ... Was findet Vera eigentlich an ihm? ... Naja, vielleicht wird ja eh nichts draus, vielleicht gehen ihr ja noch früh genug die Augen auf ... mit Felix könnte ich nie ... Ih, wenn der mich bloß angriffe ... dabei, ich weiß nicht, rein körperlich ... zu grobschlächtig, ein wenig mehr Sport würde ihm gut tun ... aber am schlimmsten ist sein Geist ... nein, sein Charakter macht ihn mir so ... so unattraktiv ... dabei dabei finden ihn doch die anderen ... Susanne, ja, ... ach vergiß Susanne, die zählt nicht ... aber die ... die kommt richtig ins Schwärmen, wenn ...

Netzroller! **Wunderbar!**

Hey, das war gut ... *Chris hat's ihm gezeigt, leider zählen wir aber noch nicht ...*

* * * * *

Kaum vorstellbar, was ihr entgangen wäre, wenn sie nicht auf Francois gehört hätte. Nach dem Tennisspiel hatte es ja keiner großen Überredungskunst bedurft, sie zu überzeugen, mal woanders hinzugehen. Ein Ritual hatte er unterbrochen: Nach dem Tennisspielen nicht in die Vereinskneipe zu gehen, so wie sie es jahrelang mit Felix, Moni und Chris praktiziert hatten. Auf neutralen Terrain wolle er sie weiter kennenlernen. Das Vereinslokal, die Tennishalle, dies alles sei Teil ihrer alltäglichen Welt. Abwechslung wäre es, was sie dringend mal brauchte. Aber vor dem „Venus“, oder „Venus as a Boy“ wie die Kneipe vollständig

heißt, hatte sie zurückgeschreckt. Sie hatte sie noch von ihrem Soloausflug in schlechter Erinnerung. Völlig zu Unrecht, wie sie nun dachte.

—„Es ist wirklich toll drin!“, hatte er gesagt und sie mehr oder weniger hineingezogen, aber erst als er merkte, daß sie prinzipiell wollte.

Alles hatte sich verwandelt. Wie im Theater! Vorher nur der Saal die Leute, Stimmengewirr, erwartungsvolle Unruhe, die Wände vielleicht braun, alles düster, möglicherweise auch der Vorhang, und plötzlich Dunkelheit und Stille, und mit dem Vorhang öffnet sich eine andere Welt. Licht und Farbe strömt mit der Kühle und einem Heer von neuen Gerüchen ins Publikum. Ja, wie im Theater. Wenn der Vorhang fällt, kommt wieder der Alltag? Aber nicht jetzt! Theaterbeginn, das war Tagesanbruch am Äquator, aber hier wars anders, langsam und un bemerkt, wie die nordische Dämmerung hatte sich der Zauber eingestellt. Zu sagen sie fühle sich gut oder wohl, beschrieb nicht das Feuerwerk in und um sie.

—„Diese Musik ... die ist so ...“, sagte sie und suchte nach Worten.

*And if you complain once more
you'll meet an army of me*

—„Super. Ich find' die ganz super!“, versuchte Francois ihr zu helfen.

—„Aber normalerweise hörst du doch lieber Klassik!“

—„Es gibt Musik, die mir gefällt, und solche, die mir nicht gefällt. Das ist mir wichtiger als dieses Schubladendenken: Klassik, Jazz, Pop und so weiter! Da gibt's Leute, denen gefällt nur Klassik, oder besser sie glauben, daß ihnen nur Klassik gefällt, sie geben anderer Musik keine Chance. Sie haben Angst davor schlecht angesehen zu werden, oder so?“

—„Was meinst du mit 'daß sie glauben, daß ihnen Klassik gefällt'?“

—„Gefallen muß aus dem Bauch kommen, so von Innen heraus. Das muß prickeln. So seh ich das! Nicht wie diese Kunstmenschen, die ihren Geschmack von den Kritikern abhängig machen, die doch meist bachamputiert sind, von berufswegen, mit ihrer ersten Kritik müssen sie ihren Bauch abgeben. Musik als klingende Mathematik und dann kann man sie auch schön benoten! Und dann langweilen sich die

Kritikerhörigen in Konzerten und ihr Bauch bleibt stumm! Aber ich will dich nicht mit Kunstkritik langweilen; wir sind ja hier um uns zu amüsieren.”

—„Ist schon in Ordnung. Ganz im Gegenteil, ich glaub’ ich versteh’, was du sagen willst!”, sagt Vera, schallend lachend.

—„Einmal, da hab’ ich mal — Mangelsdorf war es glaub ich gewesen. Jedenfalls habe ich mir die Musik angehört und nichts ist gelaufen, ich meine, ich hatte nichts gespürt. Alles wirkte spröde, schräg, hohl, ja hohl, irgendwie wie Mono, wie aus so einem kleinen Radio. Ich war auch —vergeblich — am Wurzelziehen und Quadrieren, um im Bild zu bleiben, wie die Kritiker, und ich konnte die Musik nicht verstehen, und die Musik nervte mich schrecklich. Und dann, — ich wollte sie schon abschalten — da habe ich mich mal ein wenig im Rhythmus bewegt, nicht viel, nur ein wenig, und plötzlich — BUMMM — wie soll ich sagen, da war ein Feuerwerk und es gab da nichts mehr zu verstehen — verstehst du? — alles war klar!”

—„So ein wenig geht es mir heute auch mit dieser Musik. Aber, was ist das für eine Gattung? ... Jedenfalls klingt’s für mich recht futuristisch ... so was habe ich noch nie gehört!”

—„Egal, Hauptsache gut. Ob das nun Techno, Hip-Hop oder was auch immer ist, weiß ich nicht. Ich kenn’ mich in dieser Musik auch nicht so gut aus, allerdings hab’ ich diese Musik schon des öfteren im Radio gehört ... hat mir immer recht gut gefallen, konnte mir nur nie den Namen merken.”

*And if you complain once more
You’ll meet an army of me*

—„Wie in einem Science Fiction komm’ ich mir vor ... so aus dem Kälteschlaf erwacht ... du weißt, wie in den Raumschiffen ... Wie heißt nochmal der bekannte?”

—„Alien, du meinst bestimmt Alien, der Film beginnt doch so!”

—„Genau ... kannst du dir vorstellen, das dies das erste Mal seit über sieben Jahren ist, daß ich mal so richtig abends weggehe, wenn man mal von der Tennisvereinskneipe absieht.”

—„Dort spielen sie ja auch nur „Der Junge mit der Mundharmonika” oder sowas. ”

—„Ganz genau! Dort steht die Zeit still. . . . Aber diese Musik ist so anders.“

—„Wundert mich wirklich, daß es dir so auf Anhieb gefällt?“

—„Traust du mir keinen guten Geschmack zu?“, fragte Vera vorwurfsvoll kokettierend.

—„Ich meinte nur, . . . also weil doch die meisten Leute . . . vor allem wenn sie selbst keine Musiker sind . . . eine gewisse Gewöhnungszeit brauchen . . . wenn's um neue Klänge geht“, versuchte er seinen vermeintlichen Fehler wieder glattzubügeln. Und fügte nach einer Weile noch hinzu, wohl um ganz sicher zu gehen: „Wenn ich meinen Geschmack zum Standard, zur Meßlatte ernennen würde, wär' ich doch auch nicht besser als die Kritiker, oder nicht?“

*And if you complain once more
You'll meet an army of me*

—„Dabei bin ich ja selbst fast eine Musikerin . . . zwei Jahre Blockflöte in der Grundschule!“, scherzschmollte sie weiter.

—„Oh, du hast Flöte gelernt, dann könnten wir ja mal zusammen. Ich habe da ganz tolle Stücke für Flöte und Gitarre!“

Leider mußte sie ihn enttäuschen, mußte ihm sagen, daß sie seit ihrer Grundschulzeit keine Flöte mehr gespielt habe, und eigentlich auch nie sehr gut darin gewesen sei.

—„Aber Noten kann ich noch lesen. Zumindest, wenn sie nicht so kompliziert sind!“, sagte sie dann noch.

Die getragenen und verfremdeten Bässe der Hyberballade füllen das Venus und das Schlagzeugkarussell setzt sich sanft in Bewegung.

—„Weist du, wie die Sängerin oder die Gruppe heißt?“, fragt Vera Francois.

In diesem Augenblick schwebte ein Tablett gehalten von langen braunen Armen auf ihren Tisch.

*We live on a mountain
Right at the top
There's a beautiful view
From the top of the mountain
Every morning I walk towards the edge
And throw little things off*

—„Kannst du uns vielleicht sagen, von wem diese Musik ist!“

*Car-parts, bottles and cutlery
Or whatever I find lying around*

—„Marc ...“, sie zeigte auf die lange hagere Gestalt im weißen T-Shirt und bartstoppellangen Haaren hinter der Theke „ist ganz heiß auf diese Musik. Der dudelt sie die ganze Zeit. ... Moment mal ... Soll ich ihm sagen, daß er mal was anderes auflegt ... also mir geht's langsam auf 'n Keks ...“, ereifert sich plötzlich die Bedienung, deren langes Sommerkleid sie noch schlaksiger erscheinen ließ, wenn sie scheinbar schwerelos durch den Raum schwebte.

—„Bloß nicht, uns gefällt's!“, sagt Vera und erntet einen verachtenden Blick der Bedienung bevor sie in Richtung Theke weggleitet.

—„Mach mal die Augen zu! Der Baß ist der Berg und das Schlagzeug klingt wie ein flotter Hubschrauber der wie eine Biene um den Berg kreist, und ihre Stimme ist oben auf!“

*I go through all this
Before you wake up
So I can feel happier
To be safe up here with you
It's real early morning
No-one is awake*

Als sie die Augen öffneten stand die Bedienung vor ihrem Tisch und reichte ihnen das CD-Cover.

—„Hier das is' se, ... Björk ... könnt ihr euch ja mal anschauen!“

—„Die sieht ja wirklich toll aus!“, sagte Vera, als sie das Foto auf der Hülle anschaute, „Sie hat so was exotisch an sich!“

—„Schau mal, da sind auch die Texte! Da müßte ich jetzt besser Englisch können.“

*I go through all this
Before you wake up
So I can feel happier
To be safe up here with you
It's real early morning
No-one is awake*

Daraufhin hatte Francois seinen gegenüberliegenden Platz verlassen und sich direkt neben sie gesessen, auf einen der alufarbenen Stühle, um gemeinsam mit ihr den Beitext zu lesen, und ihr mit der Übersetzung der Texten zu helfen.

—„Und da ist ja auch dein Hubschraubersong: ‘We live on a mountain, right at the top’ ... Ist klar, oder?“, als er sieht, daß es ihr doch mehr Probleme macht, als er vermutet hatte, übersetzt er den Text „Wir leben auf einem Berg, direkt auf dem ... Gipfel. Eine wundervolle Aussicht hat man vom Gipfel. Jeden Morgen gehe ich zum Rand und schmeiße kleine Dinge hinunter. Like’ ... ähm ‘wie ... Autoteile, Flaschen und’ ... cutlery ... ich man sagt zu cutlery ... irgendwas mit Schneidzeug oder so ... ‘oder was immer ich herumliegen finde ... A way to start the day ... Eine Art den Tag zu beginnen! ... Durch all das gehe ich’ ... ich glaube, das ist falsch ... ‘vielleicht erlebe ich bevor du aufwachst. Damit ich mich glücklicher fühle ... um sicher hier oben mit dir zu sein’ Das ist gut denke ich! Und dann: ‘Es ist wirklich früh am Morgen, niemand ist wach, ich bin wieder an meiner Klippe’ sagt man so? ‘Ich werfe immer noch Dinge hinunter. I höre auf die Geräusche, die sie machen ... auf ihrem Weg nach unten ... Ich folge mit meinen Augen, bis sie aufkrachen’ Ist nicht so schön übersetzt, aber gibt dir bestimmt eine Idee ... ”

—„Oh ja, das kenne ich das Gefühl! Einmal im Bad, das Fenster war offen, und plötzlich viel mir der Putzeimer hinunter ... kannst du dir vorstellen, das Wasser spritzte nach allen Seiten, auch auf die Hauswand und die Fenster, ... aber ich hatte mich überhaupt nicht geärgert ... ich habe ihm nur so zugeschaut, wie er hinunterflog ... und auch darauf gewartet, daß er aufklatscht ... plötzlich hatte ich große Lust gehabt andere Sachen nachzuschmeißen ... Felix Rasierschaum, Fön, Parfüm ... ”

—„Und? Hast du es getan!“

—„Felix Rasierschaum hatte ich schon in der Hand. ... Hab’s nicht gemacht, aber ich habe mich dennoch besser gefühlt!“

—„Revolte gegen das tägliche Einerlei!“

—„Ja, so ähnlich!“

Schweigen, zwei Hände auf dem Weg zueinander, kaum wahrnehmbar, nur die Stimmen der anderen und passenderweise „It’s oh so quiet“ von Björk, ganz konventionel, zurück aus der Zukunft, ein Sprung zu

den Bigbands der Vierzigern. Francois reibt sich seine Augen, nur mit der Linken, denn seine Rechte pirscht sich weiter vor. Sie lauschen der Musik.

—„Weißt du, das klingt jetzt vielleicht komisch, aber heute ist es, als höre ich zum ersten Mal wieder. ... Beim Bügeln, da habe ich mir schon öfters mal eine CD aufgelegt, aber dann bin ich fertig, und ich habe das Gefühl überhaupt nichts gehört zu haben. ... Kennst du das Gefühl?“

—„Ich hab’ mal gehört, daß sich der Durchschnittsmensch, kaum länger als ein paar Minuten auf Musik konzentrieren kann und Musiker etwas länger ...“

—„Das ist etwas anderes. Das ist so, als wären die Ohren verstopft, so als seien sie voll Wachs.“

—„Ja, das kenn’ ich. Vor allem, wenn ich ziemlich müde und erschöpft bin! Wahrscheinlich ... wie sagt man ... zu viel in den Ohren!“

—„Ja, aber vor allem die Monotonie, immer der gleiche Trott, das ist es!“

—„Dann ist es ja umso besser, daß wir heute mal hierher gegangen sind!“

—„Ja, du hast mal Abwechslung in mein Leben gebracht!“

*You fall in love
Zing boom
The sky up above
Zing boom
Is caving in
Wow bam*

Immer noch wandern zwei Hände über die graue Tischplatte. Seine zittert, will sich heben, doch schon ist sie zärtlich umschlungen, und über Veras Wangen laufen Tränen.

*You broke the spell
Gee, this is swell you almost have a fit
This guy is ‘gorge’ and I got hit
There’s no mistake this is it*

Und dann sprudeln sie aus ihr heraus, Tage, endlose Tage. Dunkle Tage in Kälte, Frühlingserwachen, Sehnsucht und keine Befriedigung. Monotonie ohne Hoffnung auf Dämmerung. Pflicht ohne Ende, ohne Anerkennung. Sich türmende Wäscheberge: noch zu waschen, zu bügeln, wegzuräumen. Maulende Kinder, schreiende Kinder, tyrannische Kinder, und wieder verschmutzte Wäsche, Dreck, Dreck, und immer der fruchtlose Kampf gegen die Unordnung, Sysiphosarbeiten. Francois stimmt ihr zu, versteht sie mit tränenden Augen, versichert ihr, daß sie besseres verdient habe. Nun ist er es, der ihre Hand drückt, fest, rhythmisch, und seine Augen verstehen und trösten sie.

*All that she said was true
All that she said was true
Give her some time
Give her some space
All that she said was true*

—„... und mit Felix darüber reden ist zwecklos ... Am Ende will der immer noch getröstet werden. Dann will er Mitleid haben wegen seiner harten Arbeit, Streß, kaum auszuhalten, und dabei ist er froh, wenn er dort ist. Der geht auf in seiner Arbeit und ich soll ihn noch bemitleiden für seinen Spaß. Manchmal habe ich das Gefühl, daß Wochenenden und Urlaube für ihn fast eine Qual darstellen.“

—„Kaum vorstellbar, wenn man so eine tolle Frau hat!“

*How you reacted was right
How you reacted was right
Give her some time
Give her some space
How you reacted was right*

Vera wendet ihm ihr nun feuerrotes Gesicht zu und lächelt dankbar.

Unbemerkt von ihnen arbeitet sich eine dunkle Gestalt an den Tischen vorbei, immer wieder stehen bleibend, in der Hoffnung, daß sich jemand erbarmt und ihr eine oder mehrere ihrer halbverblühten und überteuerten Rosen abkauft. Schon beim ersten Blick durch die Kneipe erkannte der Mann aus Afrika, daß er mit Francois und Vera zwei

erfolgsversprechende Kandidaten hätten. Mit Verliebten machte er immer die meisten Geschäfte. Sie sahen keine verwelkten Blätter, Zahlen waren für sie bedeutungslos. Er mußte schnell durch, das war so eine allgemeine Erfahrung von ihm. Niemand durfte lange Zeit haben, sich Ausreden zu überlegen. Am besten überraschte er sie mit seinen Blumen, und er war dann auch wieder draußen, wenn der Wirt das Gefühl hatte, er könnte seine Gäste belästigen.

—,„Könnt ihr nicht mal richtige Musik auflegen! Was ist denn das für ein Gejaule!“, beschwerte sich ein Geschäftsman mit mehrlagigem Doppelkinn, — Plantagen seiner Freßsucht — und stinkender Zigarre.

„Was will diese Type überhaupt hier!“, „Der hat sich wohl hierher verirrt“ oder so ähnlich waren die Kommentare, die in seiner Nähe geäußert wurden, meist nicht hörbar für ihn, aber manchmal eben doch. Sandie, wie die Bedienung genannt wird, flüstert auf diesen Protest Marc etwas ins Ohr, und beide schauen in Francois und Veras Richtung. Sie hatte ihm wohl gesagt, daß dort mindestens zwei Leute sitzen, denen seine Musik gefällt.

Dezent, schnell, kein Wechselgeld und Vera hält ihre Nase in die Rosen, die sie nun in Händen hält. Ihre Augen fest verschlossen.

—,„Hallo das ist aber eine Überraschung. Vera du? Das ich dich mal hier treffe? Wo hast du eigentlich Felix gelassen.“

Simones laute und exaltierte, klirrende Stimme, ließ Vera erschreckt aufschauen.

—,„Oh, und so tolle Rosen!“

Mit einem süffisanten, ihre Gedanken offenbarenden Lächeln bedachte sie dann den Rosenkavalier und ließ ihn erröten.

—,„Also . . . äm . . . Francois . . . spielt mit uns . . . also Chris und Moni Tennis . . . das heißt, wenn Felix nicht da ist!“

—,„Ist schon in Ordnung! Ich hab’ ja gar nichts gesagt!“, und legte nacheinander ihre Hände über die Ohren und dann über ihre Augen und anschließend genüßlich grinsend über ihren Mund. Vera errötete und wußte, daß sie genug mitbekommen hatte, um tratschen zu können.

—,„Wo ist eigentlich Robby?“, fragt Vera, um die Peinlichkeit zu beenden.

Sie zeigt mit ihrem Arm, in die andere Ecke des Lokals, wo er bei Bekannten am Tisch steht und diskutiert. Sie gehe mal besser wieder zu ihm, sagte sie.

—„und dann wünsche ich euch noch einen schönen Abend.“

Nun also auch Simone, Chris und Moni waren ja auch schon mißtrauisch.

—„Jaja, uns hier alleine zurücklassen und sich dann alleine einen schönen Abend machen!“, hatte Chris zum Abschied gealbert.

—„Naja, muß man ja schließlich ausnützen, wenn der Ehemann mal nicht zu Hause ist!“, war Vera zum Gegenangriff übergegangen, versuchte Feuer mit Feuer zu bekämpfen. Lächerlich sollten seine Spekulationen wirken, falls sie überhaupt ernst gemeint waren. Aber als sie sich daran erinnerte, später im Venus mit Francois, spürte sie nochmals, wie die Schamesröte in ihren Kopf gestiegen war.

Wenn nur nicht Monis strafender Blick für Chris gewesen wäre, dann hätte Vera getrost glauben können, daß es sich nur um Chris' normales Rumalbern gehandelt habe. 'Nicht weiter, hör' auf jetzt', hatten ihre Blicke Chris ermahnt. Die Sticheleien von Chris und dieser ernste Blick von Moni verrieten ihr, daß die beiden bereits über sie und Francois Mutmaßungen angestellt hatten. Moni hatte wahrscheinlich sofort gesehen, daß Chris genau ins Schwarze getroffen hatte, daß Vera betroffen, ja sogar erschrocken dreingeschaut hatte. Nun könnten sie wieder weiterspekulieren.

—„Mit Abwesenheiten ist Felix ja nicht gerade geizig!“, hörte sie noch Chris Stimme, als sie ins Auto stieg und den beiden statt einer Antwort nur ein „Macht's gut!“ zurief.

Aber Chris und nun auch Simone schafften es nicht ihr die tolle Laune zu verderben. Allerdings wollte sie nun nicht mehr länger im Venus bleiben, wo es so aussah, daß Simone und Robbie wohl auch bleiben würden.

* * * * *

Vielleicht fragte er ja auch gar nicht, hoffte Vera. Vielleicht machte sie sich auch ganz umsonst Gedanken. Jedenfalls wollte sie vorbereitet

sein, wollte wissen, was sie tun wollte, was sie sagen würde. Sie wollte nicht mit ihm in seine Wohnung gehen, sie konnte nicht, sie durfte nicht, und am besten würde er nicht fragen. Wieso kam sie drauf daß er fragen könnte. Würde er sie fragen, wüßte sie nicht, was zu antworten und wie nein zu sagen. Würde er sie nicht fragen, dann, ja dann. Sie spürte schon das Ziehen im Unterleib, Vorbote einer möglichen Enttäuschung.

Sie könnte einfach nur so halten, auf der Straße, ohne in eine Parklücke zu fahren, vor seinem Haus gab es ja kaum welche, dann müßten sie sich eh schnell verabschieden. Francois hatte ja ursprünglich vorgeschlagen gehabt, sie mit seinem Wagen zum Tennis abzuholen, dann hätte er sie zu Hause absetzen müssen, und es hätte das Problem überhaupt nicht gegeben. Die Initiative hätte bei ihr gelegen. Sie hätte sich schnell von ihm verabschieden können, und wäre ins Haus geeilt. Aber es hätte andere Unannehmlichkeiten gegeben, derentwegen sie ja auch unbedingt mit ihrem Wagen fahren wollte: Andrea, Frau Emberle, der Herr Jens. Vor allem der alte Jens der hätte die Straße bestimmt noch unter seiner peniblen Observation. Seit seiner Pensionierung drückt der sich selbst nachts seine Nase hinter der Fensterscheibe platt, dachte sie. Sie, als Mutter von zwei Kindern steigt aus einem fremden Auto, am Steuer ein Unbekannter, und ihr Ehemann fern von der Heimat, fern von der attraktiven Frau, welche ein Schmaus für Jensens Phantasie. Fern, wenn's auch diesmal bloß der Kronenkeller war. Oder Andrea, die auf ihre Kinder aufpaßte? Wäre es nicht allzu natürlich daß sie um diese Zeit ungeduldig aus dem Fenster schauen würde, begierig darauf endlich nach Hause gehen zu können? Andrea war immer noch der Meinung, daß sie zu dritt oder zu zweit spielten, wenn Felix verhindert war, was ja in den letzten Monaten allzu häufig der Fall war. Von Francois Existenz wußte sie noch nichts, und so sollte es auch bleiben. Dieser Abend war für Andrea ein ganz normaler Tennisabend. Sie paßte auf die Kinder auf, damit Vera, wiedermals ohne ihren Mann, Tennis spielen konnte, anschließend würden sie noch ein wenig in der Klubkneipe verweilen. Das war es, was Andrea annahm. Aber sie wußte nicht, genausowenig wie Felix, daß an diesem Abend weder Chris noch Moni gekonnt hatten, daß sie mit Francois alleine gespielt hatte, und daß sie statt, wie gewohnt ins Vereinslokal zu gehen, mit Francois ins Venus gegangen war. Spontane Erheiterung

bei gleichzeitiger uferloser Verlegenheit stellte sich bei Vera ein, wenn sie sich Andreas Verwunderung beim Anblick von Francois vorstellte. Ihre Sprachlosigkeit, wenn sie mit Francois durch die Haustüre käme. Und dann? Würde sie danach trachten, es Felix zu stecken, würde sie Gerüchte verbreiten, obwohl dies normalerweise nicht ihre Art war? Klar, wenn Francois sie nach Hause gebracht hätte, hätte sie Andreas Sanftmut lieber nicht allzu sehr auf die Probe gestellt. Wäre sowieso überhaupt nicht in Frage gekommen, Felix wußte zwar, daß er mit ihnen Tennis spielte, aber er sollte ihn ja nicht im Wohnzimmer vorfinden, falls er eher vom Essen zurückkäme. Hätte er sie nach Hause gebracht, wäre sie einfach ausgestiegen, hätte tschüß gesagt und wäre im Haus verschwunden.

Den letzten Kilometer hatte sie ihr Auto in Schrittgeschwindigkeit rollen lassen; es waren ja auch keine Autos hinter ihr, die sie hätten drängeln können. Jeden Moment könnte er fragen. Also Vera, mach schon, was wirst du sagen, wenn er dich bittet noch ein wenig mit ihm in seine Wohnung zu gehen, versuchte sie sich zu einer Antwort zu zwingen. Da war sein Haus, vierstöckig, weiß und ganz neu, gläsern und gespickt mit großen Balkons, und es strahlte inmitten kleinerer, alter und teilweise auch schäbiger Häuser. Nach seinem Vorbild sollten zukünftig alle Häuser dieser Straße nach ihrem drohenden Abriß erstrahlen und das Geld der Investoren lauerte schon Zinsen werfend auf Festgeldkonten.

Freie Parklücken im Überfluß, Schlüssel nach links im Zündschloß und der Motor erstarb. Im ständigen Kampf mit der Schwerkraft schwankte langsam ein Mann auf dem Gehsteig.

—„Heute Abend hat es mir viel Plaisir gemacht. Grandios. Wie fandest du es?“

Wie immer betonte er „Plaisir“ und „grandios“ ganz französisch, und sie fand es großartig.

—„Es war ganz toll heute abend mit dir, wenn bloß Simone nicht aufgetaucht wäre!“

Was Simone gesehen hatte, würde schon genügen. Kein Bedarf für ihre dicherischen Talente, die sie aber dennoch wohl kaum zügeln würde, da brauchte sie sich keine Hoffnungen zu machen. An den Rosen würde sie ihren Tratsch anknüpfen. Ihre drei halbverblühten Rosen würde sie zu einem dichten Strauß binden, hinter dem Vera kaum zu er-

kennen gewesen sei. Rote Wangen, rot vor Aufregung, versteckt hinter roten Rosen und neben ihr der Kavalier. Damit ließ sich der gewünschte Effekt erzielen. Das war eindeutig, da war es gar nicht notwendig, daß sie beim Eintritt in die Kneipe auch noch wahrgenommen hatte, wie sie Francois Hand gehalten hatten. Die Phantasie ihrer Tratschabnehmer würde die Feinarbeit übernehmen, würde es nahezu automatisch zur Affaire machen.

Nun würde Simone überlaufen vor Mitleid mit Felix. Von nun ab würde er nicht mehr der rücksichtslose Karrierist sein, der skrupelos seine Familie vernachlässigt. Längst hätte sie ihn nun zum treusorgenden Ehemann befördert, der sich schonungslos bei seiner Arbeit aufopfert, um seiner Frau und seinen Kindern ein angenehmes Leben zu ermöglichen, da gab es keine Zweifel für Vera. Einsam und allein wird sie ihn nun durch die Welt geistern lassen, während seine laszive Frau sich mit anderen Männern in New Wave Kneipen rumtreibt. War das eigentlich die richtige Bezeichnung für das 'Venus', oder nannte man das Hip Hopp oder so, dachte sie?

Warum hatte ausgerechnet Simone dort auftauchen müssen? Normalerweise verkehrte die doch meist in Meyers Weinstube. Gerade im Venus hatte sie sich ziemlich sicher gewühlt, hatte nicht damit rechnen können, daß irgendwelche Bekannte auftauchten, vor allem nicht Simone, denn es entsprach doch absolut nicht ihrem Geschmack. Robbie war ja kein Problem, der tratschte eh nie.

Simone hatte einen Schatten über den Abend geworfen, hatte ihr Hochgefühl getrübt.

—,„Wie wär's? Gehst du noch ein wenig mit rauf? Noch ein Gläschen Wein bei schöner Musik?“, kam Francois Frage, vor der sie sich ebenso gefürchtet hatte, wie sie sie erhofft hatte.

Ja, sie wollte noch mit ihm gehen. Nicht nach Hause, nicht jetzt und es war ja auch noch früh. Aber wenn sie mit ihm ginge, was würde geschehen? Würde Francois nicht auf dumme Gedanken kommen, dachte sie? Egal wie Simone es auch ausmalen würde, bisher konnte sie noch zu dem stehen, was geschehen war. Aber dennoch fühlte sie Schuldgefühle. Tief unten aus dem Unterbauch kamen sie, und von dort spürte sie auch das typische Ziehen und die Angst, das er vielleicht nicht zärtlich werden könnte. Sie durfte nicht mit gehen.

—,„Eigentlich wär's wohl besser, wenn ich jetzt nach Hause ginge?“

Andrea wartet bestimmt schon!”

Warum hatte sie nicht kurz und bündig ‘Ich muß jetzt leider nach Hause!’ gesagt, stattdessen ‘eigentlich’, ‘wäre’ und dann noch hinter Andrea verstecken, dachte sie. Da hätte sie auch gleich zusagen können. Sie sollte nach Hause fahren, und sich nie mehr bei ihm melden, dann würde nicht geschehen, was nicht geschehen durfte.

Die Straße war außerordentlich ruhig an diesem Abend, nur vereinzelte Autos, vereinzelt brannten Lichter in den Häusern. Francois Haus leuchtete hell im Dunkel der Straße.

—„Der Abend hat doch gerade erst richtig begonnen!”

—„Ich denke, ich fahr’ jetzt lieber! Ich ruf’ dich an!”, sagte Vera unsicher lächelnd.

Einfach nicht mehr anrufen, und es wäre vorbei, und da war er wieder, der stechende Schmerz im Magen und signalisierte ihr die Höhe der Hürde, die sie zu nehmen gewillt war. Aber sie mußte stark bleiben, durfte keinesfalls mit ihm gehen.

Die Gestalt auf dem Bürgersteig war breitbeinig und schwankend stehen geblieben, um einen Schluck aus ihrer Weinflasche zu nehmen. Dann trippelte sie wieder los, schlängelte sich über den Bordstein, nur noch wenige Meter von Veras Wagen entfernt.

* * * * *

Vanessa und Markus waren schon im Bett und waren schon gespannt auf die Fortsetzung von dem Märchen. Heute würde es nicht lange dauern bis sie schliefen, dachte Vera, aber gerade heute abend wollte sie schnell fertig sein. Sie mußte dringend noch die Wäsche fertig machen, oder sollte sie doch mal ihre neue Putzfrau fragen, die hatte ja gesagt, daß sie es auch übernehmen könnte.

—„Am nächsten Morgen war Sarah sehr traurig. Was sollte sie heute zum Fährmann sagen. Nie würde sie es schaffen, daß er sie übersetzte. Aber dennoch, fast ohne jede Hoffnung, ging sie wieder zum alten Fährmann, der wie immer bei seinem Boot wartete.

‘Lieber Fährmann!’, sagte sie in trauriger und sanfter Stimme.

Hatte er nicht den Kopf ein wenig in ihre Richtung gedreht.

‘Ich weiß nicht mehr, was ich dir anbieten soll. Ich glaube, daß ich deine Dienste nicht bezahlen kann. Aber, bevor ich mein Vorhaben abbreche, möchte ich es noch einmal versuchen und bitte dich von ganzem Herzen, mich hinüberzusetzen. Bitte, bitte.’

‘Steig ein!’, sagte der Fährmann, nun freundlich lächelnd.

‘Doch was ist dein Preis?’, fragte Sarah ungläubig?

‘Du hast ihn eben bezahlt!’

Der Berg lag vor ihr, aber sie mußten noch den Weg zur Höhle finden. Eido wartete geduldig, wie es nur Bäume können, auf der anderen Seite des Flusses auf ihre Rückkehr. Freudig, aber auch ein wenig bang, wanderte sie hinauf auf dem sich windenden schmalen Pfad, den kaum einer vor ihr gegangen war. Plötzlich lag sie vor ihr, die riesige Höhle. Wie der Schlund eines Monsters lag ihr Eingang vor ihr. Und aus dem dunklen Innern drang der Geruch von Meer und Fisch und die sonderbarsten Geräusche. Beinahe wäre sie wieder umgekehrt, denn sie fürchtete sich riesig, wie sich jedes Menschenmädchen fürchten würde, aber sie wollte eine Hexe sein, eine richtige Hexe und sie ging in die Höhlennacht. Sie sah ihn nicht, aber sie hörte seine tiefe Stimme, die ihr antwortete auf ihre nicht ausgesprochene, aber gedachte Frage.

‘Ein Mensch, noch nicht jetzt geboren, wird dir zeigen den Weg!’, antwortete ihr Jestertom. Ein Mensch, sie schauerte vor der Vorstellung. ‘Sagtest du wirklich, daß ein Mensch kommen wird und mir sagt, wie ich eine richtige Hexe werden kann?’ Immer wieder fragte sie, bis Jestertom wieder sagte: ‘Ein Mensch, noch nicht jetzt geboren, wird dir zeigen den Weg!’ ”

Wie Sarah fürchteten sich auch Markus und Vanessa schrecklich vor der Höhle, Jestertom und dem Menschen der da kommen mag. Sie würden wohl schlecht einschlafen. War wohl das falsche Kapitel gewesen für diesen Abend, dachte Vera, oder sie müßte noch ein wenig weiter lesen.

—,„So, ihr beiden schlaft nun schnell! Es ist schon spät und Mama hat noch Arbeit!”

Wie erwartet begannen die beiden zu feilschen, aber sie würde sich diesmal nicht erweichen lassen.

—,„Laß aber bitte ein Licht an!”, bat Markus, der sich, wie erwartet

nun vor der Dunkelheit fürchtete.

Warum kam Felix nicht in die Küche? Er könnte ihr doch helfen. Wie sollte sie da wieder durchkommen, was sich in nur drei Tagen angesammelt hatte? Die hatten aber auch überhaupt nichts weggeräumt. Der sitzt vor der Klotze und amüsiert sich, und ich muß hier schufften, dachte sie plötzlich zornig. Sie trocknete ihre Hände ab, und ging ins Wohnzimmer, wo Felix auf dem Sofa lag.

—„Wenn es dir nichts ausmacht, kannst du mir in der Küche helfen! Was machst du überhaupt!“

Er las, ja das konnte sie auch sehen. Das konnte doch nicht war sein, dachte sie, als sie erkannte, was für ein Buch er las.

—„Wieso liest du eigentlich einen Reiseführer über Hamburg?“, fragte sie, obwohl ihr klar war warum.

—„Falls ich . . . ”

—„Ich bin davon ausgegangen, daß du die Reise verschieben würdest . . . ”

—„Wollte ich ja auch, aber . . .

—„Am Sonntag ist Markus' Geburtstag. Das kannst du doch nicht machen! Meine Mutter liegt im Krankenhaus, die könnte sterben und du willst . . . ”

—„Hör mal, Vera! Jetzt werd' doch nicht hysterisch. Es geht hier um einen Auftrag um fast 10 Millionen Mark, und in meiner Position . . . da kann ich nicht mit solchen Gefühlsduseleien . . . ”

—„Ich faß' es nicht! Meine Mutter liegt im Sterben und du bezeichnest das as Gefühlsduselei!“

—„Ich meinte, doch den Geburtstag von Markus und außerdem hast du doch selbst gesagt, daß deine Mutter nicht in Lebensgefahr sei.

IV. Und weiter

*Das größere Licht zur Beherrschung des Tages
und das kleinere Licht
zur Beherrschung
der Nacht und der Sterne.*

Wenn das Türschloß jetzt zuschnappte, noch bevor sie ihren Mantel ausgezogen hätte und bevor sie sich einen der grünen Kittel übergezogen hätte, begänne wieder das Warten. Sie wollte die günstige Gelegenheit nutzen unter Mißachtung einer der vielen Verbote auf dem Schild über der Klingel und Sprechanlage. „Eintritt nur nach vorheriger Anmeldung!“, aber sie wollte einfach so reinschlüpfen, das würde in all der Hektik bestimmt nicht auffallen. Oder vielleicht doch? Was würden sie tun? Aber sie wollte nicht schon wieder Ewigkeiten warten, bis sich jemand erbarmte, sie einzulassen. Ewig, ja richtig, so war es ihr vorgekommen, ohne Uhr in diesem allzu kleinen und schmucklosen Warteraum. Heute hatte sie an ihre Armbanduhr gedacht, denn sie wollte nicht noch einmal zeitlos ausharren müssen. Oder sollte sie es besser nicht tun, sie wollte sich doch keinen Ärger einhandeln, dachte sie nachdem sie ihren Mantel schon am kleinen Ständer aufgehängt hatte und schon mit einem Bein die Schwelle überschritten hatte. Sollte sie sich nicht doch besser an der Wechselsprechanlage anmelden und warten, bis man ihr ein Okay gäbe. Die anderen waren ja auch eingelassen worden. Also bestand doch Hoffnung, daß sie nicht lange warten müßte. Nein, verscheuchte sie alle Bedenken, heute würde sie überhaupt nicht warten müssen, dank der kleinen dicken Frau mit dem grob gelockten Haar, die die Türe extra für sie nicht hatte zuschnappen lassen. Für Vera war es die „Tochter von dem Herzinfarktpatienten aus dem Zimmer vor ihrer Mutter“. Erst vier Tage war ihre Mutter im Krankenhaus und schon kamen ihr die anderen Patienten und vor allem die anderen Angehörigen wie alte Bekannte vor. Sie verstanden sich, ohne sich einander zu erklären.

Als sie dienstags vom Krankenhaus nach Hause fuhr dachte sie, daß alles wäre, wie in einem großen Kino. Einem in dem viele verschiedene Filme gleichzeitig liefen. Wenn die Besucher ihre Karten gekauft haben, kann man ihnen nur schwerlich ansehen, welchen Film sie gewählt haben. Ja schon, manchen sieht man es doch leicht an, worauf sie stehen, beugte sie sich einem imaginären Einwand. Früher, als Felix und sie noch häufig ins Kino gingen, hatten sie sich sogar einmal einen Spaß daraus gemacht, die Leute im Vorraum zu beobachten und zu klassifizieren, ihnen ein passendes Genre zuzuordnen. „Siehst du den dahinten? Der geht bestimmt in einen Sexfilm. Der geht so, als wolle er nicht gesehen werden.“ Niemanden anschauen und hoffen, daß man

dann auch nicht wahrgenommen würde. Und meist hatten sie recht, die Straußenvögel huschten meist in die textillosen Vorführungen. Die 007-Typen, die Klamauktypen, und dann die oder der leidende Intellektuelle. Wiedermals müssen sie über hundert Minuten Pessimismus tanken, und dürfen sich nicht in der populären Komödie entspannen. Tun sie es dennoch, stülpen auch sie ein Straußenkostüm über, und können leicht mit den Genitalfreunden verwechselt werden, und häufig wohl auch zurecht. Aber dann, wenn die Filme zu Ende sind, dann sind sie alle von dem erlebten geprägt. Kraftstrozend eilt Bond aus dem Saal, bereit den Verbrechern zu trotzen und seine Freundin strahlt als gehörte sie nun zu den Auserkorenen des Meisterspions. Erheitert quellen die Besucher einer Komödie aus dem Saal, immer noch schallend lachend. Viele versuchen immer wieder besonders lustige Stellen zu imitieren, und wirken häufig durch schauspielerisches Unvermögen drolliger als das Original. Sie wollen sich selbst und ihre Begleitung im Zustand der Vergnüglichkeit belassen oder dieses Glücksgefühl gar noch steigern. Ganz anders die Menschen die gerade einer gigantischen Celuloidkatastrophe entronnen sind, oder diejenigen, die Zeugen einer von ihnen selbst gewählten Tragödie geworden waren. Langsam, ohne jede Eile verlassen sie ihren Saal. Meist schweigend und irgendwie dankbar, daß sie nun wieder von den vertrauten Räumlichkeiten des Kinos umgeben sind. Zwar haben die einen, die sich für die Hollywoodkatastrophe entschieden hatten, erwartungsgemäß mit dem Heldenpaar überlebt – ist ja meist ein Paar, auf daß sich sowohl männliche als auch weibliche Besucher mit den Akteuren identifizieren können – aber dennoch sind sie aufs Äußerste betroffen. Waren sie doch nur knapp dem Tode entronnen. Aber die Absolventen der Tragödie müssen nun erst einmal die Ausweglosigkeit ihres Helden, oder besser Antihelden, verkraften. Sie müssen sich nun aus den Klauen der Identifizierung befreien, müssen eine Erklärung finden, weshalb ihre Situation gänzlich anders ist, weshalb ihnen so etwas wohl kaum passieren kann. Alles war ja nur ein Film gewesen, und wenn es auch noch so realistisch war. Das hilft! Ja, sie waren auch so eine Gemeinschaft, die Besucher der Intensivstation. Aber hier wurde wirklich gestorben, und ohne jede dramaturgische Veredelung.

Schnell rein, Finger desinfizieren – soll man das eigentlich vorher und nachher machen – und dann durch den langen Gang. Hatte die

gerade nach ihr gerufen? War das nicht Schwester Alma gewesen. Bloß weiter laufen zum Zimmer ihrer Mutter, jetzt nicht aufhalten lassen, so tun, als habe sie nichts gehört. Wenn sie erst mal drinn wäre, würden sie sie wohl kaum wieder rauswerfen, rausbitten. Oh verdammt, die hat mit gerade noch gefehlt. „Aber Frau Schmied, was machen sie denn hier?“, schallte Schwester Hildes Stimme aus einem Zimmer, das Vera eilig passierte. Nun würde sie keiner mehr halten, noch zehn Meter bis zum Zimmer ihrer Mutter. Hinein, durch die wie immer offen stehende Tür. Aber nein, das konnte nicht sein. Das durfte nicht sein. Ja, das Zimmer stimmte, da lag immer noch die Patientin mit dem Hirnschlag, die noch nie die Augen geöffnet hatte, zumindest nicht als Vera anwesend war. Das Bett neben ihr war mit einer Plane überzogen und unbesetzt. Das Bett, in dem Vera ihre Mutter erwartete. Wo sie immer noch lag in ihrer Erinnerung, zaghaft lächelnd, umgeben von Kabeln und Schläuchen. Was war geschehen? Sie wird doch nicht ...

* * * * *

—„Ihr könnt mich mal alle!“, grölte der Mann im feinen Anzug, hin- und herschwankend, die Schwerkraft verhöhnend.

—„Alle, alle!“, mokierte sich das sie umgebende Häusertal.

—„Jetzt werdet ihr Siegfried mal kennenlernen!“, und er schwenkte drohend seine Weinflasche.

Vera und Francois wußten nicht und würden nie genau erfahren, wen der Betrunkene einschüchtern wollte, aber sie ahnten auch nicht, daß sie beide ihn nur wenige Augenblicke später besser kennenlernen würden. Vera nahm ihn nur beiläufig wahr und versank wieder in ihren Überlegungen.

Keinesfalls würde sie mit ihm in seine Wohnung gehen. Vera wollte hart bleiben. Es war ein wunderbarer Abend gewesen, und gerade deshalb fürchtete sie sich davor. Sie hatte Angst, Francois könnte alles mißverstehen und könnte sie bedrängen. Nein, er könnte alles richtig

deuten, könnte ihre Augen richtig lesen, und erkennen, was sie nicht wahrhaben wollte. Francois würde nichts tun, was sie nicht wollte. Aber sie wollte es, davor schreckte sie zurück. Es durfte nicht sein. Denk an deine Ehe, denk an deine Kinder, sagte sie sich. Bisher war nichts geschehen und dabei sollte es bleiben. Möglicherweise gäbe es keinen Weg mehr zurück, wenn sie sich auf mehr einließe. Aber war es nicht eh schon zu spät. Sie hatte sich doch in ihn verliebt, wie anders wäre ihr Verhalten im Venus zu deuten. Warum hatte sie ihm die ganzen Lügen über ihre Eltern aufgetischt.

Bankdirektor sei er gewesen ihr Vater, dabei war er nie über den Kassenraum der kleinen Zweigstelle hinausgekommen, bis sie ihn gefeuert hatten, fristlos. Nachmittags habe er immer mit ihr gespielt. Sie in ihrem schicken Kaufladen mit all den tollen Sachen und dem Spielgeld, das ihr Vater ihr immer von der Bank mitbrachte. Er war der Kunde. Und abends dann, wenn sie und später auch ihre Geschwister schon im Bett waren, wären ihre Eltern dann häufig ausgegangen. In schicken Kleidern. Und am nächsten Tag hätte ihre Mama immer vom Vorabend geschwärmt, von dem tollen Film, den sie im Kino gesehen hätten, von dem feinen Essen.

—,„Dann hatte Deine Mutter es ja besser als Du gehabt!“, hatte Francois arglos gesagt.

—,„Wie kommst Du denn darauf?“, hatte sie ihm verdutzt entgegnet.

—,„Von Deinem Mann haben Deine Kinder doch nur wenig! Der ist doch meist weg!“

Das täusche, das wäre nur im Moment so, hatte sie ihm gesagt und dann hatte sie geschwiegen, und Francois hatte taktvoll nicht mehr weiter nachgebohrt.

Plötzlich ein lauter Knall, zerspringendes Glas und ihr Wagen wackelt. Ein lauter Schrei von Siegfried, nachdem er kurz zuvor noch einmal seine Instruktionen gebrüllt hatte, wo ihn seine imaginären Widersacher lecken könnten.

Er liegt auf der Motorhaube und starrt ins Innere ihres Wagens. Dann richtet er sich auf, torkelt ein paar Schritte zurück und fällt ein paar Meter weiter rücklings auf den Boden.

—,„Da gibt’s überhaupt nichts zu lachen!“, gröhlt er, aber bleibt ansonsten reglos auf dem Boden liegen, neben Hundeklo und Litfaßsäule.

—,„Hört endlich auf so dumm zu lachen!“, schimpft er wieder mit

der fröhlich rauchenden Gesellschaft auf der Litfaßsäule.

Der Betrunkene strömt einen Übelkeit erregenden Gestank aus: Schnaps, Bier, Zigarettenrauch und Magensäure bildeten das Bouquet, welches er ausatmete. Sie ekelte sich, als sie ihn mit Francois hochgehoben hatte, obwohl er ansonsten nicht heruntergekommen oder liederlich wirkte. Seine Hände waren verschwitzt und klebrig gewesen, und es drängte sie so schnell wie möglich, ihre Hände zu waschen. Dabei war es völlig unnütz gewesen ihn aufzurichten, denn Augenblicke später war er schon wieder im Dreck, diesmal sogar ein Stück näher am Hundeklo. Aber er saß diesmal zumindest, und hatte seine Schwimmversuche eingestellt.

Ein biederer Bankangestellter auf Odyssee, aber den Zorn seiner Penelope fürchtend. Immer wieder flehte er „noch nicht nach Hause“. Noch Bier trinken wollte er, lallte er immer wieder. ‘Bier zischen gehen’ oder so ähnlich hatte er gesagt, erinnerte sich Vera. Bloß jetzt noch nicht nach Hause! Wenn sie schlafe, wolle er sich nach Hause schleichen. Vera fragte sich, ob er überhaupt irgendwann den Namen seiner Frau gesagt hatte.

—„Komm’ mit mir! Ich kenne da eine tolle Kneipe! Ich spendier’ dir was!“, lud er Francois ein.

Sie liebte Francois höfliches und rücksichtsvolles Benehmen, aber warum konnte er nicht mal wenigstens in solchen Situationen wenigstens ein bißchen grob sein?

—„Nein danke, und ich glaube, daß sie jetzt besser nach Hause gehen!“, hatte Francois nur gesagt.

Sie bezweifle, ob der überhaupt noch gehen könne. Vollkommen falsch hatte der Betrunkene Francois’ Zurückhaltung interpretiert. Er könne ja seine Alte auch mitnehmen, hatte er mit einem animalisch begierigen Blick auf Vera gemeint. Sie sah Francois Entsetzen, aber er wußte sich nicht zu wehren.

In einem Bordell hatte der Trinker wahrscheinlich auch Station gemacht, so ließe sich wenigstens sein vulgäres Gelalle von der roten Barbara verstehen. Tolle Möpfe, schallte er immer wieder seine stinkenden Abgase in Francois Richtung. Seine vulgären Ausdrücke überforderten wohl Francois Deutschkenntnisse.

—„Aber dein Frauchen ist ja auch nicht ohne!“, stammelte er Francois ins Ohr, grinsend, während er mit seinen Händen unter seinen ei-

genen Fettbrüsten eine wippende Bewegung imitiert. Er lallt in vertraulichem Ton, so, als könne sie ihn nicht hören, als solle sie ihn nicht hören. Francois wehrte sich, er wollte es nicht so stehen lassen. Nicht seine Freundin, nein, oder doch, aber nicht wie er denke, nein, ganz anders.

Widerlich sein Gequatsche, sie sollten ihn einfach liegen lassen, dachte Vera. Dann würde sie nach Hause fahren, und Francois nach Hause gehen. Selbst wenn diese Barbara wirklich ein Nutte sein sollte, so sollte er nicht von ihr sprechen.

Warum sollten sie sich überhaupt um ihn gekümmert? Er war doch selber Schuld, und warum sollten gerade sie für ihn Kindermädchen spielen. Aber sie konnten ihn ja auch nicht einfach so im Dreck liegen lassen. Warum eigentlich nicht? Es war doch kein Winter, so daß er hätte erfrieren können?

—„Das werde ich Euch nie vergessen!“, stammelte er immer wieder. Meist lallte er noch dazu „So wahr ich Siegfried heiße,“ und versprach ihnen, daß er sich erkenntlich zeigen werde.

—„Schau Dir mal an, wie der Wagen aussieht! Die ganzen Kratzer und diese Beule. Wenn Felix ...!“, sagt Vera.

—„Meine Versicherung wird alles ...geben Sie mir Ihre Adresse dann ...“, stammelte der Betrunkene.

—„Oh nein, ... dann ... wir haben ja Vollkasko ...“, sagte Vera.

—„Das würde ich aber nicht tun! Eure Prämie wird doch dann steigen. Und außerdem, warum willst Du ihn schonen!“, sagte Francois.

—„Felix braucht doch nicht zu wissen, daß ich noch hier war. Wenn die Versicherung Rückfragen hat oder so!“, raunte sie ihm ins Ohr.

—„So kann ich ihm ja einfach sagen, daß ich unser Auto irgendwo geparkt habe. Tagsüber zum Einkaufbummel und als ich zurückkam, hab' ich es so vorgefunden!“, sagte Vera, die nun sehr aufgeregt war.

—„Siegfrieds Versicherung wird für alles ...“, stammelte der stockbetrunke Siegfried immer wieder.

Und dann lernten sie von ihm, während er von sich weiterhin in der dritten Person wie ein zweijähriger redete, daß Siegfried, Gutes belohne. Siegfried werde ihnen nie vergessen, was sie für ihn getan haben. Wer Siegfried zum Freund habe, könne sich glücklich schätzen, brabbelte er. Aber wer ihn zum Feind habe, und dann gröhlte er wieder Warnungen an seine Widersacher — Chefs, Kollegen bei der Bank —

in die widerhallende Straße. Siegfried zum Feind zu haben, wäre fürchterlich, sollten sie ihm glauben, sagte er neben Hundekot, auf alten Zigarettenkippen, Vogelscheiße und alten eingetrockneten Rotzflecken sitzend.

—„Ihr müßt unbedingt noch mit mir nach Hause gehen. Dort habe er noch einen guten Tropfen für für besonder Freunde . . . ihr seid doch meine Freunde?“

Siegfried kannte keine Furcht, so hatte er ihnen versichert, aber er hoffte wohl, daß sich seine Frau in Gegenwart von Fremden zurückhalten würde. Ihn zu Fuß nach Hause bringen kam überhaupt nicht in Frage und in ihrem Auto wollte sie ihn auch keinesfalls haben. Womöglich würde er sich noch erbrechen. Ein Taxi, sie würden ihn in ein Taxi stecken und wären ihn los. Vera konnte sich gar nicht mehr erinnern, wer zuerst die Idee hatte: Francois oder sie. Einfach nur in die Telefonzelle, anrufen, ein paar Minuten warten und sie wären ihn los, aber die Zelle war kaputt.

—„Ich kann’s ja auch von meinem Apparat aus machen!“, schlug Francois vor.

Nein, sie hatte nicht mit dem Betrunkenen alleine bleiben wollen. Warum sollte überhaupt einer bei ihm bleiben, fragte sie sich später. Vor was hatten sie eigentlich Angst? Daß er ihnen plötzlich davon laufen könnte? Wohl kaum innerhalb der nächsten paar Stunden, und wenn doch, fein! Die größte Gefahr lag wohl darin, daß er auf dreckigen Gehsteig einschlafen könnte?

—„Da, der kann uns helfen!“, mit diesen Worten machten Francois sie auf einen Mann aufmerksam, der mit seinem Handy am Ohr eine Kneipe verließ und sich in ihrer Richtung auf den Weg machte. Vera schaute Francois nach, der dem Handyträger entgegeneilte. Sie bemerkte nicht, daß der Betrunkene wieder aus seiner sitzenden Haltung umgekippt war, und sein Kopf unmittelbar vor ihren Füßen zu liegen kam.

Kein Problem, sagte der Mann, stolz, daß sein Handy mal wieder sinnvoll einzusetzen war. Seine Finger schwebten schon über dem Tastenfeld, warteten auf eine Ziffernfolge. Aber woher sollte er eine Taxienummer nehmen? Am besten würde er den Notruf anrufen, die könnten ja dann die Polizei oder einen Krankenwagen schicken.

—„IieeeeHH, scheußlich!“, schrie Vera plötzlich.

Vielleicht könne er ja auch mal in der Kneipe nachfragen, die hätten sicherlich ein Telefonbuch, oder auch, und dann stockte er, als er merkte, daß ihr Schrei nichts mit seinem Vorschlag die Polizei zu informieren zu tun hatte. Er sah, warum sie einen halben Meter zurückgesprungen war. Er bemerkte, den wahren Grund ihres Ekels auf ihrem rechten erhobenen Fuß. Francois war schon dabei mit einem Papiertaschentuch die in alkoholgetränkten Pizzareste von ihrem Fuß zu wischen.

Tue ihm leid, lallte der Betrunkene, während er sich seinen Mund mit dem Handrücken abwischte. Die Pizza sei nicht in Ordnung gewesen, hätte er gleich geschmeckt. In den Dreckstall würde er nie mehr gehen.

Sie solle mit ihm nach oben gehen, schlug Francois vor, dort könne sie sich ihre Schuhe reinigen.

Während sie im Hausflur verschwanden, und die Türe sich langsam schloß, hörten sie noch:

—„Das werde ich Euch nie vergessen. Siegfried vergißt seine Freunde nicht ...”

* * * * *

—„Na, fühlst Du Dich wieder besser?“, fragte Francois zaghaft, als Vera barfuß sein Badezimmer verließ.

—„Ich habe die Socken in den Mülleimer geschmissen, die Schuhe stehen in der Badewanne zum trocknen!”

—„Kann man sie denn nicht mehr waschen, ich meine die Socken?”

—„Es war schon eklig genug die Sandalen zu reinigen. Aber ich kann ja schlecht barfuß nach Hause gehen!”

Die Zeit während sie im Bad gewesen war, hatte Francois dazu genutzt, eine gemütliche Atmosphäre herzustellen, gedämpfte Licht, rötlich, leise Musik, Gitarrenkonzert, und er hatte Limonade und Bier bereit, um ihr, falls sie es wollte ein Mischbier zu bereiten. Kartoffelchips, Kekse und Salzsstangen warteten schon auf dem Couchtisch auf

sie. Francois sitzt auf dem Sessel und begleitet auf seiner Gitarre den Konzertgitarresten.

* * * * *

Am Telefon kann sie ihre Gemeinheiten und Sticheleien am besten los werden. Unsichtbar, gewissermaßen im Schutz der Dunkelheit, kann sie dann losschlagen. Anonym. Ist ja wie mit diesen Perversen, die Frauen am Telefon mit ihren schmutzigen Phantasien belästigen, denkt Vera. Sonst sind sie zu feige um Frauen anzusprechen, aber am Telefon sind sie plötzlich stark. Naja, der Vergleich hinkt ein wenig und vor allen Dingen: Simone kann's auch ohne Telefon, sonst hält sich ja auch nicht mit ihren Sticheleien zurück.

„Wollte mich nur so mal wieder melden“ oder „Nichts besonderes, schon lange nichts mehr von dir gehört“, und in ihrem Kopf köchert schon ihr Gift, Tratsch und Verleumdung. Wie eine Schlange, erst mal das Opfer in Sicherheit wiegen und dann plötzlich vorschnellen.

Und so was wollte ihre beste Freundin sein, Vera konnte es nicht verstehen, wie schon so häufig vorher. Meist waren allerdings ihre telefonisch verspritzten Gemeinheiten nicht gegen sie gerichtet, aber diesmal hatte sie sie schwer getroffen. Während sie voller Unlust die Koffer ausgepackt hatte, hatte das Telefon geklingelt. Zuerst wollte sie gar nicht abheben, denn sie war nicht in der Stimmung abzuheben, aber dann war sie doch neugierig gewesen. Vielleicht wäre es ja auch Francois, hatte sie gedacht. Wenn sie nur den Anrufbeantworter angeschaltet gahabt hätte, damit konnte sie ja so vortrefflich die Anrufenden filtern. Aber auch dann hätte sie ja vorher abgehoben, denn Francois spricht ja nichts darauf, denn Felix könnte ihn ja abheben. Vor ihr türmten sich Berge von dreckiger Wäsche, sortiert nach den passenden Waschgängen. Wenn bloß Frau Pronsky nicht gekündigt hätte, kurz vorm Urlaub, und wo sollte sie so schnell eine neue Putzfrau herkriegen und vor allem wieder so eine zuverlässige. Sie hatte sich dem nicht

nachlassenden Klingeln beugen müssen, vielleicht war es ja auch etwas Wichtiges.

—„Hi, hier Simone! So, dann seid ihr wieder aus dem Urlaub daheim! Die ganze Zeit habe ich gestern versucht dich anzurufen. Wolltet ihr nicht gestern schon zurückkommen?“

Sie hatte gerade Zeit genug zu verneinen, bevor Simones Redeschwall fortfuhr.

—„Also, ich hatte wirklich geglaubt, daß ihr schon gestern heimkommen wolltet. Ist ja auch egal, dann hab' ich mich halt getäuscht!“

Das hätte ihr gleich zu denken geben müssen, als sie sagte, daß sie es die ganze Zeit versucht hätte, sie anzurufen. Sowas sagt sie immer, wenn sie ein schlechtes Gewissen plagt, wenn sie sich lange Zeit nicht mehr gemeldet hatte. Aber da sie sich in dieser Hinsicht diesmal nicht zu sorgen brauchte, denn Simone hatte sie ja noch unmittelbar vor ihrem Urlaub angerufen, mußte es stimmen, was sie sagte. Also hatte sie es wirklich häufig probiert, und das bedeutete aber, daß sie irgendeine Neuigkeit hatte, die sie unbedingt loswerden wollte. Damit war klar gewesen, daß ihr etwas auf der Zunge brennen mußte, aber dennoch lies sie sich Zeit, rückte nicht sofort damit heraus.

—„Na? Wie war's denn in eurem Urlaub? Tolles Wetter habt ihr ja gehabt!“, hatte Simone gefragt.

Reine Pflichtfrage. Was sonst sie brennend interessiert gehabt hätte war diesmal nur lästiges Vorgeplänkel. Außerdem war es ja eine beliebte Taktik von ihr, nicht sofort mit der Tür ins Haus zu fallen. Jetzt war sie klüger, denkt Vera, jetzt würde sie sich gar nicht mehr so viele Gedanken machen, was sie über den Urlaub sagen sollte, denn Simone war doch eh zu diesem Zeitpunkt nicht an ihrer Antwort interessiert. Sie brannte doch darauf ihre Neuigkeit loszuwerden. Normalerweise merkt Vera sofort, wenn Simone noch was in petto hat. Warum war sie ausgerechnet diesmal, wo es doch um sie selbst ging ahnungslos gewesen, war ohne Vorwarnung von ihr überrascht worden.

„War ganz toll gewesen und wie war's hier!“, eine solche Antwort wäre mehr als ausreichend gewesen. Stattdessen hatte sie darüber ge-grübelt, ob sie ihr ehrlich sagen sollte, daß das Wetter nicht nur toll gewesen war, daß es einiges am Hotel auszusetzen gehabt hatte und daß es mit Moni und Chris diesmal nicht so ganz harmonisch gelaufen war.

„Oh, das ist aber komisch! Wir hatten hier herrliches Wetter! Da wärt ihr ja besser hiergeblieben!“, so oder so ähnlich hätte Simone ihr wohl unverzüglich geantwortet, wenn sie nur die leichteten Andeutungen von schlechtem Wetter gemacht hätte. „Also, wo wir letztes Jahr waren, da war es ganz toll gewesen!“, nein, das hatte Vera nicht hören wollen.

—„Bis auf zwei Tage war das Wetter wirklich gut gewesen ...“, hatte sie dann doch gesagt, und wurde wie erwartet auch sofort unterbrochen mit einem Wetterbericht à la Simone, sicherlich skrupellos geschönt: nur schönes Wetter zu Hause, „gnadenlos schön“, während ihres ganzen Urlaubes.

Weitere Fehler konnte Vera nicht mehr machen, denn Simone hatte dann die Themeninitiative ergriffen, wollte anscheinend nichts mehr vom Urlaub wissen. Später vielleicht wieder, aber sie wollte weiter kommen mit dem, weshalb sie eigentlich angerufen hatte.

—„So schön kann kein Urlaub sein, wie es hier war. Stell dir vor, ich war fast jeden Nachmittag am Baggersee, nach der Arbeit. Hab’ meist immer etwas eher Schluß gemacht. Kann ich ja bei schlechtem Wetter wieder reinarbeiten. Kaum fünf Minuten dort in der Sonne auf der Strandmatte, über mir der blaue Himmel, warmes klares Wasser und heiß, da konnte ich träumen irgendwo am Strand in Italien zu sein, und die Arbeit war immer sofort vergessen. Eine Menge Leute waren immer da. Du glaubst gar nicht wen ich alles gesehen habe!“

Sie hatte gestoppt und hatte wohl auf eine Antwort gewartet. „Wen hast denn gesehen?“, hätte Vera fragen müssen.

—„Klingt toll, aber du weißt ja, daß ich die Berge mehr liebe als das Wasser!“, hatte sie entgegen Simones Hoffnungen gefragt, aber sie konnte ihr Katz-und-Maus-Spiel dennoch weiter treiben.

—„Das soll ja selbst bei vielen Paaren vorkommen, daß der eine lieber Seen und Meer und der andere mehr die Berge liebt!“

—„Bei uns gibt’s da keine Problem, Felix liebt das Gebirge genauso sehr wie ich!“

—„Es gibt ja nicht nur EHEpaare!“, sagte sie dann lauernd, aber Vera verstand ihren Wink nicht.

—„Einmal haben wir sogar auch in einem Bergsee geschwommen. Aber das Wasser war verdammt kalt gewesen!“

Ne, das wär nichts für sie, hatte sie nur gesagt, um dann wieder zu

ihrem Baggersee zurückzukehren.

—„Dein neuer Freund, — wie heißt der eigentlich? — mag der auch lieber die Berge?“

—„Ich weiß nicht, was Francois lieber mag, so gut kenne ich ihn ja auch wieder nicht!“, damit hatte sie gehofft auch ihr „Dein neuer Freund“ auf elegante Weise aus der Welt geschafft zu haben.

—„Jedenfalls hat es ihm am Baggersee anscheinend gut gefallen!“

—„Oh, Francois war auch dort!“, erschrak Vera.

Wahrscheinlich hatte sie ihn bestimmt ausgequetscht und wußte nun bestens Bescheid.

—„Hast Du dich mit ihm unterhalten?“, fragte sie dann Simone.

—„Du hast mich ihm ja noch nie vorgestellt gehabt!“, sagte sie vorwurfsvoll und konnte kaum ihre Schadenfreude verbergen für das was nun kommen sollte. „Und außerdem war er ja viel zu beschäftigt!“

Der Wendepunkt in ihrer Unterhaltung. Plötzlich verstand Vera, wußte, daß Simone irgendetwas hatte, mit dem sie ihr wehtun konnte, oder das sie es glaubte, oder hoffte.

—„Was hat er denn gemacht!“, fragt sie ängstlich.

—„Och, ich möchte ja nicht über deine Freunde tratschen. Man muß ja auch nicht alles wissen!“, spielt sie nun mit ihr.

—„Komm' jetzt rück' schon raus mit der Sprache!“

—„Also gut, wenn du es unbedingt wissen willst! Ich wollte es dir ja nicht sagen!“, ziert sie sich nun kunstvoll.

—„Eine tolle Frau hatte er bei sich! da hat der mich nicht bemerkt, und ich glaube ...“, hier stoppte sie wieder, wie um ihr nicht weiter mit Enthüllungen weh zu tun.

—„Was glaubst du? Sag! Hat er sie, ich meine waren die beiden, wirkte es so als wären sie, wie soll ich sagen, enger befreundet?“

—„Geküßt haben sie sich nicht, jedenfalls habe ich das nicht gesehen, aber ansonsten ... aber dir kann das ja sicherlich egal sein, denn es ist ja nicht dein Liebhaber oder Ehemann!“

* * * * *

„Sag’ mal, stimmt es, was Simone sagte, daß du mit einer anderen Frau ...“ setzte sie erneut eine Frage in Gedanken zusammen, aber warf auch diese sofort wieder, wie alle anderen Versionen vorher. Mit einer anderen Frau konnte sie nicht fragen, das klang sofort so, so, irgendwie zu scharf. Vielleicht nur ‘mit einer Frau’, aber das klang auch so bescheuert, dachte sie. Wenn ihr nichts Besseres, nichts Geschickteres einfiel, dann wäre es wohl das Beste, wenn sie das Thema erst gar nicht ansprechen würde. Keinesfalls wollte sie eine unnötige Diskussion oder gar eine Meinungsverschiedenheit damit heraufbeschwören, denn vielleicht war ja alles nur ein Mißverständnis. Vielleicht hatte Simone wieder alles falsch verstanden, oder blödsinnige Schlußfolgerungen gezogen. Ja, so mußte es sein! Bestimmt war es so, sonst hätte sie doch auch etwas spüren müssen an Francois Verhalten. So wie er sie zur Begrüßung umarmt hatte, er hatte sie fast nicht mehr loslassen wollen, und seine Freudentränen in den Augen. Das war echt, das war nicht gespielt. Wenn sie jetzt mit so einer dummen Frage käme, würde sie nur die ganze Stimmung kaputtmachen. Vielleicht würde Francois auch glauben, daß sie mangelndes Vertrauen in ihn habe.

Die Vögel zwitscherten im noch morgendlich kühlen Wald. Dumpf und fern hörte man auch den Lärm der Autobahn, die den Wald durchschneidet. Der Boden, noch feucht vom leichten Regen der letzten Nacht, federte leicht unter ihren Schritten. Sie wandern ohne erklärtes Ziel, aber die Bank am Rande der Lichtung präsentiert sich schon als mögliches, als attraktives Ziel in Veras und vielleicht auch Francois Vorstellungen.

Kurz vor ihrem Urlaub hatte er sie ja auch so geschockt mit seiner plötzlichen Eifersucht. Dabei hatte der Abend so toll begonnen. Was sie kenne nicht Lulu, hatte sich Francois verwundert, dann solle sie sich mal überraschen lassen. Er hatte wirklich nicht untertrieben gehabt, denn ihre Überraschung war grenzenlos gewesen.

—„Ich hätte nie gedacht, daß es so etwas tolles in unserer kleinen Stadt gibt!“, hatte sie zu Francois gesagt, nachdem sie Platz genommen hatten.

Die große schwere Holztüre war hinter Francois und Vera zugeschlagen, lautlos, und es umgab sie tiefe Dunkelheit. Vor ihnen, in einem Halbkreis, ein schwarzer und dicker Türvorhang. Helfer für die Tür.

Schleuse zwischen Straße und Raum. Kein Licht, kein Lärm und kein Wind soll sie durchdringen. Keine lärmenden Autos und Busse mehr, plötzlich war der Straßenlärm abgelöst von völlig unerwarteter Musik. Kein Pop-, Rock-, Schlager- oder auch Jazzmusik, wie sie es erwartet hätte, tönte in dem Raum. Zarte Klavierklänge und dazu langgedehnte, getragene Trompetenklänge, die am Ende des fröhlichen, fast tänzerischen Allegrettos schon auf das besinnlichere Lento einstimmt. Sie schritten durch den Vorhang und ihre geweiteten Pupillen wurden überflutet von warmen, goldgelben Licht, aber die Luft roch rußig und schal. Die Quellen des Lichtes waren unzählige Kerzen. Unendliche Reihen, strebten nach allen Seiten. Sternförmig. Scheinbar grenzenloser Raum. Ihre Schritte gedämpft auf dem schwarzen Teppich, schwarz auch die Decke, und die Wände Spiegelglas. Kerzenleuchter an den Wänden, die sich unendlich spiegeln. Bäume des Lebens. Hatte Lulu sie so genannt, oder hatte sie nur gesagt, daß der Künstler sie so genannt hatte. Messing, dunkel, ein dicker Stamm teilt sich, zwei nach außen und einer nach innen, leicht asymmetrisch und knorrig. Drei Zweige am mittleren, und die beiden äußeren jeweils zwei. An jedem der sieben nach oben strebenden Zweige eine flackernde Kerze. Auch auf den Tischen Kerzenständer, dreiarstig, die die zahlreichen Gäste in ihr Feuerlicht tauchen. Streichorchester, sanft und leise, mystisch.

—„Olala, mon amie Francois.” und „Comment ca va?“, soviel hatte Vera verstanden, dann hörte sie nur noch eine Menge für sie unverständliches Französisch, ab und zu verstand sie ein paar Brocken „Merci bien” oder auch „je regrette”.

—„Tut mir leid”, hatte sich Francois bei Vera entschuldigt, denn ihm war plötzlich bewußt geworden, daß Vera von ihrer Unterhaltung ausgeschlossen war. „Macht der Gewohnheit! Wir sprechen immer Französisch und ich hatte ganz vergessen, daß du . . . ”

—„Ist schon okay!”, hatte Vera zu den Klängen des Klaviers, das nun energisch die Initiative die Führung übernommen hatte.

—„Aber nein doch!”, hatte dann auch Lulu mit betont sorgenvollem Blick das Problem aufgegriffen. „Tut mir wirklich leid, wie konnte ich nur so unachtsam sein, und deine kleine Freundin mit meinem Französischreden gewissermaßen ausgeschlossen habe. Aber ich konnte ja nicht wissen . . . ”,

Vera haßte es als ‘kleine Freundin’ bezeichnet zu werden, denn sie

war klein, kleiner als der Durchschnitt, und mit einer solchen Aussage konnte man leicht ungeliebte Kindheitserinnerungen wachrufen, als man sie allzu häufig wegen ihrer Körpergröße gehänselt hatte. Sie mochte es auch nicht, wenn man über sie hinweg redete, so wie man über kleine Kinder redete, hatte sie gedacht, während sie mit dem Kopf im Nacken zu Lulu aufschaute. Dann hatte sich Lulu aber doch direkt an sie gewandt:

—„Tut mir wirklich Leid, meine Dame! Ich hoffe, daß sie mir nochmals verzeihen können!“

Naja, vielleicht kommt das irgendwie durch das Französische und ist ja gar nicht so gemeint. Aber Lulu hatte gar keinen Akzent, sprach fließend deutsch, womöglich war sie also gar keine Französin. Wie war sie überhaupt auf diese Idee gekommen? Nur weil sie mit Francois so flüssig französisch gesprochen hatte? Sie könnte doch einen schrecklichen Akzent haben, könnte tausende von Fehlern machen und sie würde doch eh nichts merken. Gut, daß Lulu kein Mann war, hatte sie immer noch bei der Begrüßung gedacht. Einem Mann hätte sie diese Verniedlichungen schlechter verzeihen.

—„Jetzt, jetzt kommt sie gleich!“, schmachtet Lulu plötzlich, die Hände wie zum priesterlichen Gebet vor sich ausgestreckt.

Vera und Francois hatten suchend zur Eingangstür geschaut, dann hatte Vera aber gesehen, daß Lulus Augen nach innen gekehrt waren und statt eines weiblichen Wesens war die gedämpfte Solotrompete wieder mit dem Anfangsthema erschienen.

—„Ja, JA! Einfach göttlich, göttlich!“, schmachtete Lulu mit geschlossenen Augen, in der Luft kreisenden Händen und wippendem Kopf. Plötzlich wieder aus ihrer Trance erwacht hatte sie sich wieder an Francois und Vera gewandt:

—„Gestern hättet ihr müssen hier sein! Gestern hatten wir ein wunderbares Konzert. Walter spielte Violine. Himmlisch, sag' ich euch, und meine Wenigkeit hat ihn am Flügel begleitet.“

Lulu war eine der interessantesten und schillerndsten Persönlichkeiten, die sie kannte. Zunächst war es nur das Äußere, was sie faszinierte und auch gleichermaßen irritierte. Schon am gleichen Abend war Vera bewußt geworden, daß ihr Äußeres ein Spiegelbild ihres Innern war. Eine erotische Ausstrahlung hat sie, verführerisch, genießerisch.

—„Das täuscht, Lulu ist treu!“, hatte ihr Francois versichert, hatte

ihr jedoch nichts über ihren Partner gesagt, und sie hatte es versäumt hierzu eine Frage zu stellen. Stattdessen wollte sie lieber wissen:

—,„Hattest du sie mal auf die . . . ähm Probe gestellt?“

—,„Aber nein doch, die ist doch gar nicht mein Typ!“, hatte Francois lachend gesagt, so als wäre ihre Frage vollkommend abwägig und absurd gewesen.

—,„Sie ist doch eine tolle Frau, diese tollen, wild gelockten, blonden Haare. Also ich könnte mir vorstellen, wenn ich ein Mann wäre, dann . . .“

—,„Ja, aber nur, wenn du ansonsten weiter du selbst bliebest, ich meine die Gedanken und Gefühle einer Frau behieltest“

Vera hatte nicht aufgegeben, Lulu zu preisen. Sie habe doch eine tolle Figur, hatte sie ihm gesagt. Ja, aber auch keinen Busen, hatte Francois gesagt. Sie selbst hat doch auch keine großen Brüste, erschrak sie. Stand Francois doch auf große Brüste? Als ob er ihre Gedanken hätte lesen können, fügte er beruhigend hinzu, daß sie doch mal genau hinschauen sollte, Lulu habe doch wirklich nichts, flach wie ein Brett sei sie.

—,„Aber ihre schönen langen Beine?“, Vera hatte nicht aufgegeben.

—,„Sie ist mir zu dürr, zu drahtig und überhaupt wirkt sie zu männlich! Selbst wenn sonst alles stimmte, sie wäre mir einfach zu groß.“

Lulus knielanges schwarzes Kleid, ließ sie noch schlanker und auch noch größer erscheinen. Francois hatte recht, ihre Gesichtszüge waren kantig und männlich und ihre Stimme war zu tief.

Nein, das interessiere sie überhaupt nicht, hatte Lulu gesagt, noch bei der Begrüßung. Zahlen, Zahlen, immer nur Zahlen, alles müsse gezählt sein in unserer Welt, sie wolle überhaupt nicht wissen, wieviele Kerzen es in ihrem Raum gebe, hatte Lulu ihr voller Emphase auf ihre einfache Frage, wieviele Kerzen eigentlich im Raum brennen würden, geantwortet.

—,„Wie viele? Wie groß, Wie schnell? Wer ist der größte? Wer hat den größten? Haha! Messen, Vergleichen, Einordnen! Können wir denn nicht einfach auch einmal etwas wundernd zur Kenntnis nehmen. Nicht immer nur im Kopf mit einem aufgeschlagenen Guinness Buch umherlaufen, immer bereit neue Rekorde aufzunehmen?“

So sehr hatte es sie ja auch nicht interessiert gehabt. Smalltalk, ja das war es, und Lulu hatte ihre Frage ernstgenommen, hatte sie wohl auch

überbewerten wollen. Willkommener Anlaß für ihre Lieblingskritik.

Dabei war es auch sachlicher Blödsinn gewesen, dachte Vera, während sie im dämmrigen Wald hinter Francois schritt. Sie mußte ganz genau wissen wieviele Kerzen sie hatte. Sie hatte doch sicherlich auch die Leuchter gekauft. Sie mußte doch auch für den Ersatz der abgebrannten sorgen.

—„Eine gute Beleuchtung ist wirklich Luxus, im wahrsten Sinne des Wortes. Luxus, schon die Römer kannten das Wort und sie dachten an Lux, das Licht. Licht zu haben, in aller Pracht, war für sie Luxus!“

—„Und selbst, wenn ich eine halbe Stunde brauchte, die Kerzen zu entfachen, ich würde es immer genießen. Es hat was Meditatives an sich, und auch was sakrales.“, hatte Lulu gesagt, nachdem Vera gemeint hatte, daß es bestimmt recht lange dauern würde, alle anzuzünden. Der Lärm der Straße war abgeblockt,

—„Lebendes Licht, das ist es, was sie uns schenken: die Kerzen, und das Licht vom E-Werk ist tot!“, hatte Lulu auch gesagt, und dabei hatte sie Vera fest in die Augen geschaut, bis diese unter sich schaute.

Das Licht heute morgen im Wald würde ihr bestimmt auch gefallen, dachte Vera, vorsichtig ihre Schritte zwischen den Baumwurzeln suchend. Sie gingen nun hintereinander, denn der Pfad war schmaler geworden. Kühl war es noch im Wald, und sie war sich nicht sicher, ob es nicht doch besser gewesen wäre, wenn sie Strümpfe angezogen hätte.

Francois vorweg, die Schritte nun nicht mehr gedämpft von einem Laubteppich, denn sie wanderten nun über Geröll. Dann und wann rollte ein Stein los, mal ein paar Zentimeter, mal den kleinen Hang hinunter. Ein Steinweg, — Steinway, dachte Vera, wie Lulus Flügel auf den sie so stolz ist.

—„Wie Arthur Rubinstein sagte, ein Steinway ist ein Steinway, und sonst gibts nichts Vergleichbares in der Welt!“, hatte Lulu voller Stolz gesagt.

Ihr Flügel, in dessen schwarzem Glanzlack sich das Licht der Kerzen spiegelte, sei in New York gebaut worden, nicht in Hamburg. Ein reicher Amerikaner, der seinen Lebensabend in der Schweiz verbringen wollte, hatte ihn mitgenommen. Immense Transportkosten. Mehr als eine Drittel Tonne Gewicht und vor allem die Größe, über zwei Meter lang und anderthalb Meter breit, das würde halt viel kosten. Was

denn so ein Instrument überhaupt koste, hatte Vera sie gefragt. Aber sie hatte nur gelächelt und gesagt, daß die Musik zähle und nicht das Geld. Fast Fünfzigtausend Mark habe sie für diesen Flügel bezahlt, gebraucht, wäre er noch teurer gewesen, sagte ihr Francois später, als Lulu nicht mehr bei ihnen am Tisch war.

—„Ein komischer Kautz sag’ ich euch! Stellt euch nur vor, unglaublich aber wahr, der konnte selbst kein Klavier spielen, höchstens so ein wenig rummklimpern, ein paar ganz einfache Anfängerstücke, und die weder schön noch fehlerfrei.“

Aber wozu er denn dann so ein teures Stück gebraucht habe, hatte Vera sie verwundert gefragt.

—„Klaustrophobie, Schrulligkeit und vor allem reich genug war er. Er war verrückt nach Klaviermusik, aber so sehr er Klaviermusik auch liebte, er vertrug nicht die Enge in den Konzertsälen. Na dämmert es euch? Richtig, eigener Konzertsaal in seiner Villa, fast schon ein Schloss. Und wie ein Fürst hielt er dort für sich und ausgewählte Freunde Kammerkonzerte ab. Und wenn man in einer Stadt wie New York wohnt, da wimmelt es nur so von jungen Talenten, und mit einem echten Steinway, und dazu noch eine Modell B, da kann man sie locken. Ohne Gage spielen die einem vor. Bei ihm gaben sich die Talente die Klinke in die Hand. Einige von ihnen erhielten großzügige Unterstützung von ihm, vor allem, wenn sie sich auch sonst erkenntlich zeigten, und da war es ihm egal ob Frau oder Mann!“

Lulus verächtliches Grinsen machte klar, worin die Gefälligkeiten der Musiker bestehen mußten, um sich den Mäzen zu sichern. Vera hatte einen dicken alten Mann vor sich gesehen, am Schreibtisch sitzend. In seiner linken hält er sein Scheckbuch und in der Rechten seinen Penis, und er starrt gebannt auf den jungen Mann am Flügel, nackt, ängstlich und entehrt.

Bald wären sie wieder auf dem breiten Waldweg, dann noch etwa fünfhundert Meter zu der Lichtung. Mohler hatte doch auch eine Hauspianistin zugelegt. Dominique — die würde sich doch auch verkaufen. Das war doch schon schlimm gewesen, wie offensichtlich die mit ihrem Felix geflirtet hatte. Aber bei Felix hatte die keine Chance. Oder doch. Hatte nicht auch Mohler sich eine Pianistin gekauft. Aber was für eine Frau sollte das bei Francois gewesen sein. Vielleicht könnte sie ihn ja fragen, was es mit Simonés Geschwätz auf sich hat, wenn sie

auf der Bank wären? Wäre auf jeden Fall besser als jetzt. Sie könnte es ja geschickt formulieren, so als glaube sie es selbst nicht. Stell dir vor, was Simone behauptet hat, die spinnt doch, oder so ähnlich. Plötzlich blieb Francois stehen, leise und vorsichtig zurück zu ihr, Zeigefinger gekreuzt über seinen Lippen und legte seinen Arm um ihre Schultern.

—„Dort! Schau, ein Eichhörnchen!“

Bewegungslos hing es an der knorrigen Rinde einer alten Eiche und starrte mit weit geöffneten Augen auf die beiden morgendlichen Eindringlinge. Francois umarmte sie, küßte sie, leidenschaftlich und auch liebevoll. Lippen zusammen, und die Zungen liebkosten einander, und sie fühlte, Simone hatte gesponnen.

Bloß nicht wieder so eine blöde Diskussion wie an der Theke in Lulus Kneipe entfachen. Beim Eintritt war sie von der ungewöhnlichen und fremdartigen Atmosphäre in Lulus Kneipe wie betäubt gewesen, hatte gar nicht mitbekommen, wie und warum sie auf diesem ungünstigen Platz gelandet waren, denn sie hätte viel lieber an einem dieser schicken Tische mit Kerzenleuchter gesessen. Wahrscheinlich war wohl kein anderer Tisch frei gewesen. Der Typen links von ihr, waren die eigentlich typisch für Lulus Lokalität? Das Pickelgesicht mit den großen Ohrringen und dem fünf Millimeter Haarschnitt, außer am Hinterkopf, wo ihn ein Pferdeschwanz zierte, leichenblaß, wie gepudert, und sein Begleiter, sonnengebräunt, vom Alter könnte er problemlos der Vater ihres Thekennachbarn sein, schulterlanges, braunes mit grauen Strähnen durchsetztes Haar, Hawaiihemd.

Ein Artist jonglierte hinter der Theke. Seine Bälle: Flaschen, Gläser, Eiswürfel und Servierbretter. Dann und wann auch einen Espresso oder Tee an der großen Maschine. Raus mit dem alten Pulver, klopfen gegen den Mülleimer, rein mit neuen, und dann duftender und schäumender Kaffee. Seine Haare waren kurz, wie die des pickligen Bleichgesichtes links von ihr, kaum ein paar Millimeter lang, kürzer als seine Bartstoppeln, schwarze Stoppeln. Aber beim ihm, anders als bei dem Milchgesicht, erzielte sein Äußeres den gewünschten Effekt: verwegen, und leicht verrucht. Vera hatte fasziniert zugeschaut wie kunstvoll er hantierte. Nie könnte sie seine Arbeit so sicher und schnell verrichten, hatte sie immer wieder geschätzt, Oder vielleicht doch, wenn sie es nur lange genug machen würde. Wie Vogelfedern manövrierte er Flaschen und Gläser durch die Luft, scheinbar schwerelos. Zwei Fla-

schen gleichzeitig zum Mixen und die dritte schon im Visier. Ein Ballett der Bier-, Schnaps-, Cognac und Cocktailgläser, Zitronenscheiben und Strohhalme, leicht und sanft inszeniert von dem Mann in schwarzer engsitzender Lederhose, grob gesponnenen weißen Netzhemd und Goldgeschmeide um Arme und Hals, sowie Ring im Ohr. Dabei könnte er sie mit der kleinsten falschen Bewegung zerdrücken, zerbrechen, hatte Vera gedacht, als sie seine ausgeprägten Muskeln an den sonnengebräunten nackten Oberarmen betrachtete. Drall hatte sich seine glänzende Lederhose über seinen Pobacken gespannt, ein ausgeprägter, wohlgeformter Männerpo. Nicht so wie bei vielen anderen, wo die Hose über dem Nichts schlottert, oder wie bei Felix, dessen Po überdimensioniert in weiblicher Fülle seine Hosen ausbeult. Muskeln an Männern seien ihr nicht so wichtig, hatte sie immer wieder gedacht, aber Freddie, wie Lulu den Barmann genannt hatte, belehrte sie eines Besseren. Und sie war erschrocken gewesen, denn was sie gespürt hatte, war Interesse, beinahe Begehren, sie wollte seine Arme berühren, seine Muskeln kneten und, was sie besonders schockte, seine Pobacken würde sie gerne in ihren Händen halten, sie spüren, durch das Leder, aber auch nackt. Einfach mal so, nur so zum Spaß. Oh je, was war los mit ihr, hatte sie gedacht? Ein fremder Mann, ein Barkeeper hatte sie erregt. Nicht nur, daß sie Felix mit Francois betrog, in Gedanken betrog sie plötzlich Francois auch mit dem Barmann. War Freddy Lulus Freund? Oder war er viel zu jung, um Lulus Freund zu sein.

—„Alex, ich sag’ dir: Einige Menschen werden mittelmäßig geboren,“, hatte Sven, das Pickelgesicht, die kurz vorher unterbrochene Unterhaltung mit seinem sonnengebräunten Begleiter wieder aufgenommen. Ein Monolog war es zuvor gewesen, ein Wasserfall der Worte und Alex hatte, wie auch bei diesem Neuanfang wieder, interessiert zugehört. Alex Kopf war stark nach rechts zur Theke zu geneigt und in seinen Händen hielt er ein Bündel von seinem schulterlangen Haar, als wäre es naß, müde ausgewrungen worden, sein dünnes kastanienbraunes Haar mit grauen Strähnen durchsetzt. Erstaunlich laut war Svens Stimme gewesen, durchdringend für ein so schwächtiges Kerlchen, dachte Vera.

—„Einige Menschen werden mittelmäßig geboren, sag’ ich dir, einige erwerben Mittelmäßigkeit, und anderen wird sie förmlich aufgedrängt — und für meinen Chef gelten alle drei!“

—„Heller!“

—„Noch 'nen Teller?“, fragte Fred, der die letzte Bemerkung allem Anschein nach wohl falsch verstanden hatte, verwundert den Alex genannten Althippie, während er ihm die vorher bestellte Expressotasse reichte.

—„Nein, nein, ist schon okay!“

—„Wieso? Ich finds doch hier eh schon zu hell!“, hatte Sven verduzt festgestellt.

Statt im romantischen Kerzenlicht saßen sie unter dem elektrischen Licht des Thekenbereichs. Zu hell, zu grell, da hatte Sven Recht. Die Behörden hatten darauf bestanden, aus Gründen der Sicherheit, aber sinnvoll war es natürlich auch, wie sollte Freddie denn sonst im Halbdunkeln klar kommen. Feuerlöscher, unter der Theke, an den Wänden hinter den schwarzen Samtvorhängen. Vera konnte den Rest des Raumes nicht richtig einsehen, konnte sich nicht, wie sie es gerne getan hätte, die anderen Gäste in Augenschein nehmen.

—„Heller, Joseph Heller!“

—„Freddie heißt er!“, hatte ihn Sven aufmerksam gemacht, während er mit seinem Kopf in Richtung Theke zeigte.

—„Joseph Heller, das ist der Autor, den du eben zitiert hast!“

—„Ich möchte doch was Besonderes sein, für dich meine ich.“, hatte plötzlich Francois gesagt, in dem wohl der Aphorismus der Mittelmäßigkeit nachgewirkt hatte.

—„Aber das bist du doch! Mein Müsliman bist du! Die einen haben einen Supermann und ich habe einen Müsliman, wenn das nicht Besonderes ist!“

Dieses Bild würde ihr immer bleiben, und wenn sie ewig lebte: er zwischen den Regalen, in der Hocke inmitten des Müslis aus den geplatzen Tüten, verlegen lächelnd und seine Augen. Trottel, nichts als Trottel, und keine Helden mit denen man sich gerne identifizieren möchte, das sei die Welt von Heller, hatte sie Alex sagen gehört, aber dann hatte sie ihnen nicht mehr richtig zugehört.

—„Non, bleib doch mal bitte ernst! Du hast deine Familie, du hast deine Kinder und “, er hatte herumgedrückt, als zögere er, ob es gut sei Felix zu erwähnen „und ich, und ich bin nur ein Spielzeug. Zum Plaisir!“

—,„Ja soll's mir denn keinen Spaß machen mit dir! Würde dir das denn besser gefallen?“

—,„Doch schon, aber darum geht es ja nicht. Dein Mann, das ist dein Superman!“

—,„Aber Francois, du bist ja eifersüchtig!“

—,„Wenn du mich richtig liebst, dann kann es nicht sein, daß du deinen Mann auch liebst!“, hatte Francois neben ihr auf dem Barhocker gesagt.

Höchstwahrscheinlich ging es ihm doch gar nicht um Felix, bestimmt hatte Francois mitbekommen, wie sie Freddie beobachtet hatte, dachte sie im Wald hinter Francois hertrötend. Er war ihren Fredgies Körper abtastenden Augen gefolgt. Das würde erklären, warum er sich so plötzlich, wie aus heiterem Himmel, als eifersüchtiger Ehemann gebärdet hatte. Ja, sie hatte sich zuerst geschmeichelt gefühlt, aber gleichzeitig war sie auch irritiert. Das gleiche Gespräch ein paar Minuten vorher, vor der Muskelschau, vor ihren Phantasien und alles wäre anders gelaufen. Es kam ihr vor als hätte er ihre Gedanken gelesen. Anspruchsdenken sei es, hatte sie ihm vorgeworfen, während sie sich immer noch über ihre Gefühle wunderte, die Freddie ausgelöst hatte. Sie sei doch nicht sein Besitz. Bis zu diesem Zeitpunkt war doch alles so zwanglos, zufällig verlaufen, keinerlei Versprechungen. Regie führte ihre Liebe.

—,„Doch, vielleicht anders, aber ich liebe auch ihn!“

Neben der Stereoanlage, dort, wo auch ein elektrisches Licht brannte, lag eine CD-Hülle: Schostakowitsch, Klavierkonzert Nr. 1 und Kammer-sinfonie c-Moll. Alex und Sven schwiegen. Hatten sie ihnen zugehört? Nur noch Streicher. Streichorchester fand sie immer melancholisch, aber dieses Stück war besonders düster gewesen. Der Raum so düster und dunkel und sie glaubte keine Luft mehr zu bekommen, verbrannt und verbraucht von den Kerzen.

—,„Dann liebst du mich nicht richtig! Ich bin nur ein netter Zeitvertreib!“

Er wisse doch, daß das nicht war wäre, schluchzte sie heulend, und hatte versucht nicht in Fredgies Richtung zu schauen. Sie weinte, weil sie sich plötzlich miserabel fühlte, weil sie ihn nicht mehr zu verstehen glaubte, weil sie Gewissensbisse hatte. Wie sollte Felix Verständnis für ihr Tun haben, wenn sie sich selbst nicht mehr verstand. Felix könnte

ihr Verhältnis nicht billigen, und Francois wollte ihr Zusammenleben mit Felix nicht mehr hinnehmen. Warum mußte es immer auf das Er-oder-ich hinauslaufen. Mit Francois wäre es anders, hatte sie gehofft.

Vor der Abfahrt war alles wieder okay gewesen, gottseidank, ansonsten hätte sie den Urlaub überhaupt nicht genießen können.

Nein, sie mußte vorsichtig rangehen, keinesfalls die eifersüchtige Furie spielen. Nur Geduld mußte sie haben, und auf den richtigen Moment warten. Vielleicht hatte Simone ihn auch verwechselt, sie hatte ihn doch nur einmal gesehen. Ja, so wird es wohl gewesen sein. Warum hatte daran nicht schon eher gedacht?

Nebeneinander trotteten sie nun auf dem etwas breiteren Pfad, auf dem Weg zur alten Holzbank am Rande der Lichtung. Die Vögel zwitscherten und das gedämpfte Licht beruhigte sie. Die Luft roch frisch und war angenehm kühl.

—„Das Hotel war herrlich, ein altes Haus, aber ganz neu hergerichtet. Viel Holz, so wie ich es liebe. Auch in den Zimmern waren die Decken vertäfelt. Vom Speisesaal hatte man einen ganz tollen Blick über das Tal und auf die gegenüberliegenden Berge.“

—„Und was war nicht so toll?“, fragte Francois.

—„Zuerst nicht. Ich meine, zuerst war alles gut, aber dann, ich weiß nicht, irgendwie sind die dann so mürrisch geworden und auch Felix war so gereizt ... Irgendwie hing es auch mit dem Wetter zusammen. Die ersten paar Tage hatten wie phantastisches Wetter und dann ... naja es hätte können schlimmer sein, aber es war einfach nicht mehr so richtig ...“

—„Und die Sehnsucht nach mir kam wohl auch noch dazu?“, sagte Francois scherzhaft und drückte sie mit seinem rechten Arm etwas fester an sich.

Vera reckte ihre Beine in der Sonne, suchte ihre Wärme auf der alten Holzbank in der Lichtung. Jetzt schien es doch wieder angenehm zu werden, und sie bereute es nicht mehr, keine Stümpfe angezogen zu haben. Im Wald war es kühl gewesen und auf dem kleinen Trampelpfad zu ihrer Bank streiften die tiefliegenden Grashalme ihre Unterschenkel und ihre Schuhe wurden feucht. An Ihrer linken Wade spürte sie, die Nässe von Francois Hosensaum, und sie sah die dunklen Streifen an den Enden seiner hellbraunen Kordhose. Francois war bei bester Laune, sie spürte, wie er es genoß neben ihr zu sitzen, während seine Finger in

ihren Haaren spielten.

—„Ja, ich hatte auch Sehnsucht nach dir gehabt!“, sagte sie.

Sie würde ihn nicht fragen, was es mit dieser Frau auf sich hätte, jedenfalls nicht an diesem Tag, vielleicht später. Aber sie könnte ihn ja mal fragen, was er so getan hätte während dieser Tage.

—„Viel schwimmen, am Baggersee, vor allen Dingen!“

Ein Stich ging durch ihren Magen. Also hatte ihn Simone doch gesehen, dann war es ja wohl auch richtig, daß er mit einer Frau dagewesen war.

—„Warst du alleine da gewesen?“, fragte sie.

—„Ja, allerdings habe ich einmal Lulu dort getroffen!“

Lulu, auf die wäre sie nie gekommen. Sie war ja so überschwenglich freundlich zu ihm gewesen, als sie Abends da gewesen sind. Vielleicht waren sie ja doch mehr als nur Freunde.

* * * * *

—„Schön das wir mal wieder so richtig Zeit haben miteinander zu reden!“, sagt Chris.

—„Wie meinst du das?“

Chris und Felix sitzen nebeneinander auf einem großen Felsblock in fast zweitausend Meter Höhe.

—„Ich meine seit du arbeitest, hast du ja kaum mehr Zeit . . . ”

—„Felix?“, rief Vera, die mit den Kindern und Moni etwa zehn Meter von ihnen im Gras saßen. „Wo hast du denn die Trinkflaschen für die Kinder hingesteckt?“

—„Im Rucksack!“

Dort habe sie schon nachgeschaut, und je mehr sie suchte, je durstiger wurden die Kinder. „Durst, Durst!“ und „Wir wollen Limo schreien sie im Chor!“

—„Wenn ihr nicht sofort ruhig seid kriegt ihr gar nichts!“, drohte Vera, die sich nun schon sicher war, daß Felix die Flasche vergessen

hatte, und die Kinder eh nichts bekommen könnten, zumindest nicht bevor sie den nächsten Berggasthof erreichen würden.

—„Kannst du dich vielleicht mal hierherbequemen und selbst mal nachschauen!“, rief sie genervt.“

Sie könnten ja von ihrem Apfelsaft ein wenig haben, bot Moni an, aber Felix fluchte nun, daß alles kein Problem sei, wenn sie ihre Flaschen eingesteckt hätte. Sie habe ihm, ja nur gesagt, die Flaschen der Kinder einzustecken.

—„Weißt du noch früher beim Studium da hatten wir noch Zeit. Ich denke immer noch daran, als wir mal die ganze Nacht im Waschkeller des Studentenwohnheimes philosophiert hatten. Jeder auf einer Waschmaschine, die Wäsche war schon lange durch. Anarchie wäre im Prinzip die einzig ware Gesellschaftsform hattest du gesagt ...“, sagte Chris als Felix wieder neben ihm auf dem Fels war.

—„So ein Quatsch, das hatte ich garantiert nicht so gesagt!“

—„Anarchie in ihrer ursprünglichen Form‘ hattest du gesagt. Es würde immer falsch verstanden. Und ich hatte damals meine kurze aber heftige Liaison mit Mao. Paßte natürlich nicht zu deinem anarchischen Denken!“

—„Traumtänzereien, also im Geschäftsleben ...“

Wie es im Geschäftsleben aussieht würde Chris vorerst zumindest nicht hören, denn Vera war wieder auf der Suche.

—„Hast du die Löffel für den Joghurt etwa auch vergessen!“, rief Vera nun ziemlich wütend und die Kinder hielten ihre bereits geöffneten Becher anklagend in seine Richtung. Oh Gott, wenn er die nun auch vergessen hat. Er wühlte im Rucksack, und plötzlich kam ihm die Idee. Vielleicht waren sie in seiner Jacke.

—„Mama, wir können den Joghurt ja auch trinken?“, mein Markus.

—„Du spinnst ja, den kann man nicht trinken. Das ist doch kein Trinkjoghurt! Gell nein Mama?“

—„Papa, hohlt die Löffel!“

Gott-sei-Dank, da war einer, in der Jackentasche. Aber, wo war der andere? Einer mußte es ja auch tun, dann könnten sie halt abwechselnd essen!

—„Mama, ich darf aber zuerst!“, meldet sich Markus

—„Das ist gemein, immer Markus zuerst!“

Nach kurzem heftigen Streit sitzen sie einträchtig da, und wechseln nach jedem Löffelvoll. Und probieren auch am jeweils anderen Joghurt, sorgfältig darauf achtend, daß keiner den Löffel zu voll macht. Sie probieren gegenseitig, obwohl das Etikett auf beiden idetisch ist und Himbeergeschmack verspricht.

* * * * *

—,„Ich glaube, das ist jetzt besser!“, sagte Felix.

So hatte Chris ihn schon lange nicht mehr gesehen: In Jeans und kariertem Hemd. Selbst zum Tennisspiel erschien er meist im Geschäftsanzug mit Krawatte, denn meist erschien kam er direkt von der Firma, oder hatte keine Zeit mehr sich umzuziehen.

—,„Vielleicht hat den anderen die vorige Musik besser gefallen, und außerdem ist der Empfang von diesem Sender bedeutend schlechter!“, wandte Chris ein.

Entweder lauschte Felix wirklich so konzentriert dem, was nun aus den Boxen strömte, oder er schauspielerte großartig, denn es wirkte, als habe er nichts gehört von dem, was Chris gesagt hatte. Chris wollte gerade wieder seinen Einwand wiederholen, als Felix sich wieder auf den Weg zum Radio macht, um den Empfang besser zu justieren.

—,„Seit wir dieses Kammerkonzertabonnement mit den Braggards zusammen haben, hören wir fast nur noch klassische Musik. Felix kennt sich schon richtig gut aus.“, sagt Vera, nun ganz Dame von Welt, in künstlich erhöhter Stimmlage.

Die anderen Leute schauen entsetzt zu ihrem Tisch, als die Geräuschkulisse aus den Lautsprechern allzu störend wird. Zu laut und ständiger Wechsel zwischen lautem Knacken, atmosphärischen Rauschen und dem Cellokonzert in C-Dur von Haydn. Plötzlich kommt die Musik klarer, und Felix erscheint wieder aus dem Nebenraum, wo das Radio aufgestellt ist. Siegesicher lächelnd.

—„Na, das ist doch besser!“, verkündet er, und man kann ihm ansehen, wie stolz er auf sich ist. Der erfolgsgewohnte Manager hat mit seinem Ingenieurwissen die Situation erfolgreich gemeistert. „Es geht doch nichts über Mozart!“

—„Haydn!“, korrigierte ihn Chris

—„Ja, ja, der ist natürlich auch ganz wunderbar, aber mir gefällt Mozart viel besser!“

Doch kaum hatte er am Tisch wieder Platz genommen, setzten die Störungen wieder ein.

—„Entschuldigen sie, kann man das nicht ein wenig leiser drehen ... und diese andere schöne Zithermusik ... war die eigentlich zu Ende?“, fragte die Frau im Dirndl vom Nachbartisch. Sie wirkte aufgeregt. Weil sie zornig war, oder weil es sie zuviel Überwindung gekostet hatte, zu ihnen an den Tisch zu kommen.

Felix schaute verdutzt, Vera war entsetzt, weil diese Frau doch ihren Felix kritisiert hatte und Moni und Chris lachten schallend, unisono. Die Frau im Dirndl errötete, wirkte noch aufgeregter und unsicher. Wahrscheinlich glaubte sie, daß Chris und Moni über sie lachten. Vielleicht hatte kurz vorher jemand — zum Beispiel ihr Mann oder ihr Unterbewußtsein — zu ihr gesagt, daß sie unmöglich aussehe in dem allzu enganliegenden Dirndlkleid.

* * * * *

So schlimm sei das doch auch nicht gewesen, sagte Francois. Ob es denn nicht sein könne, daß sie vielleicht auch neidisch auf sie seien, hatte er sie dann noch gefragt.

—„Natürlich. Aber das gestehen die sich nicht ein!“

Sie erzählte Francois von ihrer mißglückten Berwanderung. Kaum waren sie oben mit dem Lift angekommen, mußten sie wieder runterfahren, denn es zeigte sich, daß Vanessa einen schweren Magen-Darm-Infekt hatte.

—,„Dafür hatten die kein Verständnis gehabt. Die taten so, als sei das unnötig, so als würde sich Vanessa nur verstellen, aber zu Hause, also nach dem Urlaub, haben sie dann verstanden, als es bei ihnen losging.“

Nichts von den Monologen in der Gondel über die tollen Aufstiegschancen, über das tolle Gehalt von Chris und über die allzu gut gemeinten Ratschläge von Felix für Chris, wie er seine Zukunft gestalten sollte. Ohne es auszusprechen sagte er es mit allem, was er von sich gab: Mach es wie ich, nimm die mich als Vorbild. Nichts davon erzählte sie Francois. Nichts davon, daß Chris und Moni schon über dem Tal schwebend sauer wirkten, während Felix und sie auf sie einredeten, und Vanessa sich still an dem schönen Ausblick erfreute.

* * * * *

Wenn man hoch über einem großen Saal, in dem sich viele, vielleicht mehrere Hundert Menschen befinden, schwebte, und von dort den Bewegungen tief unter einem folgte, was würde man sehen? Sicherlich wirkte alles recht zufällig, oder im wissenschaftlichen Sinne, im Sinne der gleichnamigen Theorie, chaotisch. Ein Kommen und Gehen, ohne daß man einen Sinn zu erkennen glaubte. Aber dann, wenn man sich das gleiche Geschehen mit einer Kamera im Zeitraffermodus anschaut, erkennt man die Gesetzmäßigkeiten. An verschiedenen Stellen im Saal kristallisieren sich Häufungspunkte, dort wo sich Menschen immer wieder zusammenballen, zum Beispiel dort wo sie sich mit Getränken oder Zigaretten versorgen können oder dort wo der Ausgang zur Toilette ist. Aber es gibt auch bewegliche Attraktoren. Leute, die mehr als andere gesucht sind. Immer wieder klumpen sich um sie Trauben von Menschen, kurzzeitig sind sie dann mal alleine, aber nie von langer Dauer, immer wieder umgeben von sich interessiert gebärdenden oder fröhlich lächelnden Menschen. Manche sind meist fast nur von Frauen, oder entsprechend nur von Männern umgeben, und die, die

sie umtänzeln, suchen nicht nur den Herrn Bürgermeister, die Oberärztin oder den Schuldirektor, sie erregt der Mann oder die Frau hinter der Fassade. Aber es gibt auch die, die von beiderlei Geschlechtern umschwärmt, aber wohl kaum sexuell begehrt sind. Und dann die Steppenwölfe, alleine, wenn sie sich nicht selbst zu einem der Akkumulationspunkte bewegen.

Das Wohnzimmer von Felix und Vera wäre wohl für einen solchen Versuch nicht groß genug, obwohl es mit seinen neun mal acht Metern die Umrisse eines kleinen Einfamilienhauses hat. Obwohl sie mit ihren fünfzehn Gästen, zwanzig hatten sie ursprünglich eingeladen, eine große Menge in ihrem Wohn- und auch in ihrem Eßzimmer versammelt hatten, waren wohl dennoch nicht genug Leute anwesend, um solche statistischen Effekte effizient beobachten zu können. Aber auch hier hätte man wenigstens zwei Magneten ausmachen können: der eine gebildet von Mohler und seiner Frau Dominique und der andere gebildet von Vera und Felix. Wie bei allen Festen scharten sich immer wieder die Gäste um die Gastgeber. Von ihnen konnte man aus erster Hand erfahren, was es noch zu erwarten gab im Verlaufe des Festes. Vor allem, was es zu essen geben wird, und wann es sein wird, interessiert viele brennend. Wer sonst außer den Festveranstaltern kannte die Namen aller Gäste, wußte was sie beruflich machten, wo sie wohnten und warum sie eingeladen waren. Sie können die Neugier der Gäste am sichersten stillen.

Und so war es auch nicht verwunderlich, daß viele, bevor sie bei Mohler landeten, sich erst einmal bei Vera oder Felix vergewisserten, ob der ältere Herr im feinen dunklen Anzug mit der jungen attraktiven Gattin, wirklich Felixens oberster Chef sei. Andrea schaute nahezu ehrfurchtsvoll in Mohlers Richtung, während es ihrem Mann Wolfgang nur schwerlich gelang, seine gewohnte Selbstsicherheit zu demonstrieren. Als Leiter der kleinen Sparkassenfiliale war er es zwar gewohnt mit reichen Leuten zu verkehren, aber seine bisherigen Idole verblaßten im Schatten von Mohlers Vermögen. Andreas offen gezeigte und Wolfgangs verstohlene Ehrfurcht ließen Veras Stolz noch heller strahlen. Auch Chris, der ja immer wieder behauptet, daß ihn solche Machtmenschen, wie er Politiker und Wirtschaftsbosse gleichermaßen zu bezeichnen pflegt, kalt ließen, schien beeindruckt, auch wenn er sich auch sichtlich Mühe gab, diesen Eindruck zu vertuschen. Aber Moni schi-

en unberührt, oder sie verbarg es erfolgreich. Chris bildete aber auch einen Blickfang für Mohler. Sein langes Haar, hinten zu einem Zopf gebunden und seine extrem Kleidung bewirkten es. Seien verwaschene Jeans, sein Sweatshirt von dem Einstein auf seinem Rücken seine Zunge herausstreckte, aber vor allem sein Schuhwerk irritierte Mohler vom ersten Augenblick an: Joggingschuhe. Wenn es wenigstens neue wären, aber sie wirkten alt, und es schauderte ihn: dreckig und zerschissen. Und Chris spürte instinktiv die Aufmerksamkeit, die er bei Mohler hervorrief. Er wollte mit diesem Wesen aus einer anderen Welt, aus der Welt, der nun auch Felix mit soviel Hingabe angehörte, Kontakt aufnehmen.

* * * * *

—„Hans und ... wie heißt sie nochmals ...“, fragt Vera, während Felix kurz von seiner Zeitungslektüre aufschaut.

—„Ne, die nicht!“

—„Konrad und Marlene?“

—„Die sowieso nicht!“

—„Aber Michael doch bestimmt?“

—„Weiß nicht! ...“

—„Aber das sind doch alles deine ehemaligen Kollegen ... du hast doch bald fünf Jahre mit ihnen in einer Abteilung zusammengearbeitet und jetzt willst du sie nichtmals einladen ...“

—„Vier!“

—„Was heißt hier 'vier' ...“

—„Ich war nur etwas mehr als vier Jahre in einer Abteilung gewesen!“

—„Also, als ob das einen Unterscheid macht ... könntest du vielleicht bitte mal deine blöde Zeitung weglegen! Es geht doch schließlich um deine Party, oder etwa nicht.“

—„Wen haben wir bis jetzt?“

—„Herrn Mohler und seine Frau ... Du meinst, daß der wirklich kommt? ...”

—„Hat er zumindestens angedeutet ... ”

—„... Simone und Robert ... ”

—„Die willst du wirklich ... ”

—„Simone ist meine beste Freundin ... ”

—„Manchmal sieht's ja gar nicht danach aus!”

—„Ich finde, die müssen wir auf jeden Fall einladen! Was du mit deinen Kollegen und Freunden machst, ist mir egal ... Chris und Moni willst du aber einladen? ”

—„Da kommen wir wohl nicht drumrum. Ob es eine gute Idee ist weiß ich aber nicht. Chris will doch mit solchen Managern nichts zu tun haben, findet er langweilig ... ich glaub' der ist nur neidisch ... also gut, Chris und Moni”

—„Herrn Sonntag?”

—„Muß' ich ja wohl, aber ich denke der kommt eh nicht!”

—„Einplanen müssen wir ihn aber! Der käme ja eh nur alleine! ... die Braggards, nochmals zwei ... Raffaella, die kommt mit einem Freund?”

—„Die müssen wir auf jeden Fall einladen. Die brauch' ich noch. Die macht wirklich gut Arbeit!”

—„Aber die ist doch auch ganz nett! ... Dr. Dexter ... alleine ... und die Bergers natürlich auch ...”

* * * * *

Die Party hatten einen steifen Anfang hinter sich gelassen, und das kalte Büfett war gerade eröffnet worden. Chris ging nicht zielstrebig auf Mohler zu. Vielmehr ging er über mehrere Etappen, mit Zwischenstopps bei anderen Gästen. Ob er denn schon mal die vorzügliche Obsttorte probiert hätte, sagte Moni, wähen sie Chris ihren Teller entgegenhielt. Sie war auf dem Weg zu Vera, die sich nun in der Küche,

neben dem kalten Büffet positioniert hatte, wohl auch, um helfend und erklärend bei der Schlacht eingreifen zu können. Sie müsse ihr doch unbedingt mal ein Lob aussprechen für das tolle kalte Büfett, sagte Vera. Gleichzeitig wollte sie natürlich auch herausfinden, was Vera selbst gemacht habe. Chris, der nun alleine im Wintergarten zwischen den riesigen tropischen Pflanzen stand, begann ganz langsam seinen Weg zu Mohler, nicht auf dem kürzesten Weg, der Raumdiagonalen, sondern in Richtung des großen Sofas, einer der großen Attraktoren des Raumes. Er entfernte sich damit auch von Herrn Dr. Ingo Dexter, der sich erst vor wenigen Minuten erneut zu Frau Sinistra und ihrem Freund Frank Schlegel gesellt hatte. Ihr „Oh Gott nein, nicht schon wieder zu uns“ hatte man für ein paar Sekunden in Raffaelas Augen aufleuchten sehen. Chris machte einen Höflichkeitsstop bei Simone und ihrem Mann Robert, die auf dem großen ledernen Sofa Platz genommen hatten. Moni und Vera plauderten schon angeregt über das kalte Büfett am anderen Ende des Sofas stehend. Mit ihrem Ja-wirklich-ausgezeichnet-und-ich-bin-wirklich-verwöhnt machte Dominique die beiden zum Terzett. Dominique hatte ihren Mann mit nahezu den selben Worten alleine gelassen, wie Moni Chris. Mohler folgte ihr langsam blieb aber dann bei den Bergers, den neuen Nachbarn von Felix und Vera, hängen, die im Duett sangen: „Ja,ja, wir sind die Nachbarn ...“ und dann „aber von gegenüber, also keine so richtigen Nachbarn, aber irgendwie doch ...“, „... Leiter der Sparkassenfiliale ...“ und dann noch Frau Berger alleine „stellen sie sich doch vor: erst auf der Sparkasse hat mein Mann den Herrn Schmied kennengelernt ... da fiel ihm auf, daß sie in der gleichen Straße ...“ und zum Abschluß „... und wir sind ja so froh so liebe neue Nachbarn bekommen zu haben ... gute Nachbarn zu haben ist ja ganz wichtig ... man kann ihnen ja schlecht entfliehen!“

Oh nein, er habe kein BWL studiert! Das wäre nicht für ihn gewesen, aber es wäre richtig, daß sie sich vom Studium her kennen, antwortete Chris Mohler. Germanistik studiere er. Herr Mohler nickte und brummelte ein „mmmh“, und schaute verständnislos. Chris sah es nicht, aber wer Mohler kannte hätte gesehen, daß nun bissige Kommentare sein Bewußtsein bevölkerten. Die Worte zuckten schon über Lippen und Mundwinkel. Er lächelte, freundlich sollte es sein, aber der Zynismus war ungenügend verborgen. Aber er hielt sich noch zurück, denn er sagte nicht, daß er ein solches Studium für vergeudete Zeit hielt, und

er verdrängte seine „brotlose Kunst“, die er schon so oft in ähnlichem Zusammenhang verteilt hatte, aber dann sagte er dennoch, nachdem Chris noch hinzugefügt hatte, diese juristischen und wirtschaftlichen Studiengänge wären ihm zu trocken gewesen.

—„Das wäre nichts für mich gewesen. Da muß man doch so viele Romane lesen. Ich hasse Romane. Hab’ ich schon in der Schule gehaßt. Da walzt einer auf mehrerer hundert Seiten etwas aus, was man wohl meist auf einer Seite sagen könnte. Find’ ich einfach langweilig. . . . das ist was für Mädchen aus gutem Hause, oder solche, die reich heiraten wollen . . . so zur Konversation macht sich das ja ganz gut! So ein Studium hat doch nichts mit dem wirklichen Leben zu tun! Damit kann man doch nicht richtig Geld verdienen!“

Damit hatte er es doch gesagt, wenn auch in anderen Worten. Was hatte er eigentlich gegen Germanistik, gegen alle „schöngeistigen“ Fächer? Schon oft hatte er sich diese Frage gestellt. Die blöden Psychologen — wenn er an sie dachte versah er sie immer mit diesem geringschätzigen Attribut — würden ihm bestimmt unterstellen, daß er insgeheim gerne selbst ein Künstler wäre, und deshalb jedem anderen es mißgönne. Aber das war Quatsch, totaler Quatsch, dachte er, beinahe wütend auf seine imaginären Psychologen. BWL war sein Fach, auch wenn er es nicht studiert hatte. Er hatte überhaupt nicht studiert, und er hatte eine steilere Karriere, als viele studierten und promovierten. Voller Stolz denkt er immer wieder daran, daß über hundert Promovierte unter ihm arbeiten.

Was verstand der eigentlich unter wirklichem Leben, dachte Chris? Wer sein Leben nicht dem Mammon weiht, machte etwas falsch, war dumm, war es das? Chris sei nicht voreingenommen, dachte er, und außerdem hatte er selbst ja die Unterhaltung mit ihm gesucht. Vielleicht hatte er ihn nur falsch verstanden gehabt, im Zweifelsfall für den Angeklagten, und dies sollte auch für Mohler gelten. Warum auch nicht für ihn, und immerhin handelte es sich ja auch um Felixens obersten Chef.

—„Ihre Frau? Hat die nicht auch Romanistik studiert?“

—„Nein, nein. Dominique ist Französin, aber Romanistik muß man ja deswegen nicht gleich studieren. . . . haha . . . Sie sind übrigens heute schon der zweite der mich dies fragte. Dominique hat Musik studiert. Aber richtig . . . nicht nur so zum Spaß . . . Sie müßten sie mal Piano

spielen hören ... ", schwärmt Mohler.

Schöne Musik, das ist es, was hier fehlt, dachte Chris. Felix hatte noch nie viel Geschmack gezeigt, und Vera scheint ihn noch zu übertreffen. Vorhin hatte er ihre Sammlung durchstöbert, wenige Dutzend. Ihre Geschmack war geprägt worden durch die Rammschwülftische in den Supermärkten und den durch Funk- und Fernsehen gepriesenen Sammelalben. Die großen Sommerhits, die Hits der Sechziger und so weiter. Ein zwei waren dabei gewesen, die ihm auch bedingt gefielen. Er mußte nachher mal eine auflegen. Was hatte Mohler eben gesagt? Ach ja, seine Frau spielt Klavier. Hatte ihm Felix ja auch schon mal erzählt, er hätte sich seine blöde Frage sparen können.

Enttäuscht denkt Mohler daran, daß es in Veras und Felixens Haus kein Klavier gibt, sonst hätte Dominique, was vorspielen können. Falls sie überhaupt wollte. Ihr Klavierspiel hatte Mohlers Leben um eine Dimension erweitert. Die Kunst. Ein Kunstbanause, ja, das war es, wofür ihn seine Freunde und Geschäftspartner gehalten hatten, und es deckte sich auch mit seiner Selbsteinschätzung. Aber es gefiel ihm nicht immer, wenn er dafür gehalten wurde. Reich war er, darauf war er stolz, aber er wollte nicht einen reichen Ignoranten gehalten werden, einen Neureichen, der nur Geld und Wirtschaften kennt. So stimmte es nicht, es haßte es, aber so wollten sie ihn sehen. Sie waren nur neidisch und brauchten etwas, um auf ihn herabsehen zu können. Wenn Dominique vorspielte, und sie tat es auf seinen Wunsch hin bereitwillig fast bei jeder Einladung, sonnte er sich in ihrem Schatten. Er genoß es, wenn die Bewunderung für Dominique, die Pianistin, die talentierte Musikerin, langsam auch auf ihn überschwappte. Dominique war seine Frau, und seine Frau verstand mehr von Musik als alle anderen, und sein Haus, ihr Haus war nun ein musikalisches Haus, nicht das Haus eines kulturlosen Neureichen.

—„Aber sie ist nicht mehr aktiv, ich meine professionell tätig?“

—„Nein ... war sie nie ... ", hier unterbrach er seinen Redefluß und lenkte das Gespräch wieder in eine andere Richtung. „Was mach' man eigentlich, wenn man ihr Studium abgeschlossen hat.“

—„Die Berufsaussichten sind zwar nicht so rosig, aber mit einem guten Abschluß sieht es besser aus, als die meisten glauben ... ”

—„Nein. Ich meinte, welche Berufe gibt es, die man ergreifen kann? Also außer Lektor und Lehrer!“

—„Da denken alle zuerst einmal dran. Aber es gibt noch eine Menge anderer Möglichkeiten. Mein Traum ist es Schauspieler zu werden! ... oder Regisseur ... ”

—„Bertie, hast du eigentlich schon mal von dem tollen Mousse-auchocolat probiert. Ist wirklich köstlich!”, sagte Dominique, die plötzlich unbemerkt von beiden neben ihnen aufgetaucht war, und hielt ihrem Mann einen Löffel vor den Mund.

—„Hmm ja, wirklich toll. ... Aber ich darf damit gar nicht erst anfangen ... sonst geht es mir wieder ... ”

—„Ja, ja. ... ich werde mir aber noch einen Nachschlag holen. Dann könnt ihr auch wieder ungestört weiterdiskutieren!”

Verdammt noch mal, warum hatte er wieder ‘oder Regisseur’ gesagt. Mangelndes Selbstvertrauen war das doch. Als ob es leichter wäre Regisseur zu werden, wie Schauspieler. Ein Mann wie Mohler würde nicht zögern. Der würde einfach sage ich werde Schauspieler und ich werde berühmt. Und so einer wird immer berühmt, wird immer reich, der braucht kein Talent. Solchen Leuten traut niemand zu widersprechen, selbst die Kritiker nicht. Aber er kannte doch Mohler noch gar nicht richtig, er preßte ihn einfach in eine Schablone, die er aus Vorurteilen und Erfahrungen mit anderen ähnlichen Geldleuten gemacht hatte.

—„Dafür brauchten sie aber keine Germanistik zu studieren, nicht wahr?”

—„Stimmt, aber es ist hilfreich. Auf jeden Fall ist es besser als BWL, Jura oder sowas. Und als ich mit Germanistik begann, war mir noch nicht klar, ob ich wirklich Schauspieler werden wollte ... aber dieses Studium würde mir die Option erhalten ... verstehen sie?”

Tu’s endlich mal, Chris, red’ nicht immer nur davon. Die Hamletaufführung an der Uni ist aber doch schon mal ein Anfang. Ohne zu zögern hatte er sich doch auf Hamlet gestürzt und jetzt durfte ihn bloß nicht der Mut verlassen.

—„Nein, ich meine, was ich nicht verstehe ist, wie kommt man überhaupt dazu sowas werden zu wollen. ... wenn man doch nicht zu den großen Stars gehört ist das doch eine ... ”, er zögerte einen kurzen Moment, „ brotlose Kunst ... da kann man doch im Normalfall nicht reich werden ... ”

—„Wenn’s mir ums Geld ginge, dann wäre ich am besten bei der

Sparkasse geblieben . . . ”

—„Oh, sie haben mal bei einer Bank gearbeitet?“, Herr Mohler schienen äußerst interessiert.

—„Nach dem Abitur habe ich eine Banklehre gemacht, . . . aber mir ist da klar geworden, das ich sowas nicht ein Leben lang machen wollte. Auch nicht wenn ich Bankdirektor werden würde.“

Irgendwie war damals alles so schnell gegangen, dachte er, während Mohler der plötzlich gelangweilt wirkte, sich im Raum herumschaute, so als suche er nach anderen Gesprächspartnern. Plötzlich hatte Chris das Abitur in der Tasche gehabt, und wußte nicht recht, was er tun sollte. Studieren ja, aber was, und da haben ihn seine Eltern, — vor allem sein Vater, der ja selbst seit seinem sechzehnten Lebensjahr Bankangestellter war — und sein Klassenlehrer überredet eine Banklehre zu absolvieren, später könne er ja dann immer noch studieren, seine Noten seien doch nicht so, daß er unbedingt studieren müsse. Nach Hause eingeladen hatten sie seinen Lehrer, damit er ihnen helfen könnte, ihre Sohn auf den richtigen Pfad zu bringen. Immer wieder saßen sie seit dem in seinen Träumen im Wohnzimmer auf den immer größer und bunter werdenden Sofa und den nahezu unbeweglichen Sesseln zusammen, und redeten auf ihn ein. Und er fühlte sich so hilflos, konnte ihnen nichts entgegensetzen. Und wenn er was sagte — und er hatte kaum was gesagt, denn seine Kehle war wie gelähmt — wirkte es so kindisch und so naiv. Seine Wünsche und Träume, zu zart, um überhaupt Worte zu haben, schmolzen in der Hitze des „gesunden Menschenverstandes“. Und wenn er zaghaft stotterte, ob er denn nicht vielleicht doch etwas anderes machen könne, entwaffnete ihn sein Vater mit „Aber natürlich, aber dafür muß du dir selbst klar sein, was du willst!“ Und dann hatte er ja eine zweijährige Schauspielerausbildung absolviert, wie seine Eltern es wollten, und sie nannten es Banklehre. Immer die gleiche Rolle und mehr oder weniger das gleiche Kostüm. Die Krawatten wechselten und strangulierten ihn täglich, und er haßte den blauen Blazer und die graue Hose. Und nicht nur Frau Peters, die Frau von Dr. Peters, fand ihn so süß, den „kleinen Direktor“ nannte sie ihn nur. Sie mochten ihn so, weil er noch lebte in seiner Kombination, und dennoch schon so aussah, wie ein richtiger Banker. Und die Männer mochten ihn, weil er so schön spurte. Ein junger Mann, der ihre Spielregeln annahm, nicht so wie all die anderen vergammel-

ten Jugendlichen, draußen in der Fußgängerzone, oder die sich um den großen Brunnen lümmeln, rauchend und trinkend. „Aus Ihnen wird noch was!“, sagte Frau Peters immer wieder. Nein, laß mich nicht werden, was sie mir wünscht, dachte er dann immer, und spürte, wie ihm die Schamesröte ins Gesicht stieg, und er erwiderte ihr freundliches Lächeln. Abteilungsleiter, Filialleiter, oder gar Bankdirektor, nein, er wollte es nicht werden. Natürlich, das waren die bestbezahltesten und interessantesten Rollen, die die Bank zu bieten hatte. Auf Wunsch der Kunden spielen sie „den Freund und Helfer der Familie“, auf den immer Verlaß ist, der immer für sie da ist, der sie finanziell behütet. Oder auch der „reiche Onkel von der Bank“, der nicht nur kleine Puzzle und Puppen für die Kinder zu verschenken hat, sondern auch tolle Kredite und Sparanlagen, und alles aus reiner Menschenfreude. Aber auch der sachliche, kompetenter Geschäftspartner gehört zu ihrem Repertoire. Ja, und dann gibt es ja auch die Kunden, die den devoten Diener suchen, der ihnen zu Befehl ist, der sie bewundert. Aber den Claqueur spielen sie natürlich nur für besonders betuchte Kunden. Für die Armen gibt es nur die freundliche Arroganz. Oh, Mohler war weg, dachte Chris plötzlich. Er war zu Braggard gegangen, der plötzlich um Ruhe bat, um ein paar Worte zu sagen.

Er freue sich über diese Einladung, sagte Braggard. Sie stehe gewissermaßen am Ende eines langen und beschwerlichen Weges, der vor allem auch erfolggekrönt war. Am Anfang habe niemand gewußt, wohin sie TQM führen würde, denn für sie alle sei es Neuland gewesen. Nur dadurch, daß sich alle Beteiligten ohne wenn und aber eingebracht hätten, wäre es möglich gewesen, dort zu stehen, wo sie jetzt stehen. Vor allem für die Partner, sei es eine schwere Zeit gewesen, denn Freizeit wäre ja ein seltenes Gut gewesen. Und dann vergaß Braggard nicht warnend in die Zukunft zu blicken, denn er sagte, daß auch in der Durchführungsphase von TQM wieder viel von den Beteiligten verlangt werden würde. Dann lobte er die Arbeit von Felix, aber stellte alles so dar, als ob er lediglich unter seiner Regie agiert habe. Er verglich ihr Team mit einer Fußballmannschaft, und betonte, daß halt alles von einem guten Trainer abhing. Mohler schob er in die Rolle des Präsidenten seines imaginären Fußballclubs. Der Präsident muß dafür sorgen, daß die Gelder fließen. Braggard lachte irritiert, als Mohler einwarf, daß der Präsident auch den Trainer bestimme und

gegebenenfalls entlasse. Und vor allem bestimme der Präsident auch, was gespielt werde. Dann begann Braggard die Prinzipien von TQM zu erklären. Nun gab es kein wir mehr für ihn, er redete nur noch in der Ichform. „Ich habe“, „Ich dachte“, und „Ich machte“. Er bedauerte daß er keine Folien, und sowieso keinen Projektor habe, aber er sagte, daß dies ja vielleicht auch besser so sei, denn er wollte ja niemanden langweilen. Und dann tat er es doch. Er ratterte seinen gewohnten Vortrag ohne Folien herunter. Und er war ohne bunte Folien noch langweiliger als normal, aber Braggard sprudelte vor Begeisterung, bis ihn Mohler unterbrach, mit der Bemerkung die Gastgeberin warte in der Küche mit Kaffee auf die Gäste.

Wie plötzlich an einem Sommertag, einen mit strahlendblauem Himmel, dunkle, schwarze Wolken auftauchen können, so verfinsterte sich plötzlich Raffaellas Mine. Scheinbar aus dem Nichts, aber die Brutstätte ihrer Wolken war klar: Braggards Laudatio. Felix Leistung während der TQM-Konzeptphase hatte er loben wollen. So hatte er auch seinen Vortrag begonnen.

—,„Das war doch ein Loblied auf sich selbst, und Herrn Mohler immer schön Brei um den Bart schmieren!“, raunte Raffaella, denn obwohl sie weit genug entfernt war, von denen für deren Ohren dies nicht bestimmt war, wollte sie sicher gehen. „Was ist mit all den anderen, die die wesentlichen Beiträge geliefert haben, die selbst an den Wochenenden für TQM gearbeitet haben ... Felix und Braggard hat man da selten gesehen.“

—,„Verdammt geschickt hat er das gemacht!“, unterbrach sie Frank, „er hat ja gar nicht behauptet, die ganze Arbeit gemacht zu haben, aber er hat ‘den Weg vorgezeichnet’ ... von ihm kommen die wesentlichen Ideen!“

—,„Es scheint schon zu stimmen, was man von ihm sagt, ... durch Blenden und mit den Früchten der Arbeit von anderen, hat der es nach oben gebracht. Des Kaisers neue Kleider, und Mohler der Kaiser zieht sich alles an und ist stolz darauf. Wenn er ja wenigstens der einzige wäre, aber da werden die größten Deppen zu Führungskräften gemacht ... und die können weder führen noch sind sie kräftig!“, ließ Raffaella wieder ihrem ärger freien Lauf.

—,„Wissen Sie, Frau Sinistra, manchmal erkennt man den Sinn in einer Sache ja wirklich nicht. Stellen sie sich zum Beispiel vor, die

beiden Schneider wären Wesen aus der 4. Dimension gewesen, dann könnten sie die tollsten Kleider nähen und wir würden nichts sehen.”

Raffaella schaute Dr. Dexter an, als habe sie nun wirklich ein Wesen aus einer anderen Dimension gesehen, und dieses Wesen war nun nicht mehr zu bremsen. Endlich hatte es einen Einstieg in den Hyperraum gefunden, der ihm schon seit seinem Studium bestens vertraut war.

—,„Was ich meine ... es ist nicht immer einsichtig, worin die Fähigkeit eines Chefs liegt. Aus einer höheren Dimension betrachtet erscheint alles sinnvoll. Als Junge hatte ich mal ein tolles Buch gelesen, dort ging es um zweidimensionale Wesen. Diese Wesen kennen keine Höhe ... und wißt ihr, was mich am meisten fasziniert hatte: ein Gefängnis ist ein Kreis für ein solches Wesen. Es kann nicht entfliehen, aber wenn nun einer wie wir kommt, der kann es in den 3-dimensionalen Raum hochheben, kann es dort sogar noch drehen, sodaß anschließend sein Herz und die anderen Organe seitenverkehrt sind, und anschließend läßt man es außerhalb des Gefängnisses nieder. Das ist doch ein Wunder für dieses Wesen, und für alle anderen dieser platten Wesen ebenso! ... oder stellen sie sich deren zweidimensionale Welt als ein Blatt Papier vor ... solange dieses Blatt glatt ist ist die Welt dieser 2-dimensionalen Wesen in Ordnung, aber stellen sie sich nun vor sie zerknittern dieses Blatt ... nun treten plötzlich verblüffende Effekte auf, immer dann, wenn so ein Wesen über Kanten und durch Talsohlen gleitet ... plötzlich bewegen sie sich scheinbar unerklärlich schneller oder langsamer ... diese Wesen können ja nicht wahrnehmen, daß sie sich auf einer zerknitterten Oberfläche befinden ... sie glauben ja, daß alles flach und eben sei ... sie haben halt keine Vorstellung von Höhe und Tiefe ... gar keine Wörter dafür ... und ihre Physiker entwickeln äußerst komplizierte Formeln, um diese für uns so trivialen Effekte zu beschreiben ... ”

—,„Was hat das eigentlich mit Braggard zu tun!“, unterbrach ihn Raffaella. Sie hatte das Gefühl, daß er, ohne ihr Eingreifen, wohl noch beliebig lange weiter doziert hätte. Sie wußte ja auch schon, was noch kommen würde, bald wäre er auf Riemann und dessen Leistungen zu sprechen gekommen, und irgendwann wäre er dann beim Urknall gelandet, falls die Party nicht schon vorher zu Ende gegangen wäre.

—,„Wie ich schon sagte, aus einer höheren Dimension sieht alles ganz anders aus, dort kann man Zusammenhänge besser ... ”

—„Und sie können die Dinge aus einer höheren Dimension betrachten!“

—„Natürlich nicht“, fuhr Dr. Dexter fort, ohne es ihr übel zu nehmen, oder wahrscheinlich hatte er den Spott in ihrer Stimme gar nicht wahrgenommen, „aber ich versuche immer wieder die Dinge aus verschiedenen Sichtwinkeln zu betrachten. Dadurch erhält man gewissermaßen die Projektionen aus dem 4-dimensionalen in unseren 3-dimensionalen Raum. . . . Stellen sie sich zum Beispiel vor, man braucht gar keine Chefs, ich meine direkt, als Chefs. Ihre Funktion liegt vielmehr darin eine Belohnung und einen Anreiz zu haben, für die . . . wie soll ich sagen . . . Unteren. Sie streben danach, selbst Chef zu werden strengen sich an, leisten Tolles, was ihr Chef natürlich dann für sich nutzt, aber einige von ihnen werden dann wirklich auch zum Dank zum Chef gemacht, denn nur so funktioniert dieses System, und dann brauchen sie nichts mehr zu machen . . . andere strengen sich nun an, um eines Tages diese Stelle innezuhaben . . . ”

—„Das würde auch erklären, weshalb es immer mehr Chefs gibt und immer weniger, die produktiv arbeiten.“, sagte Raffaella, nicht ganz ernst, denn sie wollte Dexter nicht ernst nehmen. Teilweise hatte er ja recht, dachte sie. Sie kannte ja auch genügend Chefs auf Gnadenposten, aber es führte doch zu nichts, hinter allem einen tieferen Sinn sehen zu wollen, auch wenn man ihn nicht erkennen kann.

—„Das ist ja wie bei Plato im Höhlengleichnis! . . . Ich meine ihre Projektionen aus dem 4-dimensionalen Raum . . . die in der Höhle sehen ja auch nur Schatten . . . ”, sprudelte es aus Frank, der sich freute, endlich mit seinem philosophischen Wissen mitreden zu können.

—„Also ich lasse euch mal eine Weile alleine diskutieren. Ich schaue mich mal nach einem Kaffee und etwas Süßem in der Küche um!“, sagte Raffaella, ohne auf Dexters Antwort zu warten. Frank hatte ja noch nicht so oft das Vergnügen gehabt mit Dexter zu philosophieren, dachte Raffaella, ihm würde es ja eine Weile Spaß machen. Für Dexter brauchte man wohl einen 10-dimensionalen Zusammenhang, um erkennen zu können, wo sein Sinn für die Firma liegt, dachte sie bitter, denn von ihm stammte kaum ein verwertbarer Beitrag für TQM. Naja, mit vielen, teils dämlichen, Fragen hatte er es immer wieder geschafft, die ohnehin langen Besprechungen ins Endlose zu ziehen.

* * * * *

—„Na, na, so schlecht sind die doch sonst nicht die Franzosen, ja und natürlich auch die Französinnen!“, mischte sich plötzlich Simone wieder in die Unterhaltung ein, und um ihre Mundwinkel zuckte ein süffisantes Grinsen, ansonsten war ihr Minenspiel gelähmt vom allzu üppi-gen Alkoholkonsum.

Simone, die angeschlagenste unter den verbliebenen Recken der Siegesfeier, und ihr Mann Robert, sowie Chris und Moni, hatten auch die letzte Aufbruchswelle überstanden. Kurz nach zwei Uhr nachts, aber die „Am morgen danach Stimmung“ hat sich eingenistet. Analyse des vergangenen Festes. Ihre Wunden leckend besangen die Sieger die Schlachten, in der Küche, wo Vera bereits mit dem Aufräumen begonnen hatte, nur das, was sie nicht bis zum nächsten Morgen stehen lassen konnte, wenn die Putzfrau kommen würde.

Mohlers Luxuslimousine hatten sie gepriesen, und Felix hatte laut im Duett mit Vera von einem neuen Wagen geträumt. Wahrscheinlich würde es wieder ein BMW sein, er schwärmte von den neuen tollen Modellen. Diesmal unbedingt mit Schiebedach und Klimaanlage, und vor allen Dingen sollte der neue etwas spritziger sein, meinte Vera.

—„Wie wär’s denn mit einem Citroën?“, schlug Chris als passionierter Entenfahrer vor, ohne zu ahnen, was er anzettelte.

Unvermittelt lockte sein Vorschlag Felix’ Tirade über die seiner Meinung nach schlechte Qualität französischer Autos hervor und dann ein Loblied auf die Schaffenskraft der deutschen Industrie, wenn sie nicht von irgendwelchen linken Politikern oder verkrusteten Gewerkschaftern gebremst würde. Nein, ein Franzose käme nicht in Frage!

Und dann brachte Simone sowohl Felix, wie auch Felix zum frösteln mit ihrem „Na, na, so schlecht sind die doch sonst nicht die Franzosen, ja und natürlich auch die Französinnen!“

Konnte Vera es mit ihrem Zustand entschuldigen, schließlich gehörte sie ja zu denen, die wohl am meisten Champagner getrunken hatten. Aber die wußte trotzdem genau, was sie sagte. Die wollte sie er-

schrecken, und es war ihr auch gelungen. Hoffentlich war sie jetzt ruhig, aber in ihrem Zustand mußte sie auf alles gefaßt sein. Felix kuckt so merkwürdig, dachte Vera, und sie spürt, wie sie errötet. Felix mußte sich doch daran erinnern, daß ihr vierter Mann beim Tennis Franzose ist.

—„Ja, ja die Franzosen!“, sinnierte Simone von Neuem und schaute sowohl Felix als auch Vera grinsend an.

—„Mit den Autos kenn' ich mich ja nicht so aus, aber ansonsten kommt ja einiges Gute aus Frankreich!“, sagte sie ein paar Sekunden später.

Verdammt nochmals, das klingt als weiß die etwas von Dominique, dachte Felix. Das war zu offensichtlich, die wollte ihn ärgern. Vera wirkte so komisch, so als habe sie den Wink verstanden. Vera war doch sofort das Lachen vergangen, und sie hat ihn so prüfend angeschaut. Wahrscheinlich hat sie eh schon was geahnt und nun hatte diese blöde Ziege Öl aufs Feuer gegossen.

* * * * *

—„Wie Herr, noch nicht zur Ruh'? Der König ist zu Bett.
Er ist diese Nacht ausserordentlich frölich gewesen, und
Sandte noch all Euren Hausbedienten reiche Geschenke;
Mit diesem Diamanten grüßt er Eure Frau,
Als seine güt'gste Wirtin; Höchst zufrieden
Begab er sich zur Ruh'“.

So begrüßte ihn Chris überschwenglich nach seinem Abend im griechischen Restaurant. Völlig verduzt war er gewesen, als er Chris auf dem Wohnzimmercouch sitzen sah. Seine Wangen waren errötet. Wohl weil es zu warm im Zimmer war, und außerdem hatten er und Vera wohl zuviel getrunken gehabt.

—„Was isn' los mit dir? Sonst geht's dir gut?“

—„Alles war gut.

Ich träumte letzte Nacht von den drei Zauberschwestern:
Euch haben sie was Wahres doch gesagt.”

—„So weit bin ich noch nicht, daß Zauberschwestern mit mir reden würden. Wie wär’s, wenn du einfach mal rein kommst?”

—„Wie’s Euch beliebt.”

—„Der König würde jetzt auch ein Gläßchen Wein trinken, wenn’s recht ist!”, sagte Felix, nachdem er sein Erstaunen überwunden hatte.

—„Chris hat uns unsere Schüssel zurückgebracht!”, sagte Vera auf dem Weg zum Schrank, um ein Weinglas für Felix zu holen. „Du weißt doch die Schüssel mit dem Nachtschrest, die er und Moni nach der Party mitgenommen hatten. . . . Ganz tolle Kirschen hat er mitgebracht. Schau’ mal in der Schüssel!”

Warum mußte Chris jetzt noch da sein. Felix fühlte sich total geschlaucht. Dabei hatte der Abend so gut angefangen. Die Musik hatte ihn an ihren letzten Urlaub in Griechenland erinnert, und dann plötzlich war er gereizt. Vielleicht war es der Ouzo gewesen, den er vor dem Essen bekommen hatte, er hatte noch Dr. Springers zusätzlich getrunken, weil dieser keinen Schnaps mochte, wie er sagte.

Die ging ihm die Musik entsetzlich auf die Nerven. Irgendwie klang alles gleich, und griechisch verstand er ja auch nicht. Sommer, Sonne, Meer, und vor allem schöne Frauen wurden, seit sie das Poseidon betreten hatten, in diversen Sprachen beschworen, die Hits des letzten Sommers. Die Musik die Leute, alles war plötzlich so laut. Seine Ohren hallten, wie ein paar Monate vorher, als er eine schwere Erkältung hatte. Dr. Springer, der vor einer bunt bemalten Amphore saß, hob wieder sein Weinglas und prostete ihm und Herrn König zu.

—„Cheers, . . . auf eine gute Zusammenarbeit!”

Er fände es ganz toll, daß Felix sich so spontan entschieden hätte, den Abend mit ihnen zu verbringen. Hoffentlich hätte es seine Frau nicht gestört. Dann hatte er sich ausgiebig über seine Frau und seine Kinder erkundigt und Felix.

—„Wenn meine Frau weiß, daß keine andere Frau dabei ist, stört sie kein Geschäftsessen!”, sagte Dr. Springer lachend.

So richtig eifersüchtig sei seine Frau nicht, meinte Felix, aber so sei es ihr wahrscheinlich auch lieber.

—„Apropos, sie glauben nicht von wem ich ihnen allerliebste Grüße

ausrichten sollte, von meiner alten Bekannten, der Biggi . . . eine unvergeßliche Nacht sei es für sie gewesen!”, sagte Dr. Springer lachend.

—,„ähem . . . sie meinten ‘einen unvergeßlichen Abend’?“, fragte Felix erschrocken.

—,„Natürlich, habe ich etwa Nacht gesagt!“.

Sein Grinsen war nun noch intensiver und auch Herr König begann zu kichern, prustete sogar einen Schluck Wein aus.

Vera fand es gut, daß er einfach so gekommen war, sagte sie später zu Felix im Badezimmer, als Chris gegangen war. Vor allem die Kir-schen, sie habe sich riesig darüber gefreut. Felix war müde gewesen, hätte gerne in Ruhe mal darüber nachgedacht, was an diesem Abend passiert war. Stattdessen mußte er dann Chris Ausführungen über die Schauspielerei lauschen. Sie hätte es sehr interessant gefunden, sagte Vera zu ihm, während sie ihre Zähne putzte. Also, sie hätte Chris an diesem Abend äußerst amüsan gefunden. Er hätte ja ins Bett gehen können, hatte sie gesagt, nachdem er ihr gesagt hatte, daß Chris viel zu lange geblieben sei, und er schrecklich müde gewesen sei. Wollte sie ihn ärgern oder eifersüchtig machen? Es wäre ein fruchtloses Unterfangen, denn er wußte doch, daß Chris nicht ihr Typ war. Da war keine Gefahr, er brauchte nicht eifersüchtig zu sein. Sie hätte sich noch nie Gedanken darüber gemacht, was es eigentlich bedeute eine Rolle zu übernehmen.

—,„Allein schon das ganze Auswendiglernen. Wenn ich mir das vorstelle, ich glaub’ ich könnt’ das nie!“., hatte sie gesagt, während sie ihre Zahnbürste wegstellte.

—,„Ich hab’ bei meinem Studium auch eine Menge auswendig lernen müssen. Das war kein Problem. Aber das waren alles Sachen, die ich jetzt brauchen kann. Was nützt es, wenn man den ganzen Macbeth kennt? Das ist was für Frauen und Schwule!“

—,„Du bist nur neidisch auf Chris . . . sonst würdest du so etwas nicht sagen . . . ”

—,„Ich neidisch? Ausgerechnet auf Chris! Warum sollte ich gerade auf ihn neidisch sein?“

—,„Weil er das Leben genießt, weil er nicht nur seine Arbeit kennt!“

—,„Der weiß doch nicht, was er will! Der vergeudet doch nur seine Zeit!“

Chris würde sich am besten mal darauf konzentrieren seine Promo-

tion zu vollenden, statt diesen ganzen unnützen Schauspielaktivitäten, dachte Felix gegen Mitternacht im Badezimmer, und auch, als Chris über die Suche nach einer geeigneten Rolle sprach.

—„Macbeth geht nicht ... nicht für mich ... mit einer Figur muß ich mich in irgendeiner Form identifizieren können und ... diese Machtgeilheit ... Skrupellosigkeit ... das liegt mir zu fern ... zu wenig Erfahrung ... Banquo ... aber irgendwie gibt der nicht genug her”

—„Also, da gibt es doch die ganzen herrlichen Monologe von Macbeth ... ist ja jetzt schon eine Weile her, seit ich sie das letzte mal gehört habe ... in der Schule glaub’ ich. ... vor allem der eine ‘Sein oder nicht sein das ist hier die Frage ... ’”, wendet Felix ein, und „herrliche Monologe” war Chris Stichwort, um wieder zu rezitieren:

—„Das ist aber von Hamlet ...”, korrigierte ihn Chris.

—„Klar, einer von denen halt!”, rechtfertigt sich Felix, und Chris zweifelte, ob Felix wußte, das Hamlet keine Person in Macbeth ist.

—„Das ist ein schöner Monolog von Macbeth:

Ist das ein Dolch, was ich vor mir erblicke
Der Griff gegen meine Hand gekehrt? Komm, laß mich dich fassen.
Ich hab’ dich nicht, doch immer seh’ ich dich.
Bist du, schicksalshafter Anblick, nicht fühlbar
Wie du sichtbar bist? Oder bist du nur
Ein Dolch der Seele, ein täuschendes Geschöpf
Entsprungen dem fiebrig-erhitzten Gehirn?
Ich seh’ dich noch, in einer Form so greifbar
Wie dieser, den ich jetzt zücke.
Du zeigst mir den Weg, den ich gehen wollte,
und ein solches Werkzeug, wollt’ ich gebrauchen.
Meine Augen, genarrt von den andren Sinnen?
Oder mehr wert als alle; Ich seh dich noch,
Und auf Klinge und Griff Tropfen von Blut,
Die zuvor noch nicht waren. Das gibt es nicht
Es ist das blutige Unternehmen, das sich so
Meinen Augen vorstellt.

... weiter kann ich es zur Zeit leider nicht, aber ich denke das reicht auch ...”

Kurze Stille, und dann klatschte Vera, laut und emphatisch, während

Felix sie anschaute, als wäre sie verrückt.

—„Großartig Chris. Ich weiß gar nicht, was du hast. Du wärst ein guter Macbeth.“

—„Nein, ich müßte mich besser reindenken, empfinden können. Jemanden zu morden, nur um selbst weiterzukommen, Karriere zu machen. Mir hat sich noch nie ein Dolch gezeigt, so zu sagen . . . ”

—„Aber vielleicht gerade deshalb, du hast das Erschrecken so toll gespielt!“

Sie hätte es jedenfalls gut gefunden, was er ihnen vorgespielt habe, sagte sie, während sie ihre Pyjamahose anzog, nachdem Felix gesagt hatte, daß er daran zweifle, ob Chris überhaupt talentiert genug sei, jemals ein Engagement zu erhalten. Chris könne noch Karriere machen, widersprach sie ihm, wenn er bloß dabei bleibe, da sei sie sich ziemlich sicher. Felix sah wieder ihren allzu lauten, wie er dachte nur durch hohen Alkoholkonsum zu erklärenden, Applaus vor sich. Sie hatte es nicht getan, weil es ihr wirklich gefallen hatte, da war er sich sicher. Sie wollte ihn treffen.

—„Aus dem wird nie was, sag’ ich dir!“, sagte Felix verärgert, als er äußerst penibel seine Zahnbürste unter einem starken Wasserstrahl säuberte.

—„Du hast ja heute nicht gerade mit Shakespearkenntnissen gegläntzt!“, giftete Vera

—„Ja, Hamlet ist wirklich die ideale Rolle für ihn. Sein oder nicht sein, wenn er nicht bald mal was tut, dann wird er nicht sein. Der weiß doch einfach nicht, was er will. Denk’ nur mal daran, wie lange der gebraucht hatte, bis er endlich sein Diplom hatte. . . . und nun gammelt der schon ewig an der Uni herum, um zu promovieren, oder was auch immer . . . Ich glaub’, der wartet doch nur, daß die Muse kommt und ihn küßt!“, sagte Felix bissig, nachdem er seinen Mund ausgespült hatte.

—„Immerhin hat er ja jetzt die Rolle als Banquo!“

Bloß jetzt nicht noch ein Strei mit Vera. Der ganze Abend war schon so völlig danebengelaufen. Er hatte keine Lust gehabt, mit Dr. Springer essen zu gehen, und Vera hatte geschmollt, weil er wegging. Da war ihr Chris wie gerufen gekommen. Auf seine Einwände hatte Dr. Springer nur gesagt, daß man das, was sie zu besprechen hätten, nicht „zwischen Tür und Angel besprechen könne.“, und überhaupt, was habe er denn gegen ein gepflegtes Ambiente auszusetzen, fragte ihn Dr.

Springer nachmittags am Telefon. Sicherlich wollte er wieder einen neuen Anlauf in Sachen NG2000 machen. Zweimal hatte Dr. Springer ihn deshalb angerufen, und jedesmal hatte Felix vergeblich versucht, ihm klarzumachen, daß er ihm da nicht weiterhelfen könne. Die technischen Anforderungen würden erst in etwa drei Wochen fertiggestellt sein. Jetzt würde er es persönlich versuchen, zusammen mit König. Es würde die reinste Zeitverschwendung sein. Kaum hatte er aufgelegt, war Vera am Telefon. Wie ihr Ambiente zu Hause sei, interessiere ihn wohl überhaupt nicht, tobte sie. Für ihn gäbe es nichts als Arbeit. Sie mochte Dr. Springer nicht, obwohl sie ihn nie kennengelernt hatte. Nur am Telefon hatte sie ihn ach mal gehört.

—„Dreimal Bauernsalat?“, hatte die griechische Bedienung gefragt.

Endlich, wenn er erst einmal etwas im Magen hat, wird es ihm schon wieder besser gehen.

—„Sieht ja wirklich lecker aus!“, sagte Dr. Springer, der ihn ermunternd anschaute.

—„Wir haben im Moment ein großes Problem, und sie Herr Schmied können uns sicherlich helfen. Sante & Belzmann brauchen dringend diesen Auftrag über die Elektromotoren für ihr Modell NG2000.“

—„Noch ist ja noch nicht einmal die Ausschreibung rausgegangen!“

—„Sehen sie, daß ist ja der springende Punkt! Sie könnten die technischen Rahmenbedingungen für uns etwas vorteilhafter gestalten. Sie sagten doch selbst, daß CEE, das letzte Mal nur unter großem Aufwand ihren Motor verkleinern konnte. Sehen sie, wir hätten damit keinerlei Problem. Verlangen sie einfach einen, sagen wir, fünf Millimeter kleineren Durchmesser!“

—„Aber das wäre doch ...“

—„Aber Herr Schmied wir sind doch Freunde, soll sich Biggi so in ihnen getäuscht haben!“

Dr. Springer erpreßte ihn, damit war es wirklich klar. Plötzlich erinnerte er sich, daß er Biggi einen Umschlag überreicht hatte. Hatte er sie bezahlt? Nein, seine Phantasie ging mit ihm durch.

—„Ich werde mal sehen, was sich machen läßt!“, sagte Felix

—„Sehen sie, das klingt schon viel besser!“

—„Außerdem wären kleinere Motoren ja sicherlich auch von Vorteil für ihre Maschinen, oder etwa nicht?“, mischte sich plötzlich der sonst

so schweigsame Herr König in die Unterhaltung.

Er wußte, daß Sante & Belzmann diesen Auftrag dringend brauchten, denn sie hatten weltweit Marktanteile verloren. Jetzt ging es wahrscheinlich ums Überleben. Und ein Auftrag der KMG könnte von ihnen als Referenz genommen werden.

—,„Wie ich schon am Telefon gesagt habe ...“, sagte Felix mit gezackter Stirn in Richtung Dr. Springer, „Herr Sonntag hat alles unter seinen Fittichen ... der leitet dieses Projekt ganz offiziell!“

—,„Herr Schmied, könnten sie sich eigentlich vorstellen, Sonntags Arbeit zu übernehmen?“ fragte ihn Dr. Springer, plötzlich mit einem ernststen Gesichtsausdruck, während Herr König sich auf seinen Salat konzentrierte.

—,„Ich verstehe ihre Frage nicht ... ich meine, das ist doch illusorisch ... Herr Sonntag sitzt fest im Sattel, der hat noch einige Jahre bis zu seiner Pensionierung, der müßte schon plötzlich einen Herzinfarkt oder sowas bekommen ...“

—,„Wenn sie seinen Stuhl bekommen könnten, würden sie seine Arbeit übernehmen wollen?“ fragte Dr. Springer erneut, und Felix spürte, daß er ernstlich an der Beantwortung dieser Frage interessiert war. Auch König schaute ihn erwartungsvoll an, genüßlich seinen Salat kausend.

—,„Natürlich, wem würde es nicht gefallen in der Geschäftsführung mitmischen zu können? Aber trotzdem, wie ich schon sagte ... Sonntag erfreut sich bester Gesundheit ...“

—,„So was kann sich schnell ändern ... er könnte stürzen“

—,„... und sich den Hals brechen? ... Ich glaube nicht an solche Zufälle ...“

—,„Herr Schmied, wir verlassen uns ungern auf Zufälle, ... aber ich dachte eher an ein ‘gestürzt werden’, wir sind doch nicht bei der Mafia. Degradierung, wie man beim Militär sagt.“

* * * * *

—„Oh Gott ... da ... scho wieder ... iberall brennt's. ... die habe Feuer ... gelegt iberall. ... er muß se aufhalte, oder ... wie das lodert ... wenn nich ... iberall Feuer ... wo ist Papaaaa? ... er muß uns helfen ... ”

Sie saß aufrecht im Bett, beide Arme gestikulierten wild in Richtung Fenster, aber ihre Augen waren seltsam nach innen gekehrt. Die ganze Zeit phantasierte sie schon. Sie hatte nicht wahrgenommen, als Vera den Raum betreten hatte, aber sie hatte zur Kenntnis genommen, daß sie da war. Nein, nicht Vera, sie hatte ihre Tochter nicht erkannt. Irgendjemand war da, mal ihre Mutter, mal ihre Schwester Herta, aber nie war Vera in ihrer Mutters Wahnvorstellungen sie selbst. „Wo ist Papa?“, fragte sie immer wieder und sie meinte wohl ihren eigenen Vater, der schon vor langer Zeit gestorben war, als Vera noch ein Baby war. Häufig und das erschreckte Vera am meisten, konnte sie förmlich durch sie hindurchschauen, ohne anscheinend überhaupt einen Menschen wahrzunehmen. Aber hinter hier, durch das Fenster, spielte sich für ihre Mutter ein unvorstellbares Szenario ab. Vera sah einen strahlend blauen Himmel, und hinter der Wiese mit dem Hubschrauberlandeplatz einen Wald, aber nirgendwo sah sie irgendwelche Menschen. Aber vor den Augen ihrer Mutter galoppierten ständig diese Reiter, obwohl sie von ihrem Bett aus, — im fünften Stock des Krankenhauses, welches zudem noch auf einer Anhöhe steht, — könnte ihre Mutter nur den Himmel sehen, aber sie wurde gepeinigt von grausigen Bildern. Und ihr Himmel war rot, stand in Flammen, entfacht von diesen namenlosen Unholden. Nicht alle waren ohne Namen, sie verfolgten oder wurden verfolgt von „Wolgan“. Es könnte aber auch sein, daß sie Wolfgang sagte, Vera konnte es nicht genau verstehe, denn ihre Mutter sprach zu undeutlich. Die ganze Zeit grübelte sie schon, wer dies sein könnte, aber sie kannte keinen Wolgan, zumindest keinen, den auch ihre Mutter kannte.

—„Schau, ... Schwerter ... gezückt. ... Haltet durch ... ”

Und dann schreit sie plötzlich um Hilfe, hält ihrer Hals, umklammert ihn, als wolle sie sich selbst erwürgen

—„Nicht mich, nicht mich, ... ich bin doch noch ein Kind ... ”, schreit ihre Mutter und ringt nach Luft. Vera drückt voller Angst den roten Knopf für die Krankenschwestern, während sie ständig beruhigend auf ihre Mutter einspricht, ihr immer wieder sagt, daß sie doch

bei ihr wäre, daß sie sich vor nichts zu fürchten habe.

Endlich, denkt Vera als die Türe aufgeht, aber es ist keine Krankenschwester, die hereinkommt. Ein alter Kollege ihres Vaters kommt herein, und ihre Mutter schreit:

— „Flieh, flieh Mädchen! Sie sind gekommen!“

Nach wenigen Minuten schläft ihre Mutter wieder, betäubt von einer starken Spritze, die der diensthabende Arzt verordnet hatte. Herr Meyer, der ehemalige Kollege ihres Vaters, fragt sie flüsternd über den Zustand ihrer Mutter aus.

* * * * *

Heute ist es wenigstens angenehmer ... läßt sich wenigstens aushalten in der Sonne ... wenn ich da an letzte Woche denke ...

— „Chris war ganz traurig, daß er heute kein Tennis spielen konnte, aber Felix kann es sich ja bestimmt nicht aussuchen, wann er auf Geschäftsreise geht!“

Das Tennisspiel wär' sicherlich kein Grund für Felix, eine Geschäftsreise zu verschieben ... wenn das überhaupt so einfach ginge ... sie hätte doch Chris ruhig mitbringen können ... nein, ist schon besser so.

— „Chris hätte doch ruhig mitkommen können!“

— „Ich find' ein Doppel ist auch mal ganz schön ... und außerdem bei dreien ist halt einer immer zu viel ... zumindest beim Tennis!“

— „Dann hätten wir noch nicht mal ein richtiges Spiel machen können!“

— „Wie wär's, wenn wir mal nur so spielen ... ich meine, ohne zu punkten ... dann könnten wir mal so richtig die Sachen üben, die man sich sonst normalerweise im Spiel nicht traut.“

Die einzige Gefahr, die ich dann sehe, ist, daß unser Tennis dann in eine Schwatzpartie ausartet. Irgendwie ist die heut' auch so drauf

... naja, warum nicht ... hab' heute eh keine Lust so besonders hart ranzugehen. Meine Vorderhand könnte ...

— „OK ... find' ich gut ... du könntest mir mal ein paar auf die Vorderhand geben, da hab' ich immer noch so meine Probleme.“

— *Sag' mal Vera, bist du eigentlich nicht traurig, wenn du dann mit deinem Job aufhören mußt ... ich meine, du hast doch immer so geschärmt von deiner Arbeit ...* ”

— „Von Schwärmen kann ja keine Rede sein, aber ich hab' ihn gemocht ... was ja recht selten geworden ist ... aber ich wollte gerne das Baby und dann will ich es ohne wenn und aber ... du verstehst? ... es gibt genug Eltern, die einfach alles haben wollen und auf nichts verzichten wollen und dann sind die Kinder die Leidtragenden ... die sind dann die Verantwortlichen.“

— „Wie meinst du das?“

— „Vergeß' es ... das geht zu weit, um es hier ... gib' mir lieber mal ein paar Bälle, hier in die linke Ecke ... ”

Ja, der kommt gut, wunderbar ... mal sehen, was sie aus meinem Return macht ... nicht schlecht ... verdammt, den krieg' ich nicht mehr ... keine Chance ...

— *Und dann ... stinkt es dir eigentlich nicht, wenn Felix so viel weg ist?*

Fängt die jetzt auch schon an wie Simone. Bei der ist es ja klar, die kann Felix nicht leiden ... aber Moni? ... Simone würde jetzt nur so fragen, um mich zu ärgern ... öl aufs Feuer gießen, falls ich mich ... aber ich ärger mich nicht, wenn Felix weg ist ...

— „Was heißt hier soviel. Soviel ist er doch gar nicht weg!“

— „Fünf, sechs Mal war er aber doch schon weg ... ”

— Vier mal! Du darfst doch nicht die Tagesfahrten mitzählen!“

— „Aber kam er da nicht jedesmal erst mitten in der Nacht zurück? Und außerdem vier mehrtägige Geschäftsreisen, das ist nicht gerade wenig. Vor allem, wenn man bedenkt, daß er doch erst knapp ein halbes Jahr arbeitet!“

— „Fast ein Jahr!“

Sie kommt mir immer mehr wie Simone vor. Wahrscheinlich sind sie und Chris nur eifersüchtig auf Felixens tollen Job.

— *Jedenfalls, ich wollte keinen solchen Job und Chris wohl auch nicht.*

— „So 'nen Job muß man erst mal kriegen. Das ist gar nicht so einfach. Gehört auch eine Portion Gück dazu.“

— *„und dann all die Geschäftsessen abends ... immer mit irgendwelchen Leuten, die man häufig gar nicht mag ... hat Felix ja auch schon mal gesagt ... ”*

— „So bestimmt nicht!“

— *„Wie dem auch sei! Jedenfalls werden die Teilnehmer von der Geschäftsraison und nicht von der Sympathie gewählt ... würde mir stinken, ich meine, einen Abend mit reichen oder bedeutenden Langweilern verbringen zu müssen“*

— „So langweilig sind die meist gar nicht.“

— „Egal, ich stell' mir das schrecklich vor. Und viel von denen werden doch früher oder später zum Alkoholiker ... die Frauen saßen brav zu Hause bis sie spät in der Nacht, wenn die Kinder schon schlafen, randvoll und nach Champagner stinkend ... ”

— „Entweder spielen wir jetzt Tennis oder wir lassen es. Ich fühl mich heute eh nicht so gut“

— *„Tut mir leid! Ich wollte dich doch nicht ... ”*

* * * * *

Auf den Flur mußte sie mal gehen, einfach nur mal auf den Flur. Dort würde sie dann vielleicht auch einen Arzt finden, den sie mal nach dem Zustand ihrer Mutter befragen könnte. Aber es bedurfte nicht der Hilfe eines Tiefenpsychologen, um zu erkennen, weshalb sie wirklich aus dem Zimmer wollte. Sie mußte weg vom Bett ihrer Mutter. Sie konnte diesen Anblick nicht mehr ertragen, sie brauchte eine Pause. Schon zwei Stunden hatte sie den Wahnvorstellungen ihrer Mutter gelauscht, oder besser der Frau, die so aussah wie ihre Mutter, aber sonst nichts mehr mit ihr gemein hatte. Sah sie wirklich noch so aus, wie ihre Mutter? Die Augen, Vera fürchtete sich vor diesen Augen. Die Augen, die sonst immer voller Liebe und Verständnis waren, blickten

plötzlich voller Aggressivität. Das waren nicht mehr ihre Augen, dachte sie immer wieder, wenn sie auf sie blickte, was sie mehr und mehr zu vermeiden suchte. Als schaute jemand anderes aus ihren Augen, diabolisch. Allmählich konnte sie verstehen, weshalb es so etwas wie Teufelsaustreibungen mal gegeben hatte. Und gleichzeitig diese Angst in ihren Augen, dann wenn Satan wohl wegschaute, diese unaussprechliche Angst. Der Flur war die Erlösung. Nur auf den Flur, dort wartete wieder die Normalität auf sie.

Nur wenige Male war sie auf dem Flur auf und ab gelaufen, als sie von dieser Person gewissermaßen überfallen worden war. Diese Frau mußte sie von ihrem Zimmer, zwei weiter als dasjenige ihrer Mutter, aus erspäht haben, und sie als Opfer auserkoren haben.

Sie hatte sie gefragt, ob auch ein naher Angehöriger von ihr auf dieser Station liege. Was wäre gewesen, wenn sie verneint hätte, wenn sie gesagt hätte, ihrer Mutter fehle nicht viel? Wahrscheinlich wäre sie als ungeeignet, als unwürdig eingestuft worden, ihre Geschichte zu hören, denn nur von Leuten, die ein ähnliches Schicksal wie sie teilten, konnte sie Verständnis und Sympathie erwarten.

„Sie hätten ihn mal kennenlernen müssen ... ich meine ... früher vor seiner Krankheit ... er war immer so nett, so zuvorkommend ... und jetzt ... das tut mir am meisten weh ... jetzt tun alle so, als wäre das nie wahr gewesen ... als hätten sie es schon immer kommen gesehen ... glauben sie mir, der hätte nie das geschafft, was er erreicht hat, wenn der schon vorher ... er ist ganz in seiner Arbeit aufgegangen ... der hat sich immer richtig gefreut, wenn das Wochenende vorbei war, und er wieder in Firma gehen konnte ... also nicht das sie jetzt denken, es hätte ihm zu Hause nicht gefallen ... nein, nein ... aber die Firma war sein ein und alles ... da war ich schon ein wenig eifersüchtig ... ”

Sie war nicht zu stoppen. Aus ihr sprudelte die bilderbuchartige Erfolgsstory eines mittleren Managers. Unerbittlich häufte sie all ihre materiellen Errungenschaften vor Vera auf, schnelle und teure Autos, auf die ihr Mann immer so stolz gewesen sei, die Villa in der besten Wohngegend der Stadt und malte die schönsten und exotischsten Urlaubsträume, die sie alle mit ihrem Mann schon einmal realisiert hatten, und nun nur noch in ihrer Erinnerung und auf Bildern und Videos existierten.

„... irgendwann fing er plötzlich an zu schimpfen, ... er wirkte im-

mer häufiger gehetzt und verkrampft ... ich dachte, daß ihn die Arbeit besonders streßte ... wissen sie, in seiner Position, da kann es schon mal ganz schön heiß hergehen ... und die Axt, die hatte er schon lange vorher in unser Auto gelegt ... da war er noch ganz normal gewesen ... wissen sie, er hatte doch immer so schreckliche Angst gehabt, und er war doch oft auch nachts und alleine im Auto unterwegs ... das ist doch ganz normal, wenn man da etwas dabei hat, um sich zu verteidigen ... heutzutage ist man doch seines Lebens nicht mehr sicher ... ich kenne viele, die haben ein Messer dabei ”

Eigentlich könnte die auch eine Patientin sein, und nicht eine Besucherin, dachte Vera, während sie, nun auch gespannt, ihren Ausführungen lauschte.

„... jedenfalls die Axt hat er schon lange vorher mit sich rumgeführt ... und da besteht auch überhaupt kein Zusammenhang ... es stand zur Diskussion ihn in die Geschäftsleitung mit aufzunehmen ... und dann nachher, da war ihnen schon immer alles klar gewesen ... wissen sie, in Wirklichkeit brauchten die einen Sündenbock, und da kam ihnen Peter gerade recht ... der konnte sich ja jetzt nicht mehr wehren ... und sie konnten sich reinwaschen, von ihren eigenen Fehlern und Versäumnissen ablenken und glauben sie mir ... hier sehen sie keinen von denen ... niemand kommt ihn mal besuchen ... sie haben ihn abgeschrieben ... für sie ist er ein Verbrecher ... es ist als ob sie sich schämen, jemals mit ihm zu tun gehabt zu haben ... ”

War der Mann dieser Frau zum Mörder geworden, fragte sich Vera, aber irgendwie wagte sie sich nicht sie zu fragen. Außerdem würde sie es bestimmt auch bald erzählen, sie mußte also nur Geduld haben.

„... aber einer seiner Arbeitskollegen ... einer der wenigen, die auch jetzt noch zu ihm halten ... sagte mir, als ich ihn mal hier getroffen habe, daß nicht alles Raserei gewesen wäre ‘Glaub’ mir!’ hatte er gesagt, ‘dein Mann hat ihnen Dinge an den Kopf geworfen, die sie nicht hören wollten!’ die hätten ihn doch auf dem Gewissen, die hätten ihn doch in den Wahnsinn getrieben. Um den Maschke wäre es nicht schade gewesen, hatte er gesagt. ... Oh Gott nein ... kaum vorstellbar, wenn er wirklich ... der hat das ganze Büro zerstört ... zigtausend Mark Schaden und dann ist er auf den Maschke losgegangen, wenn nicht einer dazwischengekommen wäre ... kaum auszudenken ... und die Ärzte? ... die sagen, daß sie nichts organisches finden

können ... für Professor Dehmer ist mein Mann bloß kein interessantes Forschungsobjekt ... der hat nichts wie seine Forschung im Kopf ... das merken sie auch daran, in welchem Zustand diese Abteilung ist ... die Schwestern sind faul und träge und er merkt es noch nicht einmal ... ”

Wäre ihre Mutter nicht im Krankenhaus, wäre ihre Mutter nicht auch geistig völlig verwirrt und würden sie nicht schon die ganze Zeit Ängste plagen, daß diese Krankheit auch sie vielleicht befallen könnte, erblich oder so, dann hätte sie diese Geschichte kaum betroffen. Schlimmes Schicksal, hat aber nichts mit mir zu tun, kann uns nicht passieren hätte sie dann gedacht. Aber so war ihre Angst gewachsen, nun war Felix auch irgendwie involviert.

* * * * *

—„Ein paar Tage später wieder in ihrem gewohnten Teil des Waldes, saß sie hoch im Stamm von Eido und lauschte seinen Tönen, als sie plötzlich die Idee hatte, die ihr Leben so verändern würde. ‘Bin ich denn nicht eine Hexe. Eine richtige Hexe. Krutzitürknochmal was die anderen sagen. Und Hexen können doch zaubern und also kann auch ich es. Ich werde mir also eine Freundin zaubern. Eine Hexe, die niemals sagen wird, daß ich keine richtige Hexe sei!’

Sofort sprang sie auf, wollte los, wollte sofort zaubern. Aber wie sollte sie es tun. Dafür brauchte sie mächtige Sprüche, solche, die sie noch nie benutzt hatte, die sie noch nicht einmal kannte. Und überhaupt, sie war noch sehr ungeübt im Zaubern. Wie tausende Trompeten klang der Wind in Eidos Blattwerk, noch nie hatte sie sowas gehört, und es war wohl auch, das schwierigste, was Eido bisher geschafft hatte. Es war eine feurige Musik, eine die zum Aufbruch rief, die Hoffnung gab. Und sie sagte: ‘Ja, ich bin eine Hexe. Eine richtige Hexe. Egal was die anderen auch sagen. Und wie alle Hexen kann auch ich zaubern. Ich

werde mir also eine Freundin zaubern. Eine Hexe, die niemals sagen wird, daß ich keine richtige Hexe sei!’

Wie sollte sie es aber anfangen, sich eine kleine Hexenfreundin zu schaffen? Sie brauchte nicht lange zu überlegen, denn sie wußte, wo sie suchen mußte. Unverzüglich ging sie in ihr Hexenstudierzimmer, dort mußte sie in den alten Büchern und Schriftrollen suchen, die so staubig waren, daß sie häufig husten mußte. Aber nirgendwo fand sie den Spruch, den sie brauchte. Wieder mußte sie zur Echohöhle auf dem höchsten der sieben Berge, dem Berg Blanagi-Sacho. Jestertom gab ihr eine alte Schriftrolle, die nicht aus Papier war mit einem Spruch in einer Sprache, die sie nicht kannte. ‘Mußt du alles verstehen, vertraue und singe ihn laut, an der Quelle des silbernen Flusses. Tust nicht wenn der Mond flutet, noch wenn er sich verbirgt!’

Noch während Eido in ihre gewohnte Umgebung zurücktrabte, studierte Sarah die alten Bücher, um zu sehen, was sie noch alles brauchte, um mit dem Zauber zu beginnen. Das wichtigste waren drei Zaubersteine, ein roter, ein blauer und ein gelber, die sie glücklicherweise schon besaß, denn sie hätte nicht gewußt, wo sie sie suchen könnte. Ihre Mutter hatte sie aus einem fernen Land mitgebracht, so fern, daß sie den Namen dieses Landes weder behalten noch aussprechen konnte. Aber sie wunderte sich, hatte sie je von einem mächtigen Zauber gehört, der nicht bei Vollmond geschah. Und die Quelle des silbernen Flusses, dort wo sich die Hexen fürchteten. Aber sie vertraute ihm.

Die Quelle, die Steine und der Spruch, was sonst mußte sie tun. Eido wußte Rat, wie so häufig, wenn sie nicht mehr weiter wußte. Wie die meisten Bäume dieses Waldes war er nämlich sehr weise.

‘Weißt Du, das ist wie mit einem Kuchen. Der Teig und der heiße Ofen sind das wichtigste! Aber um ihn richtig fein zu machen, braucht man Schokolade, oder Früchte oder auch Sahne. Und immer gibt es eine ganz andere Sorte von Kuchen. Hör auf Dein Herz und gebe zu den Steinen, was immer du für richtig hältst.’

Also sammelte sie, was immer ihr gefiel: Eine schöne rote Blume, die sie inmitten von Nesseln gepflückt hatte. Aber sie nahm keine Nessel, wie es wohl ein richtige Hexe getan hätte. Noch ein paar ihrer liebsten Steine, wertvolle, aber keine Zaubersteine. Die schönsten Tannenzapfen, die sie finden konnte. Ein goldener Ring von ihrer Mutter.’

Hatten sie den Schluß überhaupt mitbekommen, dachte Vera, als

sie merkte, das beide fest schliefen. Sie streichelte ihnen übers Haar, während sie jedem Kind einen Kuß auf die Stirn gab.

V. Fasanen

*Und Gott schuf die großen Seeungeheuer
und alle sich regenden lebenden Wesen,
von denen die Wasser wimmeln, nach ihrer Art,
und alle geflügelten Vögel nach ihrer Art.*

— „Chefvisite!“

Mit einem Ruck, ohne zuvor zu klopfen, hatte Schwester Elfriede die Türe geöffnet und stürmte hektisch in den Raum, ordnete das Bettzeug auf den Betten und rückte Stühle, Nachttische und Geräte zurecht.

— „Jetzt? Muß ich den Raum verlassen?“, fragte Vera.

— „Falls es notwendig sein sollte, wird Professor Dehmer es ihnen schon sagen, aber es dauert noch eine Weile. Sie noch ein paar Zimmer entfernt.“

Ihre Mutter wurde wieder unruhig. Vorher hatte sie relativ ruhig geschlafen. Vera wollte schon eine Weile gehen, aber sie konnte sich nicht aufraffen. Sie fühlte sich, als stünde auch sie unter dem Einfluß all der Psychopharmaka, die ihre Mutter im Laufe des Tages in Tabletten, in Spritzen und in Infusionen eingefloßt wurden. Eine gedankenfreie, und damit auch sorgenfreie, Ruhe hatte sich entspannend über sie gelegt, nachdem Walter gegangen war, und nachdem ihre Mutter und die andere Patientin eingeschlafen waren. Nur nicht bewegen, vor allem nicht aufstehen, fühlte sie die Signale ihres Unterbewußten. Aufstehen und die Hektik wäre wieder da. Die geringste Bewegung und die Hilflosigkeit und die Unsicherheit würden sich wieder auf sie stürzen. Draußen wartete die kalte Nacht auf sie, und die lange Fahrt über dunkle Landstraßen. Dennoch, sie wollte los, am Ende der Strecke warteten ihre Kinder im hellen warmen Haus auf sie. Aber hier schien alles so unendlich weit. Felix, ja vor allem er, er schien in einer anderen Welt zu leben. Hoffentlich hatte Felix daran gedacht die Kinder bei Evi abzuholen. Sie mußte gehen, dachte sie und gerade in diesem Moment hatte Schwester Elfriede die Türe aufgerissen. Chefvisite, gab ihr das nicht endlich die Möglichkeit mal von kompetenter Stelle etwas genaues über den Zustand ihrer Mutter zu erfahren? Jetzt mußte sie noch warten. Die ganze Zeit hatte sie doch gehofft einen Arzt anzutreffen, den sie einmal über den Zustand ihrer Mutter befragen könnte. Was war ihre Diagnose? Wann würde es ihr wieder besser gehen? Oder würde sich ihr Zustand nicht, nein, es mußte ihr wieder besser gehen. Aber welche Therapie gab es? Sie wollte Professor Dehmer fragen, wenn er kam. Daß er überhaupt noch so spät arbeitete, war erstaunlich.

— „Arbeitet der Professor immer so lange?“

— „Was heißt hier lange? Der war des öfteren hier noch um zwölf gesichtet worden und am nächsten Morgen ist der spätestens um Acht

wieder im Einsatz. Der ist mit seinem Job verheiratet.”

—„Eine Frau würde es wohl kaum bei ihm aushalten, wenn ... ”

—„Da haben sie was falsch verstanden. Der ist verheiratet und hat darüber hinaus noch vier süße Kinder. Wie der dazu kam, weiß ich nicht ... ich wollte nicht mit dem verheiratet sein ... bei all seinen Geld ... ist ja nicht schlecht, was so ein Chefarzt verdient ... ”

Schwester Elfriede als Vorhut der Chefvisite hatte schon lange das Zimmer wieder verlassen, ihre Mutter und die andere Patientin schlie-
fen wieder ruhiger, und Vera fragte sich, ob Professor Dehmer viel-
leicht doch nicht zu ihrer Mutter käme. Einmal hatte sie sogar auf dem
Flur nachgeschaut, aber er war verweist, selbst das hinter Glas liegende
Dienstzimmer der Krankenschwestern schien verweist. Nichts deutete
mehr darauf hin, daß erst wenige Sekunden bevor sie auf den Flur trat,
Professor Dehmer und sein Kometenschweif aus Krankenschwestern
und ihm unterstellten Ärzten ins Nachbarzimmer eingedrungen war.

Ein energisches Klopfen an der Türe unterbricht ihre Unterhaltung.
Zwei Krankenschwestern stürmen ins Zimmer und stellen sich auf der
linken und rechten Seite von der anderen Patientin auf. Professor Deh-
mer in lebhafter Fachdiskussion mit dem leitenden Oberarzt und der
Stationsarzt ergreift die hinter dem Bett steckende Krankenakte, um
sie dem Chefarzt zu geben.

—„Frau Meyer erhält seit heute nur noch die halbe Dosis und es
sieht soweit recht gut aus!”, meldet der Stationsarzt.

—„Die halbe Dosis von was? ... Ah ja ... hier stehts ja ... also
dann Frau Meyer ich denke, wenn es so weiter geht, können wir in ein
paar Tagen wieder nach Hause gehen. ... ”

Noch während er spricht eilt er weiter zu Veras Mutter, oder besser
gesagt zu ihrer Akte, denn diese schien aussagekräftiger zu sein, als
jede Betrachtung der Patientin.

—„ ... und wen haben wir denn ... ja, die Frau Brauer ... das
Fieber sollten wir auf jeden Fall weiter senken ... ansonsten weiter so
mit der Therapie ... ”

Professor Dehmer war schon wieder auf dem Weg das Zimmer zu
verlassen, ohne überhaupt Vera in der Ecke wahrgenommen zu haben,
als ihn Schwester Elfriede, die wieder gekommen war, vielleicht gerade
deshalb, nach leichtem Hüsteln darauf aufmerksam machte, daß Frau
Schmied auf ihn gewartet hätte.

Widerwillig, aber dennoch lächelnd eilt er zu ihr, reicht ihr die Hand und sagt:

—„Also, sie sehen ja, den Umständen entsprechend geht es ihrer Mutter wieder recht gut.“

—„Aber, was sind ihre . . . naja . . . Umstände?“

—„Ich denke, wir sollten uns darüber mal in Ruhe unterhalten. Sie sehen ja, ich bin heute sehr in Eile. Also dann Auf Wiedersehen!“

Er war wieder auf dem Weg das Zimmer zu verlassen, als ihm Vera nachrief:

—„Wann können wir uns unterhalten!“

—„Sind sie morgen da? Samstags kann ich Sowas immer mal dazwischen schieben! Machen sie mal mit Schwester Elfriede einen Termin aus.“

* * * * *

Und ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde; denn der erste Himmel und die erste Erde sind vergangen, und das Meer ist nicht mehr.

Seinem Weiterkommen in der Firma stand jetzt nichts mehr im Wege, das war ja nicht schlecht, aber so hätte es ja nicht unbedingt kommen müssen, dachte Felix. Sonntag war gestürzt worden, aber in eine Schlucht. So sollte er nicht denken, es war doch schrecklich, wenn er ihn auch nicht leiden konnte.

Und ich sah die heilige Stadt, das neue Jerusalem, von Gott aus dem Himmel herabkommen, bereitet wie eine geschmückte Braut für ihren Mann.

Er konnte es kaum glauben, aber seiner Beförderung stand nun nichts mehr im Wege. Wie hatte Mohler sich ausgedrückt?

—„Die Arbeit geht weiter, Schmied. Wir sollten uns mal am Montag darüber unterhalten, wie wir Sonntags Arbeiten neu verteilen.“

Und ich hörte eine große Stimme von dem Thron her, die sprach: Siehe da, die Hütte Gottes bei den Menschen! Und er wird bei ihnen wohnen, und sie werden sein Volk sein, und er selbst, Gott mit ihnen, wird ihr Gott sein; und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid noch Geschrei noch Schmerz wird mehr sein; denn das Erste ist vergangen. Und der auf dem Thron saß, sprach: Siehe, ich mache alles neu! Und er spricht: Schreibe, denn diese Worte sind wahrhaftig und gewiß! Und er sprach zu mir: Es ist geschehen. Ich bin das A und das O, der Anfang und das Ende. Ich will dem Durstigen geben von der Quelle des lebendigen Wassers umsonst. Wer überwindet, der wird es alles ererben, und ich werde sein Gott sein, und er wird mein Sohn sein. Die Feigen aber und Ungläubigen und Frevler und Mörder und Unzüchtigen und Zauberer und Götzendiener und alle Lügner, deren Teil wird in dem Pfuhl sein, der mit Feuer und Schwefel brennt; das ist der zweite Tod.

Beerdigung von Herrn Sonntag an einem Freitagnachmittag im Spätherbst. Herr Sonntag war tödlich verunglückt bei einer Autofahrt, er stürzte mit seinem Auto in eine Schlucht. Bei einer Reparatur seines Fahrzeuges wurde möglicherweise ein Fehler bei der Justierung seiner Bremsen gemacht.

Es ist sehr kalt. Felix sitzt in der Kirche neben Herrn Braggard und Herrn Mohler. Neben Herrn Braggard sitzt Sonntags Sekretäring. Die Kirche ist gefüllt, wie sonst nur an hohen Feiertagen. Der Chor singt Teile des Requiems von Mozart.

Felix denkt an sein Gespräch mit Vera, als er sie fragte, was sie davon hielte, wenn er Sonntags Position übernehme. Dann hätten sie endlich mal mehr Geld, um „ordentlich“ leben zu können, hatte sie gesagt. Wie immer hatte er sein Einkommen verteidigt, hatte versucht ihr klarzumachen, wieviel Geld er eigentlich bekommen. Aber sie sagt, er müsse weiterkommen, aber so lange Sonntag lebe, brauche er sich da keinen Hoffnungen hinzugeben. Was solle er tun, ihn umbringen, hatte er sie scherzend gefragt. Felix hatte ihr dann von seiner Unterredung mit Dr. Springer erzählt und daß dieser angedeutet hätte, daß er gewisse Möglichkeiten sähe. Ihr sei alles egal, Hauptsache er erhalte diese Stelle.

Felix erinnert sich auch wieder an seine Gespräche mit Herrn Dr. Springer im griechischen Restaurant

Am Grab hält Herr Mohler eine Grabrede. Allerdings wundert sich Felix über seine Distanziertheit. Später stellt sich heraus, daß Herr Sonntag auch für Springer gearbeitet hatte, als er nicht mehr kooperieren wollte hatten sie ihn bei Herrn Mohler angeschwärzt. Dies war ein paar Tage vor Sonntags Unfall passiert. Felix steht gegenüber der Witwe von Sonntag, die erstaunlich gefaßt wirkt, aber einer der beiden Söhne weint.

* * * * *

Felix bekommt die Stelle von Sonntag angeboten, da mehrere gute Kunden Herrn Mohler auf ihn angesprochen haben. (Dominique erzählt ihm dies, als er sie fragt, ob sie nicht wisse, warum ihr Mann gerade sie genommen habe. Dominique habe ihrem Mann auch dazu geraten) Felix erinnert sich an sein Gespräch mit Herrn Springer. Felix ruft Herrn Springer an, und fragt ihn, ob er schon gehört habe, was mit Herrn Sonntag passiert sei. Herr Springer heuchelt Anteilnahme vor, dann stellt er die Vorzüge dar. Felix sei doch bestimmt nicht traurig darüber. Er hätte ihn nie leiden können und nun käme er endlich an die Position, die ihm gebührt. Dann bei einem persönlichen Gespräch mit Herrn König und Herrn Stockhausen, die von Hamburg gekommen waren, um sich mit Felix zu treffen: Felix fragt sie direkt, ob sie etwas mit dem Unfall von Herrn Sonntag zu tun hätten. 'Aber, aber, er habe wohl zu viele amerikanische Krimis geschaut!' Bevor sie sich verabschieden, fällt noch eine Bemerkung von Herrn Stockhausen: „Wir arbeiten immer mehrgleisig, wir überlassen nichts dem Zufall!“

Die Witwe von Herrn Sonntag warnt Felix vor seinen drei Freunden (Springer und Co.), sie hätten ihrem Mann kein Glück gebracht. Felix denkt an die Bemerkung über die Mehrgleisigkeit: 1) Herr Sonntag hat wohl auch für Springer gearbeitet, gleichzeitig mit ihm, d.h. sie haben seine Informationen noch nicht mal benötigt. Dann hat Sonntag wohl nicht mehr pariert. 2) Dominique hatte ihm erzählt, daß schon

vor Sonntags 'Unfall' von einigen der Wunsch geäußert worden war, Sonntag durch Felix zu ersetzen, aber ihr Mann hätte sich geweigert, aus Loyalität gegenüber Sonntag, nicht weil er etwas gegen Felix gehabt hätte.

* * * * *

—„Also heute ist es schon so spät, daß ich euch nur dann noch eine Geschichte erzählen kann, wenn ihr jetzt ganz schnell eure Zähne putzt und euren Schlafanzug anzieht!“

—„Mama? Hat die kleine Sarah jetzt schon eine Hexenfreundin“, fragte Vanessa nachher, als beide Kinder im Bett sind.

—„Das will ich euch ja heute erzählen! Sie hat sich also mit all ihren Sachen: den Steinen, den Blumen . . . ”

—„Gestern hast du aber gesagt, sie habe nur eine rote Blume gepflückt . . . ”, protestiert Vanessa und Markus fügt hinzu:

—„und Tannenzapfen . . . hast du gestern gesagt!“

Klar, daß er sich das gemerkt hatte, Markus liebte Tannenzapfen. Heute scheinen die beiden ja überhaupt nicht müde zu sein, denkt Vera.

—„Sie hatte natürlich noch ein paar andere Blumen gepflückt und ihre Tannenzapfen hat sie auch mitgenommen. Also, dann stand sie vor der Quelle des silbernen Flußes. Silber strahlt das Wasser im Licht des halben Mondes. Eido und Sarah sind aufgeregt und auch ein wenig ängstlich, denn an der Quelle der Naskhi treiben häufig Kobolde ihr Unwesen. Erst der rote, dann der blaue und als letzter der gelbe Stein. Ihre Blume, alle anderen Steine, die Tannenzapfen und der Ring der Mutter. Alles versinkt im silbernen Wasser. ‘Greschi, Greschi Wanton. Greschi ankho, greschi lungo, greschi makhi. Onkh, Onkh, Onkh.’, beschwört Sarah die Wasser, wie es auf ihrem Stein geschrieben steht. ‘Greschi, Greschi’, singt auch Eido.

In tausenden Farben schillerte das Wasser plötzlich und Sarah und Eido ließen nicht nach mit ihrem Spruch. Nebel steigt auf, dichter silberner Nebel. Dann plötzlich hörten sie das Schreien eines Babies, das auf einem großen Blatt im Wasser schwamm.

‘Aber, aber das ist doch keine Hexe!’, stammelte Sarah.

‘Vielleicht ist es noch eine kleine Hexe, und sie muß erst noch wachsen’, versuchte Eido sie zu trösten.

Es war ein kleines Mädchen, ein Menschenkind und es könnte niemals eine Hexe werden. Sie war traurig, und dann nahm sie das Kind auf ihren Arm und begann es zu trösten. Eine richtige Hexe würde das nicht tun, und sie war sogleich noch trauriger. Die Hexen werden es nicht dulden, daß ich ein Menschenkind habe. ”

—„Aber kleine Buben können doch keine Hexen werden?“ —, unterbricht Markus sie ängstlich.

—„Nein, Mädchen auch nicht. Es gibt sie nur in Märchen, du brauchst keine Angst zu haben. ... Also, Eido und Sarah hatten nun Angst, daß die Hexen die kleine Kahanhai, — was in der Sprache von Sarah’s Mutter ‘Wo bist du’ bedeutet, aber ‘wo bist du kleine Freundin’ meinte sie — deshalb versteckten sie sie in Eidos Laubwerk, und Eido sorgte mit den wundersamsten Geräuschen dafür, daß niemand im Wald ihre Stimme hören konnte. So sehr Sarah sich auch bemühte, das Kind nicht in ihr Herz zu schliessen, schon nach kurzer Zeit hatte die kleine ihr Herz erobert und sie konnte sich nicht vorstellen, es einmal nicht geliebt zu haben.

Da war aber etwas, was sie mehr und mehr beunruhigte, etwas, worüber sie sich früher, bevor sie Kahanhai gehabt hat, vielleicht gefreut hätte: Die anderen Hexen näherten sich. Schon lange Zeit lungerten sie um Eido, ohne sich zu zeigen. ”

VI. Das Schweigen der Meerjungfrau

*Und die Erde war wüst und leer,
und Finsternis war über der Tiefe*

So eine Unordnung hatte sie ja noch nie gesehen, dachte Vera vor dem großen eichenen Schreibtisch sitzend. Sie starrte entsetzt auf zahllose Haufen von Papieren, die noch nicht einmal in ordentlichen Stößen angeordnet waren. Wahrscheinlich fanden sich unter ihnen auch Scheren, Kleber und Schreiber, dachte sie. Es wirkte so, als wäre alles vom Wind so durcheinander geweht worden, aber er habe ohne aufzuräumen weitergearbeitet, neue Papierlagen aufgeschichtet. Und oben drauf lag noch die Samstagsausgabe der FAZ, fein zerlegt in alle ihre Rubriken. Der Zustand seines Arbeitsplatzes war eine eindeutige Unfähigkeitserklärung für seine Sekretärin, dachte sie. Bei ihr hätte es sowas nicht gegeben. Ihr Chef war ja — wird er wohl immer noch sein — ein entsetzlicher Schlamper. Hatte sie ihm ja auch immer gesagt, hat er ihr nie übelgenommen, wie sollte er auch, dachte sie. Es verging kaum ein Tag an dem er nicht mindestens einmal sein scherzhaftes, aber immer auch aufrichtig gemeintes Vera-wenn-ich-sie-nicht-hätte äußerte. Aber die hatte wohl nur ihre eigene Schönheit im Kopf. Wie faul die schon im am Schreibtisch hing, als sie reinkam, die Beine über Kreuz, und ihr Rock war auch viel zu kurz.

Die Regalwand war herrlich. Zunächst betrachtete sie nur von ihrem ledernen Besuchersessel aus, irgendwie hatte sie Hemmungen aufzustehen, als wäre es verboten oder zumindest unschicklich, aber dann, nachdem sie eine weitere Weile gewartet hatte, stand sie auf, denn sie müsse sich doch mal die Beine vertreten, dachte sie. Was machte man eigentlich mit sovielen Büchern, konnte man die eigentlich alle lesen. Ob er sie wohl alle gelesen hatte, und vor allem, wenn ja, wußte er all das, was dort geschrieben stand. Normalerweise begeisterten sie Bücher gar nicht so sehr, sie waren die lästigen zusätzlichen Staubfänger in ihrem Wohnzimmer und Felix Arbeitszimmer, aber in Professor Dehmers Zimmer war sie begeistert und beeindruckt von dessen Bibliothek. Hier waren wohl die Antworten auf all ihre Fragen, die sie seit Tagen, seit ihre Mutter im Krankenhaus war, niedergeschrieben, aber dennoch unerreichbar für sie. Sie wußte noch nicht einmal, wo sie mit der Lektüre beginnen müßte.

—,Tut mir leid, daß ich sie so lange warten lassen mußte! Nehmen sie doch Platz.,“ sagte ein kaum wiederzuerkennender Professor Dehmer, der ihr freundlich die Hand schüttelt. Er wirkte völlig ruhig, keineswegs gehetzt, wie noch am Tag zuvor, wie es laut Aussage seines

Personals ja auch normal sei. War es der Samstag? Oder war es sein Büro, wirkten die Bücher auch auf ihn beruhigend?

Sie konnte nicht umhin, sie mußte fragen, auch um ihm dadurch ihre Bewunderung zu zollen:

—„Ich habe in der Zwischenzeit ihre Bibliothek bestaunt. Haben sie wirklich all diese Bücher gelesen?“

Er folgte ihren Blicken zur Regalwand, starrte auf diese, als würde er sie zum ersten Mal sehen, und stotterte dann, denn eigentlich wollte er ihr sagen, daß mindestens die Hälfte dieser Bücher periodisch erscheinende Pharmakataloge waren:

—„Em ... tja ... ja ... zumindest die wichtigsten ... ”

Freundlich lächelnd läßt er sich an seinem Schreibtisch nieder, und zaubert nahezu mühelos die Akte ihre Mutter aus seinem Dokumentensumpf.

—„Wissen sie, mein Mann, der hat auch so viele Bücher, da wundere ich mich auch schon immer ... und dann noch alles behalten zu können ... also ich könnte das nicht ... ”

Ihr Lächeln verebbt, als sie ihn anschaut, plötzlich hat sie das Gefühl etwas schrecklich Dummes gesagt zu haben, sich freiwillig deklassifiziert zu haben. Aber auch er verfällt dem pubertären Protzgehabe:

—„Hier habe ich auch nur die Bücher, die ich unbedingt während meiner Arbeit brauche ... zu Hause habe ich auch noch eine ganze Menge ... ehm ... also, um auf ihre ... ehm ihre Mutter ... em ... also eine Diagnose ist sehr schwierig und vielleicht auch noch zu früh ... em ich denke am besten gehen wir mal vom besten Fall aus, daß es sich nur um eine temporäre Verwirrung ... zwar mit allen Anzeichen einer Demenz handelt, ... allerdings halte ich es für wahrscheinlicher, daß es sich wohl doch um eine Alzheimer Erkrankung, ... wenn nicht sogar ... aber das ist jetzt noch viel zu früh ... für eine genauere Diagnose müssen wir noch eine ganze Reihe von Untersuchungen und Tests machen ... allerdings muß ich ihnen gleich sagen, daß eine sichere Diagnose sich nur durch einen operativen Eingriff machen läßt ... ”

—„Was würde da getan?“

—„Em ... man muß halt eine Probe aus dem Hirn entnehmen ... das können wir hier allerdings nicht machen, da müßte ihre Mutter dann in die Uniklinik ... allerdings würde ich ihnen diesen Eingriff sowieso nicht empfehlen, ... denn, das Risiko dieses Eingriffes steht in keiner

Relation zum Nutzen”

—„Aber dann wüßten wir doch genau, woran sie leidet ... ?”

—„Em ... tja das ist richtig ... wir wüßten dann genau, was sie hat, aber die Behandlung wäre nicht wohl nicht grundlegend anders ... ”

—„Ja, wenn sie es ansprechen ... Behandlung, welche Möglichkeiten ... gibt's da eigentlich?”

—„Hmm ... das ist immer noch ein Problem, ... es wird zwar weltweit daran geforscht, ... aber es gibt halt immer noch keine ursächliche Behandlungsmethode für Alzheimer und die Dementia im allgemeinen”

—„Aber ich habe doch kürzlich im Fernsehen einen Bericht über ein neues Wundermittel aus den USA ... ”

—„Ja Ja, wie schon gesagt ... es gibt keine ursächliche wirkenden Mittel ... diese neuen Mittel verlangsamen im wesentlichen den Zerfallsprozeß, aber die Krankheit kommt nicht ins Stoppen ... ”

—„Sie deuteten eben an, daß es möglicherweise auch eine schlimmere Krankheit ... ”

—„Das würde ich erst mal abwarten, wir hatten hier leider ... ich meine natürlich Gott-sei-dank noch nie einen Fall von CJK gehabt, aber an der Uniklinik habe ich ... es wäre natürlich schrecklich, wenn gerade ihre Mutter ... ”

Plötzlich schieg er und Vera schaute plötzlich in ein Paar grauer Augen, die vorher ständig über Papiere und medizinische Journale gewandert waren, die seine Hände ständig durchwühlten, als wäre dort der Schlüssel zur Heilung ihrer Mutter, oder aber als strebte er schon zu seinen nächsten Arbeiten, als hemme ihn diese Unterhaltung. Wie arretiert waren seine grauen trockenen Augen plötzlich, die genau in ihre Richtung starrten, aber ihr Focus war viele Kilometer hinter ihr.

—„Ich denke, ich sollte nun gehen! ... ”.

Kaum hatte sie ausgesprochen, war er wieder voller Energie und beeilte sich sie mit freundlichen Worten zur Türe zu geleiten.

* * * * *

Kühl ... herrlich kühl ... ganz schönen Durst habe ich nun ... hab' ich gar nicht gemerkt, daß ich so 'nen Durst habe ... das Wasser kann doch nicht schlecht sein ... sollte doch Trinkwasser sein ... ansonsten müßte doch irgendwo was stehen ... „Achtung, kein Trinkwasser!“ oder sowas ... nein, ich habe' nichts gesehen, auch nicht vor der Dusche ... ein wenig kann ja nichts schaden ... köstlich ... schmeckt wirklich köstlich ... und wie die Tropfen glitzern, wie tausend Diamanten ... wußte gar nicht, daß Wasser so schön sein kann ... eine Belohnung für die Plackerei auf dem Tennisplatz ... haha, zwei Stunden Tennis, um dann ausgiebig duschen zu können ... heute war einfach kein Wetter zum Tennis spielen ... Schwimmen hätte mir da schon viel eher gefallen ... wär' auch besser gewesen für die sommerliche Bräune ... gut, ja die Beine ... dank der kurzen Hose, aber Bauch ... am besten hätte ich im Bikini, oder gar keine Kleider, haha ... aber das geht ja nicht ... Bikini wäre hier in diesem pruden Verein wohl auch genauso schlimm wie nackt, ... obwohl es den Männern bestimmt gefallen hätte ... allen voran wohl Chris ... dann hätte er wohl keinen Ball mehr getroffen ... psychologische Kriegsführung nennt man das wohl ... der hat ja so schon seine Augen nicht von meinen Beinen ... Moni muß das doch auch auffallen ... würde mir stinken, wenn mein Felix immer ... klar, alle Männer ... was hatte ich da noch gelesen ... zwanzig bis dreißig Prozent ihrer Zeit denken sie nur an Sex ... ein bißchen viel ... aber hab' ich doch so gelesen? ... oder waren es sogar noch mehr ... wie wollen sie denn das überhaupt herausgefunden haben ... und bei Felix ... naja, der könnte manchmal ruhig ein wenig mehr dran denken ... wie dem auch sei, heut' hat das Tennisspiel keinen Spaß gemacht ... einfach zu heiß ... wenn es bloß nicht so schwühl gewesen wäre ... total verschwitzt war ich ... das Hemd klebte richtig ... hab' ich fast gar nicht ausgekriegt ... so hab' ich noch nie geschwitzt ... doch schonmal ... damals mit Tommi ... damals als seine Eltern weg waren, und er alleine zu Hause war, da konnten wir so richtig ... was war nur losgewesen mit ihm ... der wollte gar nicht mehr aufhören, als dürfe er nur diese eine Mal und ... wie bei diesen Spinnen ... wie heißen die nochmals gleich ... ist doch egal ... nachher jedenfalls werden diese Spinnenmännchen von ihren Geliebten aufgefressen ... damals hab' ich jedenfalls auch so geschwitzt ... und Tommi erst ... das war als lief er aus, der tropfte richtig ... seine

Haare total naß und der Schweiß tropfte von seiner Nase und die Augen waren rot vom Schweiß ... ich denke jetzt geb' ich mal lieber wieder etwas warmes Wasser zu ... schön, wie eine Massage ... Seine Augen wirkten so unheimlich ... plötzlich ... rot und glotzend ... ich dachte der hat den Verstand verloren ... das war einfach zu viel des Guten für ihn ... er hörte mich nicht mehr ... ich glaube es langt jetzt ... genug ... totales Blackout ... schön ... tut gut ... wie eine Massage, diese Duesche ... hoffentlich hilfts einen Muskelkater zu vermeiden ... das muß man doch auch ein wenig härter einstellen könnenn ... schön ... so ist's gut ... die Waden ... vor allem die ... Oberschenkel ... dazwischen ... zu hart, halt ich nicht lange aus ... jetzt müßte Felix da sein ... hier in der Dusche ... wär' doch mal was anderes ... naß und nackt ... aber irgendwie, da ist Felix langweilig ... manchmal denk' ich, für den gibt es Sex nur, wenn es mal gerade kein interessantes Nachrichtenmagazin im Fernsehen gibt ... und er den Spiegel schon fertig gelesen hat ... haha ... wenn alle Männer so wären, könnten die ganzen Stripshows und Puffs zumachen ... oder bin ich es ... reg ich ihn nicht genug an ... vielleicht geht er heimlich auch ... nein, kann ich mir nicht vorstellen ... oder will ich es mir nur nicht vorstellen ... es gibt doch solche, die suchen dort das Besondere ... Quatsch, was heißt hier Besonderes, pervers sind die, aber doch nicht mein Felix.

* * * * *

Aufgewacht war er zu ungewohnt früher Stunde, hatte sich ausgeschlafen und stark gefühlt, und war dann voller Elan aus seinem Bett gehüpft. Aber nun saß er wie gelähmt an seinem Schreibtisch, starrte auf seine Unterlagen und war nicht fähig mit der Arbeit zu beginnen, für die er eigens an diesem Samstagvormittag in die Firma gekommen war. Er hätte doch nicht so früh aufstehen sollen. Zu glauben er sei ausgeschlafen, war ein Trugschluß gewesen, oder sollte er besser sagen ein Traumschluß. Wie in diesen Träumen, die einem vorgaukeln man

sei schon wach, man sei schon aufgestanden, aber er war wirklich auf. Aber die Traumwelt kämpfte noch, führte ihn immer wieder weg von seinem Büro. Sechs Uhr war einfach viel zu früh gewesen, selbst für einen normalen Werktag, aber es war Samstag. Normalerweise schlief er immer noch um diese Zeit. Kein Wunder das er nun mit offenen Augen träumte, dachte er. Dabei war es doch ganz einfach. In seinem Büro war doch alles wie sonst. Er bräuchte sich doch nur vorzustellen, daß nebenan Frau Holger mit ihrem PC und der Telefonanlage kämpfte und auf den Fluren hektisches Treiben herrschte. Aber er hörte nichts, nur das kontinuierliche Rauschen des Lüfters seines Rechners.

—, „Was hat Sie denn hierher verschlagen. Bei so einem Wetter bleibt man doch besser zu Hause im Bett!“, hatte der Pförtner gescherzt.

Grau, alles grau, trist, diesig und kühl; kühler, weil alles so grau waren, und kühl, weil es so feucht war. Nebel und doch kein Nebel. Leere Parkplätze vor der Firma, statt Autos riesige Regenpfützen. Dort wo es sonst von Fahrrädern wimmelte, nur ein paar und davon die meisten noch kaputt, von ihren Besitzern aufgegeben.

Der alte Hit im Radio hatte ihn plötzlich in diese melancholische Stimmung gebracht. Dabei wußte er noch nicht einmal von wem dieser Song war und wie er hieß. Damals hatte er ihn nur ständig im Radio gehört. Damals, als er Vera kennengelernt hatte. Als ob dieses Musikstück mit seinem harten Funkbass und dem stampfenden Rhythmus seine Erinnerung durchpflügt hätte. Plötzlich waren sie wieder da, die Spazierfahrten in seinem neuen Wagen, den Vera so liebte. Unvermittelt saßen sie wieder auf der damals nagelneuen Bank inmitten der Kornfelder. Die Bank, gestiftet von der Sparkasse, selbst daran erinnerte er sich wieder. Wieso erinnerte er sich auch noch an solch unwichtigen Quatsch.

Damals auf dieser Holzbank säuselte er plötzlich vom goldenem Korn und saftigen Grün der Weiden, und von der Unendlichkeit des Himmels. Sie lauschte geduldig in ihrem dünnen, kurzen Sommerkleid. Die anderen Männer hätten alle nichts wie Sex im Kopf, hatte sie ihm gesagt, neben ihm auf der Bank, gegenüber der Kuhweide. Aber sie spüre, daß er anders sei, und vorher hatte er gespürt, daß er geil war, und er träumte davon sie nackt zu sehen, ihren Haut überall spüren zu können. Er hatte ihre Brüste durch das dünne Kleid gesehen. Und seine Linke brannte unbeweglich auf ihrem nackten Oberschenkel, bis Vera

zu fühlen glaubte, daß er anders sei, da zog er seine Hand schuldbe-
wußt zurück. Sie hatte wohl nur gesagt, was sie empfand, aber er hatte
es auch als eine Warnung aufgefaßt.

Viel später. Wann war es eigentlich gewesen? Jedenfalls Kornfelder
links und rechts von der Straße, kilometerlang, abgeerntet und Strohbal-
len überall, bereit zum Abtransport. Daß sie sich so einen wie Walter
genommen habe, trotz der üblen Erfahrungen mit ihrem Vater, könne
sie nicht verstehen, sagte sie, während sie ihren Wagen über die fast
leere Landstraße an einem warmen Herbsttag steuerte. Ja, bei ihrem
Vater sei es ja noch erklärlich gewesen, daß sie auf ihn hereingefallen
war. Damals sei sie ja noch jung und unerfahren gewesen und ihr Vater
habe schon toll ausgesehen.

—„Der war begehrt gewesen!“, hatte Vera ihm gesagt, an diesem
warem Herbsttag, ein Sonntag, spätnachmittags. Sie waren auf der
Heimfahrt. Vanessa schlief in ihrem Kindersitz, wenn er sich recht er-
innerte. War ja auch egal gewesen, die war noch ein Baby gewesen,
die hätte eh nichts verstanden. Heute wäre das anders, „Was hast du
gesagt!“ würden erst Vanessa und dann beide im Chor fragen, bis sie
ihnen eine Erklärung lieferten. Das Wetter war herrlich gewesen, aber
sie hatten sich auf dem kleinen Balkon mit Walter und ihrer Mutter ge-
langweilt. Müde und schläfrig vom vielen Essen war er gewesen, aber
vor allem hatte er zu viel getrunken gehabt. Letzteres war auch der
Grund, weshalb Vera das Steuer hatte, wie so häufig nach Besuchen.

—„Sie konnte ja nicht ahnen, wie es in seinem Innern aussah. Alle
waren sie hinterher entsetzt gewesen. Der? Gerade der? Dem hätten
wir es nicht zugetraut.“

Verwundert drehte er das Radio ab. Sie sei zu jung gewesen, sie
könne sich nicht mehr an ihn erinnern. Das war es, was er gewohnt
war, von ihr über ihren Vater zu hören. Ein Unfall sei es gewesen, ein
tragischer Unfall so hatte es immer geheißen, und plötzlich im heißen
Auto, während sie sich auf das Fahren konzentrierte, erwähnte sie Din-
ge, über die sie noch nie zuvor gesprochen hatte. Was war an diesem
Tag vorgefallen, weshalb gerade dann?

—„Dann nach der Sache mit meiner Mutter trank er noch mehr wie
vorher!“, sagte sie und wischte sich von neuem die Tränen aus den
Augen.

Die Sache mit ihrer Mutter. Felix hatte keine Ahnung, was sie mein-

te, wollte ihren Redefluß aber auch nicht unterbrechen.

—„Danach sprachen alle immer nur von einem tragischen Unfall. Aber das hatte nichts mit Tragik zu tun. Das war ein Selbstmord ... also nicht direkt ... ein langfristig angelegter Selbstmord, Tod durch Trinken und in dieser Nacht ist es dann passiert, ... 2,5 Promille und Glatteis ... ausgerutscht und erfroren ... er hätte nicht viel gelitten, meinte der Arzt ... Mutter hat aber gelitten ... sie hat immer nur gelitten unter ihm!“, die Tränen rollten nun ungehemmt über ihre Wangen und sie krallte sich ans Lenkrad.

—„Es wäre eh passiert ... es war nur eine Frage der Zeit ... sein Ausrutscher auf dem Eis hat die Sache nur beschleunigt, sonst hätte es sich vielleicht noch ein paar Monate hingezogen ... aber es hätte nicht mehr lange gehen können ... der hatte fast nichts mehr gegessen, nur noch getrunken ... torkelnd und lallend so habe ich ihn in Erinnerung!“

Es war kaum Verkehr auf der Landstraße, aber Felix hatte dennoch Angst, daß sie sich nicht genug auf die Straße konzentrierte, als er ihre tränennassen Augen und ihre Hände sah, die zitterten, wenn sie die Augen mit dem Handrücken abwischte.

Zehn oder elf Jahre mußte sie damals gewesen sein, dachte Felix. Ein Trauma mußte es für sie sein. Nichts von einer behüteten Jugend. Immer nur die mißhandelte Mutter vor Augen. Ein emotionale Wüste als Elternhaus, und dann, das was sie nur als die Sache mit der Mutter bezeichnete. Walter hatte es ihm erzählt, als er mal alleine mit ihm war.

—„Die Mutter, wie leblos auf dem Bett und überall Blut, ihr Blut. Das muß schrecklich gewesen sein für die kleine Vera!“, hatte Walter ihm mal erzählt. Vera und ihre Mutter waren einkaufen, und Felix war mit ihm alleine gewesen.

Wäre er nur zu Hause geblieben, denkt Felix in seinem Büro. Er fröstelte. Die Kantine würde geschlossen sein. Entweder ließ er sich eine Pizza an die Pforte liefern, oder er ging über Mittag zum Essen raus.

Das Schwein, so hatte Walter Veras Vater die ganze Zeit tituliert. Wahrscheinlich hatte Walter übertrieben, dachte Felix, er hatte doch wirklich kein gutes Haar an Veras Vater gelassen.

—„Wenn die beiden wenigstens nicht geheiratet hätten. Damit fing die ganze Tragödie an. Der hat Anna geheiratet ohne sie zu lieben, und Anna hatte ihn vergöttert. Der hat wirklich gut ausgesehen.

... Jedenfalls bevor der Alkohol ihn aufgeschwemmt hatte.”

Ein brutales Schwein sei Ludwig schon immer gewesen, und das hätte nichts mit dem Alkohol zu tun gehabt, wie Anna ihn noch immer in Schutz nähme. Walter wirkte verbittert, es störte ihn, daß seine Frau ihren früheren Mann immer noch in Schutz nahm. Trotz allem, was er ihr angetan hatte. Er könne es nicht verstehen, daß sie ihn immer noch verteidigte.

Im Falle von Vera verstand es Felix. Sie wollte sich wenigstens eine kleine Illusion bewahren: Irgendwo hinter dem Zerrbild des alkoholkranken Vaters verbarg sich ein guter Mensch.

— „Er hat sie geheiratet, weil sie ein Kind von ihm erwartete. Seine Familie und auch Annas Eltern drängten drauf. Sie wollten Anna die Schmach ersparen, als Alleinstehende ein Kind zur Welt zu bringen. Wenn die gewußt hätten, was sie erwartete ...”

Immer wieder war Walter unruhig zum Fenster gegangen, um die Straße zu beobachten. Keinesfalls wollte er wohl von Anna überrascht werden. Er war unruhig, obwohl sie klingeln mußten.

Von Anfang an habe Ludwig seine Frau betrogen mit Rosie. Rosie war seine große Liebe gewesen, aber die war seiner Familie nicht gut genug gewesen. Anna hatte Ludwig vergöttert gehabt, schief mit ihm in der Hoffnung, daß er Rosie aufgeben würde. Irgendwann, sie müßte nur Geduld haben.

Über das Leben von Veras Mutter könnte man einen Film drehen, dachte Felix. Gleich am Anfang Anna auf dem Bett im eigenen Blut. Ihre Tochter in langen blonden Zöpfen vor dem Bett, in ihren Augen das Entsetzen. Noch besser: Großaufnahme eines ihrer Augen und man sieht das schreckliche Geschehen im Spiegel einer Iris.

— „... und sie hatte genau das richtige gemacht, trotz diesem entsetzlichen Schreck, den sie gehabt haben mußte ... sie hatte ihr das Leben gerettet ... lief schreiend die Straße hinauf zum Haus des Doktors”, hatte Walter ihm erzählt, damals an diesem Samstag ein paar Wochen vor Weihnachten.

Und dann die Sache, die ihn seinen Job gekostet hatte. Die Sache so nannte es Ludwig nur, später auch Anna. Nachdem sie sich von ihrem Selbstmordversuch erholt hatte. Nachher beteuerte sie auch immer, daß das Mädchen aus der Bank doch wirklich wie sechzehn ausgesehen habe. Niemand hätte sie auf vierzehn geschätzt. Ihre Sprechweise

um weiterleben zu können, als ob sie Schuld an dem Verhalten ihres Mannes treffe. Ludwig würde zeitlebens das sexuelle Trauma für die kleine Moni sein, aber Anna, die selbst so mißhandelte sagte immer nur, daß Moni doch selbst Schuld Schuld habe, die Sache selbst provoziert habe. Wie die schon immer rumgelaufen sei.

Warum sie gerade da einen Selbstmordversuch gemacht hatte, hatte Felix Walter gefragt. Sie habe in einer Scheinwelt gelebt, immer habe sie sich vorgemacht, daß Ludwig zu ihr finden würde, daß er sie in seinem Innersten liebe. Und auch über sein Alkoholproblem sah sie hinweg. Aber die Vergewaltigung des Kindes, wie sie es nannte, hatte ihre Phantasiewelt blitzen lassen. . Sie sprach nicht von Verführung, wie es im Gerichtsspruch hieß, und sie sprach nicht von einer Minderjährigen oder einem Mädchen, sie sprach immer nur von einem Kind. An einem Kind habe er sich vergangen, das könne sie ihm nie verzeihen.

Und dennoch viel später, viele Jahre nach Ludwigs Tod, begann sie Ludwig wieder in Schutz zu nehmen. Unerklärlich, sinnierte Walter am Fenster ihres Wohnzimmers.

Vera durfte nie von seinem Verhältnis mit Dominique erfahren. Bei allem, was sie durchgemacht hatte. Für Walter wäre er dann auch ein Schwein. Aber er trank nicht, er mißhandelte seine Frau nicht und er kümmerte sich um seine Familie, dachte er zu seiner Rechtfertigung. Außer, daß er wenig Zeit hatte wegen der Arbeit. Das war ja was ganz anderes. Ludwig hatte sich nicht um seine Familie gekümmert. Die ganze Zeit, die er mit seiner Geliebten verbracht hatte, und die Kneipen, und dann später, nach Rosies Tod hatte er auch nicht zu Anna gefunden. Von da an hatte er alle Abende in den Kneipen rumgehungen. Selbst morgens war er kaum mehr nüchtern. Aber nun verbrachte auch er, wie Ludwig Zeit mit seiner Geliebten. Aber das konnte man doch überhaupt nicht vergleichen. Bei ihm war das etwas ganz anderes. Keine Zustimmung. Alleine. Niemand war da.

Einen Mann, der nicht so war, wie ihr Vater, den hatte sie gesucht. Einen guten Familienvater, treu, und nicht von Trieben gesteuert.

—„Treu bis zum Tod war der nur dem Alkohol gewesen!“, hatte Walter gesagt, an seinem Beobachtungsposten am Fenster. In seiner Hand hielt er ein halbleeres Glas Wein.

Der Alkohol und nicht die Verführung der Minderjährigen hätten Ludwig seinen guten Job bei der Bank gekostet. Er hätte eh auf der

Abschußliste gestanden, hatte ihm Walter gesagt. Das wäre den Chefs gerade recht gekommen. Wenn die ihn noch gewollt hätten, hätten sie den Vorfall sicherlich runtergespielt gehabt.

Kein Wunder, daß Vera so empfindlich gegenüber Alkohol war. Wenn er getrunken hätte, hätte sie ihn nicht geheiratet, hatte Vera mal gesagt. Ansonsten hatte sie einen Mann gesucht gehabt, der konsequent seinem Beruf nachgeht, und ehrgeizig an seiner Karriere arbeitet, und diesen hatte sie geglaubt in ihm gefunden zu haben. Und bisher habe er sie darin wohl nicht enttäuscht, dachte Felix, während er den Angebotsordner im Büro durchwühlte.

Sein Telefon signalisiert ihm, daß ihn einer oder mehrere versucht hatten ihn zu erreichen, während er auf der Toilette gewesen war. Mußte wohl von Extern gewesen sein, denn es war ja kaum jemand in der Firma, und außerdem wußte auch niemand, daß er anwesend war. Wahrscheinlich war es Vera gewesen, oder auch Dominique, die wußte ja auch, daß er im Büro war. Noch nie waren ihm die Flure in diesem Gebäude so lange vorgekommen, wie vorhin auf dem Weg zum Klosett. Er hatte ein Stockwerk nach unten gemußt, weil seine gewohnte Toilette zur Zeit saniert wird. Wochentags herrschte auf den Fluren geschäftiges Treiben. Sekretärinnen, die auf den Fluren hin und her rennen, Post verteilen, an Kopierapparaten hantieren oder warten, plaudernd und lachend. Hier und da kleine Gruppen von Leuten, meist spontan gewachsen aus Zweien, denen ein normaler Gruß nicht ausreichend scheint, gestoppt von Neugierde oder Offenbarungsdrang, und anderen, dazugestoßen, angelockt von Gesprächsfetzen, vielversprechend, keinesfalls wollen sie was verpassen. Börse der neuesten Gerüchte, aus der Ferne soll der geschäftsmäßige Schein gewahrt sein. Aber an diesem Tag, gähnende Leere in den Schlünden des Verwaltungsgebäudes, düster, denn nur die Notbeleuchtung war angeschaltet und von außen kam kaum Licht.

Dominique hatte angerufen. Ihre Nummer leuchtete nun im Display. Allerdings könnte es auch Mohler gewesen sein. Dem wäre es zuzutrauen, daß er einfach so auf Verdacht mal im Büro probiert. Wenn er jetzt einfach zurückriefe, was sollte er sagen, wenn ihr Mann dran wäre. Einfach auflegen konnte er ja auch nicht, er würde seine Nummer sehen. Also, was könnte er ihm sagen? Er bräuchte einen plausiblen Grund für seinen Anruf. Der TDX-Ordner, genau, den brauchte

er sowieso an diesem Morgen. Vor ein paar Tagen hatte sich Mohler diesen bei ihm ausgeliehen, das heißt seine Sekretärin war ihn abholen gekommen, und wie es üblich war bei Mohler hatte Felix ihn nicht, wie sein Chef ihm am Telefon versprochen hatte, unverzüglich wieder zurückbekommen.

—„Mensch Schmied, warum nehmen Sie ihn nicht einfach aus meinem Büro. Dafür brauchen Sie mich doch nicht am Samstagmorgen in aller Frühe zu Hause zu stören.“, glaubte Felix eine mögliche Reaktion von Mohler zu hören, wenn er ihn nach dem Verbleib des Ordners fragte.

—„Vier.Null.Null.Neunundfünfzig?“, meldet sich dann doch Dominique Stimme.

Die Nummer stand in keinem Telefonbuch und zufällige Anrufer sollten auch nicht erfahren wär sich dahinter verbirgt. Ob er keine Lust habe mir ihr Mittag zu essen. Bei ihr wäre es ja viel gemütlicher als in der Firma, und außerdem wäre er da ja auch alleine. Ihr Mann sei weg, entgegnet sie nur auf Felix Frage.

Hätte sie ihm doch nur gesagt, wo ihr Mann sei, dann hätte sie ihrem Mann und ihm eine peinliche Situation erspart. Aber er hätte ja auch nachfragen können.

Also Mittagessen bei Dominique, ein Lichtblick im bisher trostlosen Tag. Aber er mußte nun wirklich mit seiner Arbeit beginnen, die er sich vorgenommen hatte, wenn er sie zumindest teilweise erledigt bekommen wollte. Vorher mußte er aber noch den Ordner aus Mohlers Büro holen.

* * * * *

—„Hat er Dir eigentlich gesagt, was er heute in der Firma machen will?“, fragt Felix.

Was erwartete er eigentlich als Antwort? Ja klar, er treffe sich dort mit Herrn Weinhold, und, was sonst würde sie sagen, aber sie sagte nur:

—„Du solltest doch besser Bescheid wissen, was bei Euch in der Firma gerade aktuell ist!“

Ja, es schien, als wäre er nun besser informiert als sie. Hatte sie überhaupt eine Ahnung von dem, was ihr Mann dort trieb? Er durfte nicht mit ihr darüber sprechen, auch wenn er es noch so gerne wollte.

—„Was ist eigentlich los mit ihr!“, fragt ihn Dominique, als sie sich kurz aufrichtete, um ihm in die Augen zu schauen.

—„Heute ist einfach einer von diesen Tagen, ... ich glaub' der Nebel, so ganz alleine in der Firma, alles sind mir aufs Gemüt geschlagen!“, sagte er, und dachte, daß es ja nicht ganz falsch sei. Es ging ja schon früh morgens los mit dem Musikstück im Radio. Von Anfang an war er ja gewissermaßen in einer depressiven Grundstimmung gewesen. So, wie er es normalerweise gar nicht gewohnt war.

Dann legt sie wieder ihren Kopf auf seine haarlose Brust, und ihre Hand kreist über seinen Bauch, spielt mit seinem großen Nabel und ihre Finger gleiten durch seine Schamhaare, zieht leicht an ihnen mit zusammengepreßten Fingern, ohne sein nun schlaffes Glied zu berühren.

—„Was gibt es?“, hatte sie ihn gefragt, kurz nachdem er zu ihr gekommen war. Er hatte an der Fensterwand gestanden und in den Garten gestarrt.

—„Du schaust so betrübt aus!“, hatte sie auf sein verdutztes Wieso geantwortet.

Wieso, als könne er nicht glauben, daß man ihm seine Stimmung ansieht. Aber dann war ihm doch sofort klar, daß seine tiefe Erschütterung, sich auch in seinen Gesichtszügen zeigen mußte. Weiß die Bäume im Raureif und hinter ihnen nur dichter grauer Nebel. Die grüne Plane über dem Swimmingpool war voller Laub und kleiner Zweige. Überbleibsel des letzten Sturmes. Er war zu ihr geeilt, hoffnungsvoll, den Zauber des Sommers noch immer im Kopf, denn seit dem Sommer war er ja nicht mehr in ihrem Haus gewesen. Sie waren allein, keine Haushaltshilfen, keine anderen Gäste und die Stille irritierte ihn. Ob sie nicht vielleicht ein wenig Musik auflegen könnte, hatte er Dominique gebeten. Ihr Lied, Hôtel Normandy, und der Sommer war wieder da, aber der blaßgrüne Rasen und die kahlen Bäume widersprachen,

sie sangen den Blues des Verflissenen, vom Exodus der Touristen. „Il restera de nos amours ... une chambre mauve au petit jour ... et des mots que tu m'avais dits ... Hôtel Normandy ...”

—„Chère, ich habe dich nicht gerufen, um eine triste Mine zu machen! Ich wollte eigentlich, daß du mich un peu aufmunterst.“, hatte Dominique gesagt und umschlang ihn von hinten. „Jetzt essen wir erst mal und dann werden wir mal sehen!”

Scheinbar kam die depressive Stimmung aus dem Magen, dachte er, während er die ersten Tomaten und Mozzarella Stücke aß. Vielleicht hatte er wirklich nur zuwenig gefrühstückt gehabt. Es war zu früh gewesen, eine ungewohnte Zeit für seinen Magen. Genüßlich zerdrückte er ein Stück Mozzarella zwischen Zunge und Gaumen.

—„Schmeckt vorzüglich!“, und Dominique dankte ihm für die Bemerkung und seine nun zufriedene Miene mit einem breiten Lächeln.

—„Der Vinaigre. Ich habe extra welchen aus Frankreich, den kriegt man hier gar nicht!”

Immer noch barfuß, im ockerfarbenen Flußsand, die Zehen im seichten Wasser, die Hosenbeine hochgekrämpelt, hinter ihm die Spur aus dem Wald nackte Füße, und nirgendwo stehen Schuhe. Freier Oberkörper, muskulös und sonnengebräunt. Der junge Mann im langen blondgelockten Haar schaut indifferent zum anderen Flußufer. Vor ihm sein in den Wogen zerfleddertes Spiegelbild. Möglicherweise schaut er zu dem Mann im Anzug und Lackschuhen auf dem Steg auf der anderen Seite. Der Fluß schillert in vielen Farben, hier und da glaubt man Bilder zu sehen. Der graumelierte Herr lächelt aufmunternd. Will der Junge man zu ihm auf seine Seite? Wie könnte er es überhaupt bewerkstelligen? Der Fluß ist breit und sicherlich auch tief. „Opferung am Fluß”.

Dominique war seinen Blicken gefolgt:

—„Das ist Berties Lieblingsbild! ... Ein Frühwerk von Bertram, als er noch gegenständlich gemalt hatte! Hat er eigens für Bertie gemalt! Ein Geschenk für seinen fünfzigsten Geburtstag.”

Die Pfarrgemeinde hätte dieses Bild einmal als Grundlage zu einer Meditation genommen. Sohn und Vater? Getrennt durch den Strom. Der Sohn, ein Mensch, oder gar der Menschensohn, auf dem Weg zum Vater, Gottvater, in modernem Gewande. Getrennt durch einen Fluß, den Fluß des Lebens. Was er von dieser Interpretation halte, ob das

seine Idee gewesen sei beim Malen, hatte Dominique Bertram einmal gefragt. Aber Bertram habe sich geweigert dieses Bild, wie auch seine anderen Bilder zu interpretieren. Jedenfalls wurde „Opferung am Fluß“, wo vor allem wegen des möglicherweise irreführenden Titel, zu Wegners religiösem Werk gezählt.

—„Jedes Werk steht für sich selbst. Und wie ein Kind, wenn es volljährig geworden ist, geht es nach seiner Fertigstellung seine eigenen Wege!“, hatte Bertram einmal zu Dominique gesagt, und ein anderes Mal hatte er gesagt: „Könnte man meine Bilder nur durch erläuternde Worte von mir verstehen, dann hätte ich was falsch gemacht, dann wäre ich wohl besser Schriftsteller geworden.“

—„Das ist doch Blasphemie, diesen wollüstigen Geschäftsmann mit Gott gleichzusetzen. Ich denke, der ist geil auf diesen Jüngling!“

—„Oh la la, so sarkastisch kenne ich dich ja gar nicht und außerdem sag’ sowas nicht zu meinem Mann, denn Wegener hat einmal gesagt, daß Bertie für dieses Bild gewissermaßen Modell gestanden hätte!“

—„Oh, das wußte ich nicht!“, hatte er erschrocken gesagt, aber fügte dennoch hinzu, als er bemerkt hatte, daß sie seine Bemerkung gar nicht mißbilligte, ja sie ihr anscheinend sogar gefallen hatte „Und der Adonis ist wohl der Künstler selber!“

Sie selbst möge diese Bilder gar nicht so sehr, aber Bertie sei von ihnen begeistert, ebenso wie vom Künstler selbst. Felix glaubte einen deutlichen mißbilligenden Ton herauszuhören. Die Kritiker redeten immer vom homoerotischen Aspekt in Wegeners Werk, klänge doch gut, aber Wegener sei schwul, und in seinen Bildern erkenne man die Verachtung für die, die ihn gewissermaßen zur Hure gemacht haben. Im Namen der Kunst. Dann war sie in der Küche verschwunden, um nach den Pizzas zu schauen, und danach hatte er nicht mehr weiter gefragt.

Nun geht es ihm besser, denkt er. Im Bett, entspannt, Domiques Kopf auf seiner Brust, Gesicht Richtung Bauch gewand, neben dem Bett ein Papiertaschentuch, naß von seinem Sperma. Wie der Vollmond lugt die Sonne durch den Nebel. Vielleicht würde sie es ja noch schaffen vollends durchzustößen. Er hat keine Lust mehr ins Büro zurückzukehren. Überhaupt keine Lust mehr, nicht nur an diesem Samstag, denn Mohlers Büro war wieder aufgetaucht in seinen Gedanken. Wenn er wenigstens mit Dominique darüber reden könnte, was er im Büro ihres Mannes gesehen hatte. Vielleicht wußte sie ja eh Bescheid?

—„Dominique, was ich dich mal fragen wollte.“, startet Felix umständlich, „Wie habt ihr euch eigentlich kennengelernt, du und dein Mann?“

Wie er denn jetzt darauf komme, fragt sie ihn, nun neben ihm auf der Seite liegend und ihren Kopf auf ihren Ellbogen gestützt. Dann erzählt sie ihm ihre Geschichte, sie hatten ja Zeit, denn ihr Mann hatte ihr ja zuvor gesagt telefonisch mitgeteilt, daß er erst gegen Abend nach Hause zurückkäme.

* * * * *

Noch am Tag zuvor war es fast sommerlich warm gewesen, aber nachts war Wind aufgekommen, ein kühler Westwind, und von dort schwebten auch immer mehr dunkle Wolken heran, immer dichter. Der Wind peitschte die Wellen gegen den Strand, und in der Gicht sah es aus, als kochte das Meer. Immer häufiger lag Mont Saint Michel, an jenem kühlen Oktobermorgen im Schatten. Morgens hatte die Sonne geschienen, hatte Dominique einen warmen Tag suggeriert und sie hatte törichterweise statt eines Pullovers nur ihr T-Shirt vom Vortag angezogen, erzählt sie Felix, viele Jahre später. Im Kreuzgang fröstelte es sie, und es half auch nichts, daß sie den Kragen ihrer dünnen Leinenjacke hochschlug. Lediglich fünf Personen waren in ihrer Gruppe. Eine Familie mit einer ungeduldigen Fünfjährigen, dann so ein blonder Schönling, — sie glaube, daß er Alex geheißen hatte, — und ein Typ um die Vierzig mit einer teuren Fotoausrüstung, sowie Videokamera.

Nachdem sie ihre architektonischen und historischen Erläuterungen beendet hatte und eigentlich mit ihrer Minigruppe weitergehen wollte, kam was alle befürchtet hatten, weil sie es schon wiederholt erlebt hatten. Motivsuche, hin- und herlaufen, bücken und strecken, Suche nach der optimalen Perspektive, und dann häufig sogar umständliches Wechseln der Objektive.

—„Wie lange dauert das denn noch? Muß der denn wirklich alles filmen?“, hatte die Kleine ungeduldig gefragt.

Zur Zeit mache er noch Fotos, filmen käme erst danach dran, sagte er zur Klarstellung und unbeeirrt von der Ungeduld der anderen. Dominique fröstelte und hoffte, daß er bald fertig wäre, daß es diesmal vielleicht etwas schneller ging. Vielleicht würde er sich nachher mit einem dicken Trinkgeld erkenntlich zeigen. Sie hatte mittlerweile ein Gefühl für Leute. Sie sah ihnen an, was sie von ihnen zu erwarten hatte. Der Familienvater würde sie noch mit einigen Fragen bombardieren, die wohl nur seine Frau für intelligent hielt. Fragen und Kommentare, die zeigen sollten, daß er sachkundig war. Als Geschichtslehrer hatte sie ihn eingestuft gehabt, und außerdem einer von diesen grünen Neuroromantikern. Die Gesundheitsschuhe in denen die sechs Füße dieser Familie steckten, die grobgestrickten Socken und die selbstgestrickten Wolljacken im Biolook waren für Dominique untrügliche Zeichen. Weitere dumme Gespräche aber kein Bargeld konnte sie von ihnen erwarten. Aber der Typ im Hawaiiemd wirkte vielversprechend. Vielleicht würde er die mickrige Bilanz des Tages erheblich aufbessern. Wahrscheinlich würde er mit gönnerhafter Mine zwanzig, möglicherweise sogar fünfzig Francs springen lassen. Ihn hatte sie sofort als reichen Geschäftsmann klassifiziert. Einer von der Sorte, die immer Angst haben, man könnte sie nicht richtig einstufen, könnte ihren Reichtum nicht erkennen. Schau, ich habe Geld wie Heu, soll ihr großzügiges Trinkgeld beweisen. Einer von diesen Neureichen, aber darin hatte sie sich ja getäuscht. Die französischen Geschäftsleute empfand sie im allgemeinen als angenehmer, weniger aufdringlich, weniger angeberisch. Die Amies waren auch so wie die Deutschen. Die können sogar noch aggressiv werden, wenn ein Franzose mal kein Englisch kann.

Ging es ihm wirklich nur darum ein paar Leute mit im Film zu haben, damit man später die Dimensionen des Bauwerkes besser abschätzen könnte, oder wollte er sie zur Erinnerung bannen. Besonders wenn sie einen kurzen Rock trug, oder besonders figurbetonte Kleider, wurde sie häufiger als sonst, scheinbar beiläufig, von zahllos Männern mit ihren Foto- oder Videorekordern mit ins Visier genommen. Wäre es Alex, der blonde Schönling aus ihrer Gruppe, gewesen, der sie gebeten hätte mal den Gang auf und ab zu schländern, wäre es klar gewesen, worum es ging. Alex hatte sie die ganze Zeit über mit lüsternen

Blicken vermessen. Weder verstohlen noch zu dreist, aber immer mit der Souveränität eines Casanovas. Sie spürte sofort, daß er Übung in Verführungsspielen hatte. Frauen waren für ihn ein Hobby, ein Zeitvertreib. Aber der Video- und Fotofan, dessen buntes Hawaihemd im Halbdunkel des Säulenganges leuchtete, schien keine solchen Motive zu hegen. Immerhin hatte er ja nicht nur sie sondern auch den schönen Alex gebeten, durch den Gang zu schlendern.

—,„Hier sehen wir Dominique, unsere Führerin durch Mont St. Michel! Neben ihr Alex ein Mitglied der Besuchergruppe.“, sagt er für den Film mit verhaltener Stimme und im Stil der Fernsehkommentatoren.

Sie hatte sich gewundert, daß er es mit den Namen so genau nahm, daß er selbst den Namen des Schönlings auf Film bannte.

Am Ausgang wunderte sie sich, als sie sah wie der Mann im Hawaihemd auf die restlichen Mitglieder ihrer Gruppe einsprach und alle plötzlich fragend in ihre Richtung schauten. Hatten sie sich auf ein Trinkgeld verständigt gehabt, denn sie hatten ihr zum Abschied nichts gegeben?

—,„Ob sie noch Lust hätte, mit Ihnen einen warmen Tee zu trinken?“, fragte sie das Hawaihemd.

Die letzte Tour war es gewesen, und sie hatte sich die ganze Zeit auf ein heiße Badewanne zu Hause gefreut. Obwohl es zuerst so ausgesehen hatte, als ob die Familie mitgehen wollte, hatte sie dann doch einen Rückzieher gemacht. Die Kleine sei einfach zu schlecht drauf, sie habe zu wenig geschlafen. Nein Danke, ihr Bus würde bald fahren, und der nächste käme ihr zu spät, versuchte Dominique abzulenken. Aber in ihrem und Alexens Fall ließ er nicht locker. Sie spürte, daß er es gewohnt war, daß meistens alles nach seinem Willen ging. Widerstand regte sich in ihr, aber dennoch zwecklos. Statt sich auf ein energisches Nein festzulegen, habe sie sich mit ihm auf seine Argumentationsebene begeben, und damit gewissermaßen aufs Glatteis. Und nachdem sie ihm auf sein hartnäckiges Fragen, aber immer freundlich und charmant gestellt, gesagt hatte, daß sie kurz vor Avranches wohne, hatte er gewonnen, denn sein Hotel, Le jardin des Plantes, sei ja in Avranches und sie könne also mit ihm später mitfahren. Eigentlich wollte sie es nicht, aber sie hatte es nicht geschafft im richtigen Moment energisch genug abzulehnen. Abends würden sie sich treffen. Er, Alex und Dominique.

Es war einer dieser kühlen Oktobertage gewesen, die einen an den

bevorstehenden Winter denken lassen. Die Touristenströme würden versiegen, und sie freute sich darauf, ihre Heimat wieder alleine genießen zu können. Strandwanderungen, nur die Möwen und sie, und nirgendwo sonnenbadende Touristen. Sie liebte das stürmische Wetter und das brausende Meer. Aber sie fürchtete sich auch vor dieser Jahreszeit, denn sie wußte nur allzu gut, daß die Stimmung allzu schnell umschlagen würde. Mit dem Fallen der letzten Blätter würde sich Trostlosigkeit ausbreiten. Die bunten Bilder des Sommers würden durch den feuchten und kühlen Winter spuken.

—„Bon soir, Monsieur Molaire!“, hatte der hagere Ober gesagt, und half ihm dann mit großer Grazie seine Jacke auszuziehen. Mohler wirkte neben der langen und hageren Gestalt des Obers klein und gedrun-gen. Alex hatte seine Glanzlederjacke schon selbst ausgezogen und reichte sie lächelnd dem Ober. Bei Dominique hatte er nichts zu tun, denn sie hatte keine Jacke angezogen, aber nach den fröstelnden Erfahrungen während des Tages hatte sie einen Wollpullover gewählt.

Dominique schmunzelte, als sie den Namen ihres Begleiters hörte. Dezent, aber neugierig, beobachtete der Ober Dominique. Wer mochte sie sein? Er hatte sie noch nie gesehen, und sonst bei seinen vorherigen Besuchen war Mohler immer allein gewesen.

—„Mama, schau mal, dort hinten schwimmt eine Seejungfrau!“, hatte die Kleine, die Tochter des mutmaßlichen grünen Lehrers, ein paar Stunden vorher ausgerufen, und sie hatte wild gestikulierend auf die Gischt gezeigt. Aber ihre Mutter sagte ihr, daß es an dieser Stelle keine gäbe, und ihr Vater wollte noch genauer sein.

—„Es gibt überhaupt keine!“, und nach einem strafenden Blick seiner Frau fügte er hinzu „nur im Märchen!“

Norbert hatte gemeint, daß sie vielleicht alle verzaubert worden seien und nun an Land auf zwei Beinen herumliefen. Dabei hatte er Dominique angelächelt, und sie wußte nicht, ob sie es als Kompliment auffassen sollte, oder ob sie ihn wegen dummer Anmache verachten sollte.

—„Mais non! Pas cette place!“, empörte sich Mohler, als der Ober ihnen den einzigen noch freien Tisch zuweisen wollte. Der Tisch sei viel zu nahe an der Toilettentüre, also könne es stinken, und zu nahe an der Garderobe, was ständige Unruhe bedeute.

Die schreckliche Blässe war ihr als erstes an dem Ober aufgefallen,

sicherlich hatte der den ganzen Sommer über keine Sonne gesehen. So wie viele andere seiner Kollegen, galt es im Sommer, das Geld zu verdienen, daß ihnen sonst im Winter fehlen würde. Aber nach Mohler Mißfallensäußerungen bezüglich des Tisches, zeigte sich eine leichte Röte auf seinen Wangen. Der hagere Mann im schwarzen Jacket war sichtlich bemüht, Mohler keinesfalls zu verärgern. Jedem anderen hätte er sicherlich freundlich aber bestimmt gesagt, daß er dann halt warten müsse bis ein anderer Tisch frei würde. Wenn er ihnen doch wenigstens vorher Bescheid gesagt hätte, dann hätte er ihnen doch einen schönen Tisch reserviert. Aber nun könne doch nichts mehr machen, versuchte der Ober ihm verzweifelt klarzumachen.

Doch, doch, er werde ihm jetzt sagen, was er tun könne, hatte Mohler gesagt, und dabei hatte er auch Alex und Dominique im Blick. Den Tisch neben dem Aquarium wolle er, und er ließ sich nicht irritieren von dem Ober, der ihm gerade erklären wollte, daß dort schon ein junges Paar sitze. Welchen besonderen Champagner sie im Keller hätten, fragte er ihn, scheinbar ohne Zusammenhang. Der Ober freute sich wohl schon, denn er glaubte nun, daß Mohler sich mit dem freien Tisch zufrieden geben würde. Willig zählte er ihm die Marken auf. Mohler stoppte ihn bei einem sehr teuren und erklärte ihm dann, daß er die beiden jungen Leute bitten sollte, ihren Platz zu verlassen, und an dem kleinen Tisch an der Toilettentür Platz nehmen sollten. Gewissermaßen als Entschädigung sollte er ihnen auf seine Rechnung den Champagner offerieren.

—„Mais, c'est difficile ...“, sagte der Ober, während er sich Schweißtropfen von der Stirn wischte.

Hilfesuchend, beinahe beschwörend, schaute er Alex an, aber dieser lächelte nur, unbestimmt und scheinbar desinteressiert. Dominique schaute unter sich, um schon im Vorfeld seinen Blicken auszuweichen. Ihr war es peinlich gewesen, aber was hätte sie tun sollen? Sie kannte Mohler ja kaum. Sie schämte sich, auch weil sie innerlich hoffte, daß sie wirklich den schönen Platz am Aquarium erhielten. Dominique spürte, wie ihr die Schamesröte ins Gesicht stieg und sie zu schwitzen begann.

Den Blick auf seine eigenen Schuhe gerichtet, zog der Ober Richtung Theke, als er einsah, daß Mohler bei seinem Wunsch bleiben würde und er auch von seiner Begleitung keine Hilfe erwarten konn-

te. Beim Weggehen murmelte er noch, daß sie doch bitte an der Theke Platz nehmen könnten, und er müsse nachschauen müsse, ob sie diesen Champagner auch wirklich noch auf Lager hätten.

Wenn nicht solle er den nächst besten nehmen, hatte Mohler ihm noch im Weggehen gesagt. Dann diskutierte der Ober mit dem Chef an der Theke. Dominique, Alex und Norbert Mohler saßen nun mit dem Rücken zum Raum an der Theke, und Dominique erinnerte sich auch noch Jahre später, wie sie Felix erzählte, wie froh sie war, nicht bei dem peinlichen Geschehen zuschauen zu müssen. Am liebsten hätte sie dem Ober und dem Mann hinter der Theke gesagt, daß sie gar nicht richtig zu diesen zweien gehöre, weder zu dem großkotzigen Deutschen noch zu dem immerzu lächelnden Gigolo, ebenfalls Deutscher. Am liebsten wäre sie zu den jungen Leuten gegangen, die anscheinend ohne aufzumucken zum Tisch an der Toilette gewechselt hatte, wo ihnen im silbernen Kübel bereits der Sekt serviert wurde. Aber sie mußten sich doch gekauft vorkommen, hatte sie gedacht.

* * * * *

So wie Dominique ihre erste Begegnung mit ihrem Mann darstellt hätte, könne er gar nicht verstehen, was ihr an ihm gefallen habe. Es könne doch nicht nur sein Geld gewesen sein, sagt Felix neben Dominique im Bett liegend.

—„Warum denn nicht?“

—„Wie meinst Du das?“

—„Sein Geld. Klar hat mich sein Geld und seine Macht fasziniert!“, sagt sie lachend.

—„Aber doch nicht nur?“

—„Warum denn nicht?“, sagte sie wieder lächelnd.

In irgendeinem Buch hätte sie mal gelesen, daß die Männer meist nur bei ihrer Partnerwahl auf dicke Titten und hübsche Figuren schauen. Primitive Instinkte. Breite Hüften zeugen von Gebärträchtigkeit.

Während der dicke Busen das Überleben des Nachwuchses nach der Geburt verspricht. Aber soviel denken die Männer natürlich nicht, sie werden nur geil, wenn diese Bedingungen stimmen. Da könne eine Frau auch dumm sein oder arm, oder beides. Aber Frauen wählten ihre Partner mehr unter dem Aspekt des Versorgtseins, und da spielt Reichtum nun mal eine große Rolle.

Er lag neben ihr, Hände hinter dem Kopf verschränkt, im Gästebett der Mohlers. Auf dem Nachttisch lag eine Papiertaschentuch, naß von seinem Sperma. Wie so häufig war es ihr wieder gelungen ihn zu schocken. Sie hatte ihn wegen seines Geldes geheiratet und gab es offen zu. Welches Frau würde das so unumwunden zugeben, ohne jede Scham oder schlechtes Gewissen.

—„Aber bei mir konnte doch Geld nicht die Ursache gewesen sein?“, fragte Felix.

—„Wir sind doch nicht verheiratet, oder?“, sagte sie lachend.

—„Ne, mal ernst ...“

—„Willst Du es wirklich wissen? ... Schwer zu sagen, was mir an Dir gefiel. Du wirktest so völlig desinteressiert, ... ich meine nicht im allgemeinen ... nur, als interessierten dich keine Frauen ... oder besser du wirktest so ... wie sagt man ... asexuell ... du warst so etwas wie eine Herausforderung ... ich wollte es einfach wissen ... ich wollte wissen, ob ich dich erregen kann ... weißt du, bei den meisten Männern ist das ganz einfach ... man zeigt ein wenig Bein, oder ein bißchen Brust, und schon ist es um sie geschehen ... wobei, es war dann doch nicht so schwer mit dir, wie ich es mir vorstellt hatte ...“

—„Und da warst du enttäuscht?“

—„Ein klein wenig vielleicht schon!“

—„Und sonst?“

—„Was meinst du?“

—„Was hat dich noch so an mir interessiert, das kann doch nicht alles gewesen sein ...“

Oder doch? War es wirklich alles gewesen? Affaire als sportliche Herausforderung! Das war also die Erklärung, dachte er im Ehebett neben der bereits schlafenden Vera. Also ein Sport war es für sie, sonst nichts, grämte er sich? War er eigentlich enttäuscht? Was hatte er erwartet? Klar, dachte er, jede andere Antwort hätte ihm wohl besser gefallen. Weil er so toll aussähe! Ja, warum eigentlich nicht, er sah

doch nicht schlecht aus. Das hätte ihm auf jeden Fall besser gefallen. Oder vielleicht, weil er so intelligent sei, so viel Esprit habe. Quatsch, nur wegen seinem Intellekt, wollte er aber auch nicht begehrt sein. Er wollte ihr schon auch körperlich gefallen: „Weil dein Schwanz so toll ist“, wäre doch eine prima Antwort gewesen, dachte er, aber er verdrängte diesen Gedanken sofort wieder in die Arrestzelle seiner Sozialisation. Er war doch nicht, wie alle anderen Männer, die in beinahe exhibitonistischen Denken nach Penisbewunderung trachten? Was hatte er ihr sonst zu bieten? Geld und Macht schieden ja sofort aus, denn ihr Mann war doch auf jeden Fall bedeutend reicher und einflußreicher. Er war doch nur ein kleiner Angestellter ihres Mannes, wenn ihn diese Sichtweise auch noch so störte. Wenn ihr Bertie wollte, dann könnte er ihn feuern, könnte ihm seine Karriere verbauen, und er war wehrlos. Dominique hätte ihn auch charmant, freundlich, alles Mögliche finden können, aber ausgerechnet, weil er auf sie so — er scheute sich es zu denken — frigide wirkte. Wird dieser Begriff überhaupt im Zusammenhang mit Männern gebraucht, oder kann man ihn nur bei Frauen benutzen dachte er. Eine Sportlerin, die immer die Grenzen ihres Könnens erfahren will, die sehen will, ob sie die Männer scharf machen kann, bei denen alle anderen Frauen scheitern. Wie ein Bergsteiger, der sich nicht mit einem Berg begnügen kann, den andere mit Kind und Hund besteigen, so wollte sie sich nicht mit Männern zufrieden geben, die leicht zu erobern sind.

— „Allerdings hätten die meisten Männer nach diesem Nachmittag in unserem Garten sich wohl von sich aus . . . ich meine, wenn ich nicht gewesen wäre . . . du wärest wohl nicht aktiv geworden . . . oder hättest du mich auch angerufen?“

Was war daran so verwunderlich? Wer traut sich schon so ohne weiteres die Frau seines Chefs zu verführen? Und da macht es auch kaum einen Unterschied, wenn sie so toll aussieht, wie Dominique. Da gibt es ja dann nicht nur die Angst vorm Ehemann, da hängt ja dann der Arbeitsplatz davon ab, die ganze berufliche Zukunft. Jetzt war ihm immer noch mulmig, wenn er daran dachte, oder wenn er sich vorstellte, daß die Türe aufginge — naja, die war ja schon auf.

— „Dein Mann? . . . War der auch einer von der uneinnehmbaren Sorte?“

— „Was heißt hier war . . . bei Norbert ist das ganz was anderes . . .

”, sie zögerte, schaute ihn an, und fuhr fort „aber eigentlich, will ich jetzt nicht über Norbert sprechen!“

Sie hatte ihn Norbert genannt, nicht wie gewöhnlich Bertie. Was war los mit ihrem Mann. Sie hatte schon öfters merkwürdige Andeutungen gemacht. Ist er schwul? Pervers auf irgendeine Art.

—, ‚Eigentlich‘, das heißt, du willst, aber du traust dich nicht?“

—, „Doch, aber heute nicht!“

Was wäre, wenn ihr Mann doch wider Erwarten nach Hause käme. Sie schien sich darüber keine Sorgen zu machen. Ganz im Gegenteil, manchmal kam es ihm so vor, als zielte sie es geradezu darauf ab, von ihrem Mann — oder von irgendjemandem — erwischt zu werden? Überhaupt schien es ihr ja immer ein besonderes Vergnügen zu bereiten mit ihm zärtlich zu werden, wenn die Möglichkeit plötzlich überrascht zu werden besonders hoch war. Wie damals in der Ausstellung! Vergeblich grübelte er über den Namen des Künstlers nach, während sie sich ebenso fruchtlos bemühte seine Männlichkeit für eine neue Runde fit zu machen. Sie legt seine Hand auf ihren Bauch, wohl in der Hoffnung, daß der Kontakt mit ihrer Haut ihn wieder mobilisieren würde, und beginnt seine Hoden zärtlich zu kneten. Sein Name spielte doch keine Rolle, war doch eh ein noch unbekannter Künstler, dachte er. Wahrscheinlich würde der wohl auch nie bekannt werden, dachte er, ohne zu bedenken, daß er von Kunst nichts verstand.

—, „Na, was ist denn los, mein Kleiner, willst du nicht ... will dein Herrchen dich noch ein wenig aufsparen ... “

—, „Dominique, nicht mehr ... “

—, „Wir haben uns tagelang nicht gesehen ... komm' schon ... “

—, „Ich dachte, du wolltest doch keinen so aktiven Liebhaber haben ... “

—, „O lala, da hast du aber etwas ziemlich falsch verstanden, mein Felix!“

Dort in den erhabenen Räumen des alten Schlosses hatte sie ihn leidenschaftlich umarmt und geküßt, und er hatte sich fieberhaft nach allen Seiten umgeschaut, ob niemand sie sehen könnte. Nicht nur weil sie seine Geliebte war, und niemand das wissen durfte, hatte er widerstrebend mitgemacht, sondern es hätte ihn auch gestört, wenn Vera an Domiques Stelle gewesen wäre. Küssen in aller Öffentlichkeit fand er einfach vulgär und für seine Position nicht mehr passend. Vielleicht

hätte sie gar nicht weiter gemacht, wenn er sich nicht so spröde gezeigt hätte, dachte er später Wahrscheinlich hatte sein Widerstand sie erst angespornt. Jedenfalls saß er kurze Zeit später auf dem Marmorsims, der die Außenwand des Raumes säumte, und sie saß rücklings auf seinem vor Angst nur halbsteifen Glied. Man würde doch erst Mal die Füße sehen, wenn jemand käme, bevor diese sie sehen könnten. Alles wäre ja gut gegangen, wenn bloß sein Reißverschluß nicht geklemmt hätte. Sie war aufgesprungen, ließ einfach ihren Rock fallen, und stand völlig unschuldig vor einem dieser verrückten Bilder. Engelchen und Kühe, oder sowas. Gottseidank hatte er noch seine Aktentasche gehabt, die er schnell auf seinen Schoß legte. War es überhaupt schnell genug gewesen? Vielleicht hatte der Mann doch noch etwas mitbekommen. Möglicherweise hatte er sogar mitbekommen, daß Dominique von ihm aufgesprungen war. Das mußte er doch gesehen haben. So wie sie plötzlich seine Beine und Füße hinter der unten offenen Posterwand gesehen hatte, so mußte er auch Dominiques Füße plötzlich scheinbar aus dem Nichts auftauchen gesehen haben. Zuerst dachte er, daß er den Mann nicht kannte, er sich also überhaupt keine Gedanken zu machen habe, aber später in seiner Erinnerung verwandelte sich der Unbekannte in einen Angestellten seiner Firma. Einer, den er zwar nur vom Hörensagen kannte, aber der würde ihn wohl kennen. Aber er war sich nicht sicher, ob er es wirklich gewesen war, oder ob ihm seine Erinnerung einen Streich spielte. Der hatte sich neben ihn gesetzt. Normalerweise halten doch Leute Abstand, wenn sie können, aber der hatte sich neben ihm niedergelassen, als wäre es der einzige frei Sitzplatz im Raum.

—„Sie können ihre Tasche ruhig wieder neben sich stellen! Ich habe Platz genug! Stört mich wirklich nicht!“, sagte der Mann in brauner Cordhose und grünem Hemd.

Er spürte das kühle Leder an seinem nun völlig schlaffen Glied. Hoffentlich blutete er nicht, hatte er gedacht, denn es tat höllisch weh, wo er ihn mit dem Reißverschluß gequetscht hatte. Er würde gerne nachschauen, aber der Typ neben ihm machte keine Anstalten zu gehen, sondern begann statt dessen über die Einflüsse von Chagal und Picasso auf diesen Künstler zu dozieren. Dominique stand ihnen mit dem Rücken zugekehrt und kurz vor einem Lachanfall.

Und dann entwickelte alles sich in einen wahren Alptraum, als dann auch noch die Schulklasse mit ihrer Lehrerin auftauchte, und er auf

dem Sims mit seinem Kofferchen vorsichtig seitwärts rückte. Pubertierende Gymnasiasten. „Kuck mal den da mit seinem Kofferchen!“ „Muß der und weiß nicht, wo die Toilette ist?“

* * * * *

—,„Sarah und Eido hatten viel Freude mit Kahantai und sie hatte sie sehr lieb, so wie eine Mutter und ein Vater ihre Kinder lieb haben.“, während sie dies erzählte, streichelte sie Vanessa und Markus über die Köpfe. Markus kuschelte sich an sie und Vanessa hielt ihre Hand fest.

—,„Haben alle Mamas und Papas ihre Kinder lieb?“

Was sollte sie sagen? Keinesfalls, daß es Eltern gibt, die ihre Kinder quälen und mißhandeln. Auch nicht, daß es Väter gibt, die sich mehr um ihre Kinder kümmern als Felix, aber sie liebten ihn ja, sie verglichen ihn nicht mit anderen, konnten ihn noch nicht vergleichen.

—,„Meistens schon!“

—,„Und die die ihre Kinder nicht lieb haben? Da sind die Kinder dann traurig, gell Mama!“

—,„Ja . . . soll ich jetzt weitermachen? . . . Von Tag zu Tag, von Monat zu Monat kamen sie näher und öfter. Und dann an Kahantais siebtem Geburtstag waren sie plötzlich da. Eiko konnte gerade noch die Kleine verstecken. ‘Ein Mensch im Zauberwald’, fauchten sie, ‘noch ist’s ein Kind, weg muß es sein, vor dem nächsten Vollmond, sie kämen bestimmt!’ ”

—,„Warum dürfen denn keine Menschen im Zauberwald sein?“, fragte Vanessa.

—,„Weil die Hexen das nicht wollen! Hat die Mama doch gesagt, gell Mama!“, ereiferte sich Markus.

—,„Weiß ich doch auch!“

—,„Von da an lebte Sarah in großer Furcht vor den Hexen. Eines Nachts schrak sie auf. Was war da? Waren die Hexen da, wollten sie Kahantai stehlen? Noch ist nicht Vollmond! Dann sah sie das große

schillernde Auge am Ende der Schlange, die keine Schlange war, sondern Jesterdoms Arm. 'Verstehe und vertraue: Ein Mensch wird dir zeigen den Weg!' und schon war Jesterdoms Arm wieder verschwunden.

Sagte er 'wird dir zeigen' oder 'zeigt dir' oder hatte er gar gesagt 'hat dir gezeigt'? In der Sprache von Jesterdom ist gestern, heute und morgen im Nebel. Plötzlich hatte sie verstanden. Sie wollte gar keine Hexe mehr sein und Kahanhai hat ihr schon längst den Weg gezeigt, all die Jahre, hin zu den Menschen aus dem Wald."

* * * * *

Sie hatte Angst. Es hatte nicht nur damit zu tun, daß sie alleine mit den Kindern war, denn Felix war ja wieder mal auf Geschäftsreise. Unruhig, aufgeregte und verärgert war sie, und sie spürte, daß sie nicht einschlafen konnte. Das Krankenhaus hielt sie noch gefangen. Sie war wütend auf Professor Dehmer, wie er sie behandelt hatte. Ihre Ohnmacht, die er ihr drastisch vorgeführt hatte. Und Felix? Felix hätte nicht fahren dürfen. Diesmal nicht! Diesmal hätte er sie nicht alleine lassen dürfen. Am besten würde sie noch ein wenig aufstehen und Fernsehen schauen, vielleicht würde es sie auf andere Gedanken bringen. Als Vanessa noch ein Baby war, hatte sie oft diese Einschlafprobleme gehabt, sie konnte sich noch gut daran erinnern.

* * * * *

Wer weiß wann der kommt ... es ist schon richtig, daß ich ins Bett gegangen bin ... 'wird nicht so spät' ... hat er schon oft gesagt und

nachher ... und wenn Vanessa dann nachts schreit, dann bin ich es ja, der sie holen muß ... ich muß mir dann die Nacht um die Ohren schlagen ... Verflucht laut sind die heute wieder ... jetzt kann ich Felix' Eltern verstehen, wenn die immer klagen, daß sie hier nicht schlafen können ... vor allem, wenn man bedenkt ... Was war das? Vanessa? Nein ... wenn man fast im Wald wohnt, wie die ... in einem Kaff, wo sich Hase und Igel ... aber seinem Vater gefällt's ja ... wenn ich nur daran denke, wie der stundenlang mit seinem Fernglas vorm Fenster hängt ... der braucht keinen Fernseher ... ein Fenster zu Wald und Wiese ist für ihn unterhaltend genug ... Felix sagt doch immer, an seinem Vater sei ein guter Förster verloren gegangen ... im Winter ist es ja auch wirklich putzig, wenn die Rehe so nahe ans Haus kommen, um an seiner Futterstelle zu fressen ... aber nachts ... da macht's mir Angst ... wie es da so plötzlich vor mir aufgesprungen ist ... also nachts werd ich den Garten nicht mehr freiwillig betreten ... und überhaupt diese von ihnen so viel gepriesene „himmlische Ruhe“ ... ich find's einfach unheimlich ... diese ganzen komischen Geräusche ... gut, für seinen Vater da ist das alles kein Problem ... der weiß ja immer gleich, das ist das Tier ... der Vogel ... aber für mich ... einfach grauselig ... wenn wir abends draußen saßen auf ihrer Veranda, dann ... das war ein ... oh, das war aber Vanessa ... soll ich zu ihr? ... schon wieder ruhig ... schläft wohl wieder ... ich weiß nicht, aber heute nacht ist die GISTA besonders laut, so laut ist es doch sonst nicht ... unheimlich laut ... was macht eigentlich all diese pfeifenden und zischenden Geräusche ... komisch, ist schon merkwürdig ... ich weiß noch nicht einmal, wie Stahl gemacht wird ... war immer irgendwie Männersache ... ist es die Hitze oder Wind ... vielleicht weht er von dort ... es ist doch sonst wirklich nicht so laut ... vielleicht bin ich auch nur zu früh ins Bett gegangen ... was war das schon wieder? ... das war doch in unserem Garten ... waren das nicht Schritte gewesen? ... hier oben kommt doch niemand durchs Fenster, der bräuchte doch eine Leiter ... Blödsinn Vera, du hörst schon das Gras wachsen ... war bestimmt der Wind und diese Hitze, da klingt's halt manchmal ... doch, das war aber jetzt Vanessa ... das kann ja wieder eine blöde Nacht werden, wenn die jetzt schon so anfängt ... und wenn Felix mich auch immer auslacht, ich glaube es ist doch der Vollmond schuld ... jedesmal das Gleiche kurz vorher und in der Vollmondnacht ... also

komm' schon Vera ... auf ... schau mal nach ... wahrscheinlich hast du sie nur wieder zu dick zugedeckt ... die schwitzt bestimmt ... „Ja, ja, ist ja alles gut ... Mama ist ja da ... ja ja“ ... schon wieder still ... die war wohl nicht richtig wach gewesen ... schnell wieder ins Bett ... hoffentlich schläft sie jetzt ein paar Stunden, nicht daß sie mich gleich wieder weckt, wenn ich eingeschlafen bin ... wird mir ja hoffentlich noch gelingen in alle dem Krach ... aber dennoch, in so einem Kaff wie die wollt ich nicht ... dann schon lieber irgendwo im Süden, wo es warm ist ... und das Meer ... vor allem das Meer ... Südfrankreich ... da in der Bucht, wo wir letztes Jahr ... wo war das noch ... irgendwo in der Nähe von St. Tropez ... dort ein Haus, wie da einige ... muß ja gar nicht so riesig sein, aber ... die eine war doch prächtig, sah aus, als wäre sie in den Fels gehauen worden ... schmiegte sich so nahtlos in die Landschaft ... genug Zimmer müßte sie schon haben ... schon wegen all der Gäste, die bestimmt kämen ... so 'ne Buch für uns alleine wäre ja auch nicht schlecht ... Swimmingpool ... am besten überdacht, damit wir auch im Winter ... die Winter sind doch dort nicht so häßlich wie hier? ... waren das jetzt nicht Schritte im Kies? ... ach Quatsch, schlaf jetzt ... und der Sand, so zart ... golden der Sand im Licht der frühen Sonne ... feiner Sand, so weich und warm unter den nackten Füßen ... zu warm, besser am Meeresrand ... heiß die Sonne ... schau nur die Fußstapfen, alles meine ... wie klein die sind ... und die da, die sind Mamis, da passen meine fast zweimal rein ... lauf', lauf' schneller, schnell wie die Sonne, schon ganz oben ... man kann ihr ja zuschauen, wie sie steigt, komisch ... hey, wer ist da ... „Im Sommer läuft sie immer schneller!“ ... wo? ... wer war das? ... weiter immer weiter ... „Da kann ja niemand schlafen, wenn du so laut trampelst“ ... warum haben die denn ihr Schlafzimmer mitten auf dem Strand aufgestellt ... war das nicht das Schlafzimmer ihrer Eltern ... aber dann mußte doch die Frau ... wieso erkannte sie ihre eigene Mutter nicht ... nein, das ist ja ein Mann ... Vater? ... da sind ja plötzlich überall Schlafzimmer ... da kann doch jeder durchkucken ... stört die das denn nicht? ... warum grinst der so impertinent ... alle schauen so, woher kommen die alle plötzlich her ... nackt ... ich bin nackt ... und die sind in ihren Schlafanzügen ... was wollen die ... die Sonne tropft ja, ins Meer... was ist das ... igitt, ganz braun ... stinkt nach Bier ... „Hallo mein Kleines, meine Prinzessin!“ ...

der ist ja nackt „küß mich, sonst geh ich weit fort von dir in ein
fernes Land!“ ... die anderen Leute sehen uns, sie werden mir helfen
... aber die sind ja jetzt auch nackt ... „Küß Deinen Prinz, küß ihn,
du willst doch nicht, daß er dich verläßt“ ... warum singen die das ...
Mama kommt bestimmt „Mama, Mama“ ...

—, ... nein, laß mich in Ruhe, geh' weg ... ”

—, „Aber Vera, was ist denn los mit dir!“

—, ... geh' weg ... du stinkst ... du bist betrunken!“

—, „Aber Vera, du träumst! Ich bin es doch: Felix!“

—, „Mach das nie wieder!“

—, „Aber mein Kleines, ich bin es doch Felix, dein Mein!“

—, „Nenn' mich nie wieder so!“

—, „Aber, aber, ich bin es doch dein Mann!“

VII. Sonntag

Sie ruhte am siebten Tag ...

Heute wollte sie nicht zu ihrer Mutter ins Krankenhaus gehen, dachte Vera. Sie saß auf dem Sofa, noch im Pyjama. Aufstehen, Zähneputzen und dann unverzüglich Kaffee kochen, so startet sie normalerweise jeden Morgen, auch Sonntage waren da keine Ausnahme. Aber der schale Geschmack in ihrem Mund, erinnerte sie permanent daran, daß ihre Zähne keinerlei Pflege erhalten hatten, und daß sie noch keinen Kaffee genossen hatte. Aus der Küche kamen auch nicht die vertrauten klackernden Geräusche der Kaffemaschine. Seit einer Weile, auf die Uhr hatte sie nicht geschaut, wollte sie sich aufraffen in die Küche zu gehen, aber stattdessen grübelte sie auf dem Sofa.

Wenn Vanessa nicht gewesen wäre, hätte sie sogar Markus Geburtstag vergessen. Vanessa war schon, bevor Markus aufgewacht war, in ihr Schlafzimmer gekommen, und fragte sie, wann denn Markus endlich aufwachen würde. In ihrer Hand hielt Vanessa ihr Geschenk für ihren Bruder. Sie hoffte, daß Vera ihr erlauben würde, ihn zu wecken. Ansonsten hatte sie sich, viel Mühe gegeben laut zu sein, um dem natürlichen Prozeß nachzuhelfen.

Die Kinder würden noch eine Weile mit Markus neuer Ritterburg spielen, aber dann würde sich vor allem Markus melden, und unwirsch fragen, wann es endlich etwas zu essen gäbe. Sie mußte sich nun unbedingt aufraffen, und ihm einen schönen Geburtstagstisch decken.

Nein, es war nicht nur eine Frage des Wollens. Sie konnte nicht zu ihrer Mutter fahren. Immer wieder sagte sie sich, daß sie kein schlechtes Gewissen zu haben brauche. Außer Mittwoch war sie jeden Tag bei ihrer Mutter gewesen. Zum einen waren die Kinder, die müßte sie mitnehmen, und sie wollte ihnen den Anblick ersparen, aber vor allen Dingen konnte sie selbst nicht. Sie konnte das Krankenhaus nicht mehr sehen, und ihre Augen brannten, tränten von ihrer Erkältung. In ihren Ohren war ein Dröhnen und Schallen. Vielleicht würde sie sich besser fühlen, wenn sie endlich ihren Kaffee getrunken hätte.

—„Könnt’ ihr nich ein wenig leiser sein. Mein Kopf dröhnt. Geht doch in eure Zimmer spielen!“, sagte Vera zu den Kindern, die nun im Wohnzimmer Verstecken spielten.

Vielleicht sollte sie nicht zu streng zu ihnen sein. Die Kinder wollten mal wieder ein wenig bei ihr sein, nachdem sie die ganze Woche so wenig Zeit mit ihnen verbracht hatte. Wenn wenigstens Felix da gewesen wäre, und jetzt ist er sogar das Wochenende nicht da. Sie spürte wieder

die Wut, ihre Mutter war im Krankenhaus, und vor allen Dingen war es Markus Geburtstag. Diesmal hätte er sie nicht alleine lassen dürfen.

—„Mama, warum kommt Papa nicht zum Geburtstag von Markus?“

Was hat sie eben gesagt? ... „Papa wär’ doch auch gerne geblieben, aber er mußte eben wegfliegen?“

—„Stimmt gar nicht, er hätte gar nicht fliegen brauchen ... ”

—„Aber Vera, wie kommst du denn darauf?“

—„Du ... du hast es selbst gesagt. Nur Papa sagte, daß er unbedingt fliegen müsse!“

Verdammt noch mal, die mußte noch wach gewesen sein, als sie nachts im Badezimmer bei offener Türe gestritten hatten. Felix Schuld war es gewesen, denn der hatte so laut gesprochen. Immer wenn er im Unrecht ist, wird er so laut. Mit seinem Gebrülle hat er sie bestimmt geweckt gehabt. Sie hatte immer wieder vergeblich versucht, ihn zum Flüstern zu bewegen. Wahrscheinlich hatte Vanessa dann auch mitbekommen, als sie Felix vorgeworfen hatte, daß er nur an sich denke und die Kinder seien ihm völlig egal.

—„Alle Papas sind immer da, wenn die Kinder Geburtstag haben. Warum nicht mein Papa!“

—„Aber Markus, Papa arbeitet doch auch für euch soviel, damit ihr es gut habt! ... ”

—„Aber Markus hat mir gesagt, daß das schönste Geschenk für ihn wäre, wenn Papa da wäre, um mit uns zu feiern ... gel Markus?“

Oh Gott, der hat ja Tränen in den Augen, denkt Vera und nimmt Markus auf ihren Arm.

—„Ich bin doch bei euch und heute mittag kommen alle deine Freunde. Peter, Björn und Sandra ... und Kevin kommt auch—“

—„Kevin ist nicht mein Freund ... erzählst du uns die Geschichte von der Hexe Sarah?“

—„Heute abend im Bett, jetzt ich muß doch noch einen feinen Kuchen für deine Gäste backen, ihr könnt ja noch ein wenig spielen oder mir helfen?“

Wenn nur sein Papa da wäre, das wäre das schönste Geschenk für ihn gewesen. Das konnte Felix nicht mehr gut machen. Diesmal sei Felix zu weit gegangen. Sie konnte und wollte es nicht mehr verstehen, daß er wirklich fahren mußte. Er denke wirklich nur an sich, dachte Vera. Felix war ein Egoist.

—„Aber Markus hat doch noch am Sonntag Geburtstag!“, hatte sie angeführt, um ihn zum Bleiben zu bewegen.

—„Ja, das ist sehr schade, daß ich da nicht da sein kann. Aber der vermißt mich bestimmt nicht bei all den Geschenken und wenn all seine Freunde kommen.“

Auch der Zustand ihrer Mutter zählte nichts bei Felix.

—„Deiner Mutter geht es jetzt ja wieder besser!“, hatte er gesagt.

Ihre Mutter war nicht mehr in Lebensgefahr, und er sagte es gehe ihr wieder besser. Ihre Mutter babbelte wie eine Dreijährige, und für ihn war die Welt wieder in Ordnung. Schlimmer als eine Dreijährige. Eine Dreijährige im Fieberwahn. Wahnsinnig war ihre Mutter geworden, und die Ärzte sprachen beschönigend von Alzheimer, oder Demenz, oder Creutzfeld-Jacob oder so ähnlich. Die Ärzte redeten Latein mit ihr, aber niemand wollte ihr sagen, ob und wann ihre Mutter wieder gesund würde.

Francois, Francois, wenn wenigstens Francois noch da wäre. Noch nicht einmal eine Telefonnummer hatte sie von ihm. Sie hatte nie darüber nachgedacht, daß Francois nach Ablauf seines Schuljahres wieder nach Frankreich zurückkehren würde, wieder zurück mußte, so stand es ja in seinem Vertrag.

Warum hatte er ihr keine Telefonnummer von sich gegeben, wo sie ihn erreichen könnte. Klar, er müßte erst wieder seinen Anschluß aktivieren lassen. Er würde sich wieder melden.

—„Ich glaube, daß Du einfach mal Zeit brauchst über Dich, Dein Leben und mich nachzudenken. Du nimmst alles viel zu einfach.“, hatte Francois einmal zu ihr gesagt, und später hatte er noch hinzugefügt: —„Für Dich ist alles nur ein einziges Spiel. Das ganze Leben ein Spiel und ich bin nur eine weitere Spielfigur!“

Chris, ja der, für den ist alles ein Spiel, hatte sie eingewandt. Der tingle immer nur rumm, wisse nicht richtig, was er wolle. Aber sie? Keinesfalls. Sie wisse worauf es ankomme: Hart arbeiten, Geld verdienen, Karriere machen.

Francois selbst war es doch, der alles so einfach nahm. Francois ließ doch alles laufen, machte sich keine Gedanken über die Zukunft. Was er ihr vorgeworfen hatte, traf doch auf ihn selbst vor allem zu.

Sie wußte noch nicht einmal genau, wie die Ortschaft hieß aus der Francois kam, und wohin er nun wieder zurückgegangen war. Sie hatte

ihm viel anvertraut, über sich erzählt, ihre Sorgen ausgeschüttet, aber nie hatte sie ihn mal befragt. War das vielleicht der Grund weshalb er sagte, sie nähme alles wie ein Spiel. Blödsinn, das war ja was anderes. Ein wenig egoistisch war das von ihr gewesen. Aber wenn er wirklich etwas gehabt hätte, was ihm auf dem Herzen gelegen hätte, hätte er es ihr doch bestimmt gesagt.